Bronufs. 115 P

Ug 10 5562 6

R

Das besondere
Leben
und
Character
des
bewunderten und verewigten
preußischen Königes
Friedrich des Großen,
unpartheyisch beschrieben
von
A*.

1787.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

So sinkt die Eiche, die den Stürmen trotzte, endlich unter der Last ihrer Größe, und Weltsysteme zertrümmert die Zeit. Seit Jahren schon hielt die starke Seele **Friedrichs des Zweyten** den hinfälligen Leib allein noch aufrecht. Deutschland bedurfte seiner noch, einen Bund zu knüpfen, der ihm die Vortheile versichern mußte, die es seiner Weisheit und Großmuth verdanket. Endlich zerreißt die rastlose Arbeit den Faden, an dem sein Leben hieng; der Vater der Geister nimmt den edelsten seiner Söhne zurück, und die Erde ihren Staub. Laßt uns nicht um ihn weinen, Männer Deutschlandes! Er hat sein Leben ausgelebt, uud ist in voller Reife zur Unsterblichkeit übergegangen, die er einst bezweifelte, aber immer durch seine Thaten bewies. Unsere Weiber und Töchter mögen seine Asche mit Thränen netzen, daß ihr Wohlthäter dahin ist, der durch weise Gesetze ihr Recht an unsere Liebe und Zärtlichkeit gegen das Sittenverderben des Jahrhunderts schützte. Uns laßt an seiner Gruft einander die Hände darauf geben, jeder in seinem kleinen Kreise das zu seyn, was Er auf dem Throne, im Rath der Nationen und im Schlachtgetümmel war — stark und weise! Laßt uns auf den Namen Friedrichs des Einzigen merken, des Königlichen Denkers, die Freiheit laut zu denken, und auf

Bonnefs. 115 P

Ug 10 5562 6

R

Das besondere

Leben

und

Character

des

bewunderten und verewigten
preußischen Königes
Friedrich des Großen,

unpartheyisch beschrieben

von

A*.

1787.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

So sinkt die Eiche, die den Stürmen trotzte, endlich unter der Last ihrer Größe, und Weltsysteme zertrümmert die Zeit. Seit Jahren schon hielt die starke Seele **Friedrichs des Zweyten** den hinfälligen Leib allein noch aufrecht. Deutschland bedurfte seiner noch, einen Bund zu knüpfen, der ihm die Vortheile versichern mußte, die es seiner Weisheit und Großmuth verdanket. Endlich zerreißt die rastlose Arbeit den Faden, an dem sein Leben hieng; der Vater der Geister nimmt den edelsten seiner Söhne zurück, und die Erde ihren Staub. Laßt uns nicht um ihn weinen, Männer Deutschlandes! Er hat sein Leben ausgelebt, uud ist in voller Reife zur Unsterblichkeit übergegangen, die er einst bezweifelte, aber immer durch seine Thaten bewies. Unsere Weiber und Töchter mögen seine Asche mit Thränen netzen, daß ihr Wohlthäter dahin ist, der durch weise Gesetze ihr Recht an unsere Liebe und Zärtlichkeit gegen das Sittenverderben des Jahrhunderts schützte. Uns laßt an seiner Gruft einander die Hände darauf geben, jeder in seinem kleinen Kreise das zu seyn, was Er auf dem Throne, im Rath der Nationen und im Schlachtgetümmel war — stark und weise! Laßt uns auf den Namen Friedrichs des Einzigen merken, des Königlichen Denkers, die Freiheit laut zu denken, und auf

dem Wege zur Vollkommenheit über die Schranken des Geisterzwangs hinweg zu schreiten, die er uns erwarb, uns nie entreissen zu lassen, und sie wider den entnervenden Luxus so nachdrücklich als wider geistlichen und weltlichen Despotismus zu vertheidigen! Dieß sey unser Trauerlied bey dem Tode des Königlichen Weisen! Nur dieß ist seiner würdig! —

„Preußens großer König **Friedrich der Zweyte** ist nicht mehr." So schallte am 17. August 1786. die Trauerpost, welche von Potsdam kam. **Friedrich der Große**, dieser von allen Nationen bewunderte König starb den 17. August früh gegen drey Uhr, an den Folgen einer Wassersucht. Hier haben Sie einen ganz kurzen Abriß seines Lebens: **Friedrich der Zweite** ward 1712 den 24sten Januar gebohren, ward 1733 den 12. Julii mit der Prinzessin **Elisabeth** von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt, und gelangte 1740 den 31. May zur Regierung. König **Friedrich Wilhelm**, sein Vater, hatte ihm ein vortrefliches Kriegsheer von 80000 Mann, einen großen Schatz, und seine ganze Landesverfassung in ungemeiner Ordnung hinterlassen. Dieser wichtigen Vortheile bediente sich sein Sohn, **Friedrich der Zweite**, den bereits seine Zeitgenossen den **Großen** nannten, mit ausserordentlichem Verstande und Glück. Er hat dasjenige zur Vollkommenheit gebracht, wozu der Churfürst Friedrich Wilhelm den Grund gelegt hatte: die veste

Macht

Macht seines Hauses und den blühendsten Zustand der Länder desselben. Zuerst behauptete er seine Ansprüche auf einige Schlesische Fürstenthümer durch einen siegreichen Krieg, und in dem Frieden zu Breslau wurde ihm ganz Schlesien, nebst der Grafschaft Glatz, ausgenommen Troppau, Jägerndorf und Teschen, von der Königinn von Ungarn abgetreten. Bald darauf nahm Er das Fürstenthum Ostfriesland in Besitz, dessen letzter Fürst verstorben war. Einem neuen ebenfalls glücklichen Kriege, den er zur Vertheidigung des Kaiser Carls des Siebenden mit erstgedachter Königinn führte, machte der Dresdner Friede, eine Bestätigung des Breslauischen, ein Ende. In dem dritten und größten seiner Kriege waren sieben Jahre lang das Kaiserlich-Oesterreichische Haus, die Kaiserinn von Rußland, die meisten Deutschen Reichsfürsten, auch die Könige von Frankreich und Schweden seine Feinde; gleichwohl schloß er zuletzt den ruhmvollen Frieden zu Hubertsburg. Als Feldherr war er bey der Erweiterung und Vertheidigung seines Gebiets bewundert worden; aber ohne Waffen verband er, zur Schadloshaltung für seine Anforderungen an Pohlen, ganz Pohlnisch-Preussen, Danzig und Thoren ausgenommen, nebst dem Theil von Großpohlen disseits der Netze, mit seinen übrigen Besitzungen.

Noch einmal ergriff er für einige Deutsche Reichsfürsten wegen der Bayerischen Erbfolge die Waffen, und verschaffte ihnen ein Jahr darauf

 durch

durch den Teschner Frieden die erwünschte Auskunft. Im Jahre 1785. kam durch seine Beförderung der merkwürdige Deutsche Churfürsten- und Fürsten-Verein zu Stande. In seinen Ländern hat Friedrich II. ungemein viel nützliche Anstalten getroffen, die Manufacturen und Künste aller Art ausnehmend befördert, eine Asiatische Handlungsgesellschaft zu Emden gestiftet, eine Menge Ausländer zu gemeinnützigen Arbeiten in sein Land gezogen, und jährlich Millionen zur Verbesserung desselben und zum Wohl seiner Unterthanen verwandt Sein Kriegsheer hat er zu einem der zahlreichsten und dem trefflichsten von Europa gemacht. Er hat die Verwaltung der Gerechtigkeit aus dem Grunde verbessern lassen, und auf ein neues Gesetzbuch gebauet. Durch ihn haben die Wissenschaften, ingleichen die sinnreichen und bildenden Künste, in seinen Ländern ein neues Leben bekommen. Er hat sich selbst mit verschiedenen als ein Kenner beschäfftigt; in zierlichen und scharfsinnigen französischen Werken die Geschichte seines Hauses beschrieben, und die wahre Staatskunst entworfen, auch die Academie der Wissenschaften zu Berlin von neuem empor gebracht. Stets hat er mit alles übersehenden Blicken die Regierung selbst geführt, womit er noch immer, auch selbst in der letzten Krankheit, fast bis auf den letzten Augenblick seines Lebens beschäfftigt war. Er starb den 17. August des Morgens, und ist je die Unterschrift unter ein Königliches Bildniß wahr gewesen, so ist es die, welche der

Dichter

Dichter unter dessen in Kupfer gestochenes Portrait setzte: „Es sagen, **Friedrich** zu erhöhn, „Geschicht und Nachruhm viel zu wenig; Von „allen Menschen kann man hier den größten Kö„nig, Von allen Königen den größten Menschen sehn.“ — Sein entseelter Leib ward in einem eichenen Sarg gelegt, welchen ein zinnerner Sarg einschließt, in Potsdam in die Königliche Gruft gesetzt, nachdem der zinnerne Sarg zugelöthet wurde. Der französische Zinngiesser Michaud in Berlin verfertigte den zinnernen Sarg, 7 Fuß lang, am Hauptende 3 Fuß hoch, und wiegt gegen 600 Pfund.

Was den jetzt regierenden König anlangt, so erreichten Se. Königl. Majestät, **Friedrich Wilhelm** der **Zweite** am 25. des vergangenen Sept. 1786, Dero 42. Jahr, und wurden 1769. den 16 October mit der Prinzeßinn Friderike Louise, Prinzeßinn von Hessen-Darmstadt, jetziger regierenden Königinn Majestät, vermählt, aus welcher Ehe vier Prinzen und zwo Prinzessinnen vorhanden, wovon der nunmehrige Kronprinz, Se. Königl. Hoheit, Friedrich Wilhelm, 1770 den 3. August gebohren sind. Der Prinzeßinn Friederike Königl. Hoheit, Tochter Sr. Königlichen Majestät aus der ersten Ehe, sind Pröbstinn zu Quedlinburg, und die an Sr. Durchlaucht. den Prinzen Erbstatthalter von Holland, vermählte Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine ist Sr. Majestät einzige Schwester.

Es haben Se. Königl. Majestät schon am 18. August die erste Gnade einem Deliquenten erzeigt. Ein Kanonier sollte arquebusirt werden, weil er seinem Unterofficier mit einem Messer in den Leib gestochen, doch nicht tödtlich verwundet, er ist aber von seiner Majestät begnadigt worden, und bleibt im Dienste. — Se. Majestät pflegen präcise um fünf Uhr des Morgens sich von Dero Cabinets-Räthen vortragen zu lassen Die Küche Sr. Majestät, als Prinz von Preußen, haben Sie an die Königinn Majestät abgetreten, und dagegen die Küche des höchstseligen verstorbenen Königs angenommen. Auch die Pagen des höchstseligen verstorbenen Königs werden Se. Majestät beybehalten.

Hier sind noch etliche Umstände von den letzten Stunden des verblichenen Monarchen. Als König Friedrich II. merkte, daß sein Ende sich näherte, so berief er fünf Wochen vorher von Zeit zu Zeit einige Personen zu sich, zu welchen er das meiste Zutrauen hatte, und deren Umgang ihm am besten gefiel. Er unterhielt sich täglich etliche Stunden auf das angenehmste mit ihnen, ob ihn gleich die Wassersucht so quälte, daß er sich in dem Sessel, der ihm auch zum Bette diente, gar nicht bewegen konnte. Man sah, was dieser große Mann duldete, ohne sich etwas merken zu lassen, zu klagen, oder unruhig zu seyn. — Um fünf Uhr des Morgens berief er schon seine Cabinets-Secretärs, und dictirte ihnen genaue und gründ-

liche

liche Antworten auf die von ihm des Abends vorher gelesenen Briefe und Depeschen. Um 8 Uhr empfing der General-Adjutant Befehle für die Armee. Darauf sprachen seine Majestät mit einigen Generals, und bis Mittag mit dem Herrn von Herzberg. Um 2 Uhr unterzeichnete er die am Morgen dictirten Briefe und Depeschen, schlummerte eine Stunde, unterhielt sich nachher mit seiner Gesellschaft, und ließ sich die Briefe und Depeschen vorlesen. So lebte er bis zum 13. August, da ihm die Oeffnung am Fuße Erleichterung gab. Dadurch wurde der König ganz entkräftet, dictirte aber dennoch am 15. des Morgens noch Depeschen mit der größten Gründlichkeit. Endlich verlor er ganz das Bewußtseyn, und schlummerte ohne die geringste heftige Bewegung ein. Der Minister von Herzberg ließ diese traurige Nachricht sogleich dem jetzt regierenden Könige **Friedrich Wilhelm** II. melden. Seine Majestät weinte, und mischte seine Thränen mit den Thränen seines Ministers und aller Anwesenden. Nach einigen Verfügungen wegen des entseelten Leibes und der Versiegelung wünschte der Minister dem neuen Monarchen Glück, welcher, als er demselben den großen schwarzen Adlerorden umlegte, dabey sagte: „Ich eile, Ihnen die erste Probe meiner Gewogenheit zu geben, die sie längst verdienten.“ — Der König ging hierauf in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nahe bey dem Todtenzimmer, fertigte die Befehle an die Generale, Gouverneurs der Provinzen und

an die Ministers aus, schickte mit der wichtigen Nachricht hohe Officiers an die verwandten Höfe, las ein Packet Depeschen und Briefe durch, welches der verstorbene König am Tage vorher nicht abfertigen konnte, dictirte die Antworten seinen vier Secretärs, und schickte die Antworten auch sogleich ab. Um 8 Uhr, fünf Secunden nach dem Tode Sr. Majestät, war schon das alles geschehen. — Noch sind diese nähere Umstände von dem Tode des höchstseligen Monarchen zu bemerken. Am 16. August, war Mittwochs, früh um 6 Uhr bekam der König eine Ohnmacht, welche Ihn aber bald wieder verließ, und Er dictirte noch etwas, wie Er des Vormittags zu thun pflegte. Um eilf Uhr Vormittags schlief Er ein, und wie man Ihm beim Erwachen um zwey Uhr Nachmittags den Fuß verbinden wollte, sagte Er: Kinder, warum wollt ihr mich quälen; es hilft doch alles nichts." — Er verlangte noch seinen Leibarzt Selle, zu dem auch unverzüglich geschickt wurde. Gleich darauf verfiel Er wieder in einen Schlummer und gegen Abend um 6 Uhr wachte Er auf, sah starr umher, winkte dem Kammerhusaren, und zeigte auf seinen geschwollenen Fuß. Dieser trat näher, und wie er sich bückte, um den Fuß zu verbinden, sagte der König: Stuhl! — (wahrscheinlich um den Fuß darauf zu legen) und dieß war das letzte Wort des sterbenden Königs: denn nun verließ Ihn die Sprache. Er lag in einer Art von Todesschlummer, und verschied in den Armen des Ministers von Herzberg, der Ihm auch die Augen

gen zudrückte. Dieser meldete sogleich den Todesfall dem jetzigen König, **Friedrich Wilhelm dem Zweyten**, und war der erste, der Ihn als Majestät begrüßte, und dagegen von dem neuen Könige den schwarzen Adlerorden erhielt. — Des höchstsel. Königs Leichentext war aus dem 1 Buch der Chronik im 18. (sonst 17. Kapitel) und sind die Worte des achten Verses: „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden haben.

Das Lebeu des verstorbenen Königs wird unter allen Lebensbeschreibungen der Monarchen das besonderste seyn, kurz zu sagen, das Bild **Friedrichs** II., des im Tode eben so allgemein beweinten, als im Leben bewunderten Königs wird lange in der Seele jedes Deutschen im Andenken bleiben. Der höchstsel. König, als Mensch betrachtet, war ein besonderer Monarch. Sein Belieben, seine Naturgaben, seine Lebensart, lassen viel seltsame, angenehme und unterrichtendt Begebenheiten bemerken. Seit 46 Jahren war Er der merkwürdigste Mann in Europa. Hier findet ein Geschichtschreiber vielerley Stoff zum loben, tadeln, bewundern, scherzen, und ist nie der Wahrheit ungetreu.

Das Schwere dieser ächten Schilderung entstand daher, weil der verstorbene König seit 1784 nicht mehr der König von 1760 war. Man wird sich angelegen seyn lassen, dieselbe durch etliche Bemerkungen zu überwinden. **Friedrich** II., Preussens großer König, war 5 Zoll 2 Fuß hoch, ziem-

lich

lich proportionirt, obgleich nicht zu schön, hatte sich etwas auf die linke Seite gewöhnt, welches von der gezwungenen Aufführung in Gebärden herrührte. Sein Ansehen wechselte ab, gleichsam eins ums andere, angenehm und scherzend, doch stets majestätisch; dabey. Er bezeigte die sorgfältigste Höflichkeit, man hörte die freundlichste Stimme, auch wenn Er lärmte, welches er auch konnte, er redete französisch besser als deutsch, doch redete er allezeit deutsch mit denen, die nicht französisch verstunden.

Der König hatte ein sehr schönes kastanienhellbraunes Haar, welches Er stets selbst kräuselte und schön hielt. Niemals hat Friedrich II. Nachtmütze, Schlafrock, und Pantoffeln gehabt; Er bediente sich nur, wenn Er sich puderte, eines schlechten leinwandnen Mantels. Er trug das ganze Jahr die Uniform seines ersten Bataillon de Garde, blaues Tuch, rothe Aufschläge, mit silbernen Brandenburgs nach spanischer Façon und mit Quasten; einen Feldrock, der bis an die Waden ging, paille Weste, den Hut mit einer silbernen Tresse eingefaßt, und gestiefelt; seine Stiefeln waren hartledrig. Der König konnte nicht in Schuhen gehen, noch seinen Hut unterm Arme tragen. Man sah das Vordertheil seines Kleides mit Taback bestreuet.

Der König stund früh um fünf Uhr auf, arbeitete, oder besser zu sagen, er blieb bis drey Viertel auf sieben Uhr allein; aber wenn es sieben Uhr schlug, so kleidete er sich an, und nun brachte

man

man ihm Briefe, Bittschriften, Erinnerungsschreiben, und alsdann die Briefe, welche gerade an den König geschrieben waren, er eröffnete dieselben, wenn er die Hand nicht kannte. Seine Gens d' Affaires kamen um neun Uhr, denn er hatte nicht viel Ministers. Er dictirte ihnen seine Befehle, ohne daß es ihnen lästig war. Wenn der König einen Augenblick von vielerley Sachen geredet hatte, nachher ging Er auf die Parade, vormals ließ der König selbst exerciren. Die Parade dauerte eine halbe Stunde, alsdann ging Er auf einen Saal, und sah, ob jemand ihm vorzustellen war, oder ob Er Leute anhören sollte. Hier blieb der König 4 oder 5 Minuten, machte seine Reverenze, wenn gleich nur seine Kammerdiener allein da waren; nachher fing er wieder seine Arbeit allein oder mit seinen Ministern an, wenn etwas wichtiges vor der Wachparade nicht war erörtert worden.

Der König ging halb ein Uhr zur Tafel, und fast allemal speißte Derselbe mit Generalen und den Officiers seines ersten Bataillon der Garde. Vormals bestand die königliche Tafel aus 24 Gerichten und mit 16 Schüsseln besetzt; darunter Suppe, Beygerichte, Vorgerichte, Gebratenes, Zwischen-Essen, waren; alles wurde auf einmal aufgetragen. Er gab seinem Haus-Hofmeister einen Thaler für die Person, aber seit etlichen Jahren speiseten nur acht Personen an der königlichen Tafel, und es ward nur die Hälfte der Weine

und

und der Liqueurs beybehalten. Wenn bisweilen Seefische oder sonst seltenes Wildpret an des Königs Tafel gespeiset wurde, so bezahlte dieses der König besonders. Das Obst, welches man da auftrug, war vortreflich. Es fanden sich Leute, die diese oekonomische Methode tadelten; aber es war unbillig, dann wenn jemand oekonomisiren soll, so ist es derjenige der verwaltet; da nun ein Monarch ein Haushalter über die Güter des Staats ist, so ist derselbe um desto schätzbarer, je mehr er seine Bedürfnisse einschränkt.

Seine Mittags-Tafel währte eine Stunde, nachdem redete der König mit einem der mit ihm gespeiset, und ging mit demselben etwa 10 Minuten herum, alsdann verfügte sich der Monarch in sein Zimmer, nachdem derselbe die gewohnten Reverenze gemacht. Vormals spielte Er um neun Uhr auf der Flöte. Sein Concert, welches meistens aus blasenden Instrumenten bestund, war eines der besten Concerte in Europa. Der König hatte zwey Sänger, und die Mamsell Astron, welche eine italiänische Sängerin war; die vortreflich und harmonisch sang. Der König ließ selten bey seinem kleinen Concert singen, und nur seine Günstlinge wurden in dieses Concert gelassen. Vormals kamen um neun Uhr d' Argens, Algarotti, Voltaire, Maupertuis, zu dem Monarchen. Halb zehn Uhr des Abends speißte man wieder an des Königs Tafel, und zwar nur acht Schüsseln, dabey die Unterredung ziemlich frey soll gewesen seyn. So

bald

bald Voltaire nicht mehr mit an der königlichen Tafel speisete, wurde alles irreligiöse Scherzen von dem Könige verboten, weil Voltaire vormals derjenige war, der muntere ruchlose Spötterey auf die Bahn brachte. Der verstorbene König sagte damals, daß es längst abgedroschene oder widerlegte Discurse wären, welche ihm Verdruß machten. Andere aber suchten die Ursache dieses königlichen Bezeigens in einer geheimen Religionswerthschätzung.

Was dieselben in dieser Meinung befestigte, war dieses, daß der König sehr tugendlich und vertraulich mit der Madame von C., einer gelehrten und verdienstvollen Frau, umging, sich mit derselben einsten unterredete und zu ihr sagte: daß er die Personen sehr glücklich schätze, die die Wahrheiten, welche uns die Religion lehrt, glauben könnten; was Ihn aber anlangte, weil Er schon einmal seinen Entschluß gefaßt, so könnte Er nicht mehr ändern, und sogar seine Unterthanen, wenn sie Ihn würden sehen in die Kirche gehen, würden sie sich über ihn aufhalten, und Ihn Schwachheit beschuldigen. — Hierauf antwortete Ihm diese Dame: Nein, Ihro Majestät, sondern Ihre Unterthanen würden Freudenthränen weinen; Ihre Unterthanen lieben Sie jetzt; aber alsdann würden Sie Ihro Majestät anbeten.

Nun eine kleine Anekdote: Algarotti, der vormals sich um den König befand, war ein sinnreicher Kopf, der nur an das Sinnreiche dachte, und es war nur sein Vergnügen, sinnreich zu machen.

chen. — Maupertuis war weiser als sinnreich, dabey neidisch, mürrisch, eigensinnig, und beynahe Pedant. — D'Argens, der an keine Religion, von seiner Jugend an, wollte gebunden seyn, führte einen sehr freyen Ton, und sagte mit Muth dasjenige, was jedermann, ohne ein Recht zu haben, sagt. — Voltaire spottete dieser Männer, es mochte nun darum geschehen, weil er weit höher als sie war, oder auch darum, daß, weil er an Kurzweile gewohnt war, er die Spötter auf seine Seite brachte. Bisweilen wurde der König, wegen dieser sogenannten gelehrten Gespräche, verdrüßlich, aber die Schmeicheley hielt Ihn von dieser Monotomie, oder von den immer in einerley Ton gehenden Reden des Verstandes, schadlos. —

Wenn es Mitternacht schlug, legte sich der König zur Ruhe, und so verging das ganze Jahr. Dieses war das unveränderliche Anwenden der 24 Stunden, man muß aber davon die Zeit der Musterungen, und etliche Jahrszeiten, in welchen die Krankheit manche Veränderungen an dieser gewöhnlichen Eintheilung der Zeit verursachte, ausnehmen. Der weiland höchstselige König, Friedrich Wilhelm, soll von Friedrich II. vormals gesagt haben: Er hat viel Verstand, aber nach meinem Ableben, wird man viel Thoren in Berlin sehen. So viel ist gewiß, daß der verstorbene König Friedrich II. vielmal mehr weiser gewesen ist, als man zu regieren braucht. Seine brillanteste Partie war das Militaire, welches derselbe vortref-

treflich nützte. Er war expeditif, verstand bey jedem ersten Worte, was man Ihm sagen wollte. Er brauchte und wollte keinen Rathschlag; Vorstellungen und Widersprüche konnte Er nicht vertragen.

Bey der Belagerung von Schweidnitz, war der verstorbene König mit seinen Ingenieurs und Minirern unzufrieden, begegnete einem Staabskapitaine von letzterm Kriege sehr hart, und befahl ihm zuletzt, von der Armee zu gehen, der Officier, der den König kannte, sagte nichts und gieng weg. Diesen scharfen Verweiß bekam er bey dem Laufgraben. Da er aus dem Gange herauskam, rufte ihn der König zurück, und sagte zu ihm: „Ich will, daß ihr die Belagerung fortsetzt, und alsdann weggeht.“ Der Officier antwortete, ohne sich zu bedenken: „Ich bin Eu. Majestät für die Gnade verbunden, daß Sie mir erlauben, mir einen Arm oder ein Bein wegschießen zu lassen, ehe ich aus Ihren Diensten gehe; allein ich habe das eine und das andere nöthig, damit ich Eu. Majestät die Unkosten ersparen könne, mich aus Ihren Staaten tragen zu lassen.“ Der König lachte über seine Antwort, hieß ihn wieder an seine Arbeit gehen, machte ihm ein Geschenk, und er blieb in seinem Dienste.

Er scherzte nicht viel, sondern sagte bisweilen Unangenehmes anstatt Epigrammen. Es wurde ihm schwer, Fehler wider die militairische Sorgsalt zu verzeihen, und wenn sein Interesse beleidigt war, so strafte er nicht, sondern rächete sich;

es wurden aber diese menschlichen Schwachheiten, durch königliche Eigenschaften, wieder ersetzet. Der König hatte lauter nützliche Leute, die fähig waren, ihren Diensten recht vorzustehen, in seinem Solde, und er wurde bey mäßigem Solde besser als jeder bedient. In allen seinen Staaten, hatte er keinen Provinz- noch Stadt-Gouverneur; sondern er kommandirte allein in den Städten und Provinzen, das sind die Kommandanten der Regimenter, die daselbst in Garnison liegen; auch war kein Etat-Platz-Major: diese drey Artikel, sind bey den andern Potentaten unermeßlich. Eine Militaire-Person, die die 30 Jahre die Grade des Soldatenstandes durchlebte, und bis zum Generalrange gelangte, wenn er mit ihm zufrieden war, gab er ihm ein Regiment. Der Grad des Hauptmanns ist, ohne Kosten des Königes, einträglich; weil der Soldat das Glück des Hauptmannes befördert; z. E. die Compagnien sind 110 Mann stark, wenn die Musterung vorbey ist, alsdann kann der Kapitain 60 Soldaten, auf 10 Monate, Urlaub geben; der Kapitain bekömmt die ganze völlige jährliche Löhnung, und der Soldat kriegt die ganze Zeit seines Urlaubs, nichts.

In demjenigen Hause, welches er sein Militaire Haus nannte, sind zu Potsdam und zu Charlottenburg 60 Cavaliers, welche die Gardes du Corps heißen, Cavalerie-Uniform, und auch Cavalerielöhnung bekommen. Das Uebrige seiner

Garden, welches ein Gemisch von Soldaten ist, ist besser montirt, nnd bekömmt ordentliche Löhnung. Ein Franzos schreibt: **Friedrich** II. hatte einen Kanzler, der niemals redete, einen Oberjägermeister, der sich nicht unterstund eine Wachtel zu tödten, einen Oberhofmeister, der nichts anordnete, einen Oberschenk, der nicht wußte, ob Wein im Keller sey, einen Oberstallmeister, der nicht die Gewalt hatte, ein Pferd satteln zu lassen, einen Ober-Kammerherr, der ihm niemals sein Hemde gegeben, einen Ober-Kleiderverwahrer, der seinen Schneider nicht kennte, alle diese Verrichtungen besorgte ein einziger Mann, so Fredersdorf hieß, der noch dazu ordentlicher Kammerdiener, Edelmann seiner Cammer, und ordentlicher Cabinetssecretaire war. Alle Große führen den Titel Excellenz. Die ganze Cammer bestund aus acht Pagen, so viel Lackeyen, vier Läufern, und sechs jungen Leuten. **Friedrich** II. hatte in den Zimmern, die er bewohnte, lauter Mobilien, welche rosenroth, lila, oder blau waren, eben diese Farben hatten die Mobilien in den Zimmern, welche die Königin, und die Prinzessin Amalia bewohnten. Der König hatte nicht 130 Pferde, noch einen einzigen Wagen, der 300 Gulden kostete. Der weiland verstorbene König, sein Herr Vater, jagte gern, und hatte eine ansehnliche Equipage; als **Friedrich** II. den Thron bestieg, wollte er es verbessern, aber der Oberjägermeister, der sehr viel aus der Jagd machte, stellte vor, daß die Jagd

ein Nutzen für den König wäre, und ließ das Wildpret wie vormals verkaufen.

Friedrich II. hat besondere schuldige Hochachtung gegen seine Frau Mutter bezeigt, und hat es durch ein Beyspiel bewiesen. Weil es auf dem Schlosse zu Berlin, und auch in allen königlichen Häusern, vergönnt ist, daß jedermann hinkommen kann; sogar nach Monbijou, wo sich die Mutter des Königs im Sommer aufhielt, so fuhren alle Kutschen bis unter Ihro Majestät Fenster, nur der König stieg aussen vor dem großen Thore ab, und gieng zu Fuße über den Hof, und wenn es auch noch so sehr regnete, und dieses aus Hochachtung, für seine königliche Frau Mutter. Die Prinzessin Amalia, die Schwester des Königs, ist sehr liebenswerth; Sie ist sehr musikalisch, accompagnirt den Flügel, und komponirt, sagt man, Stücke, welche der Bewunderung aller Kenner werth sind.

Der Prinz von Preussen, jetzt regierender König, **Friedrich Wilhelm** II. wird sehr geliebt, und soll sein Gemüth so gebildet haben, daß man sich viel von ihm verspricht. Eben dieses vortrefliche, sagt man von seiner Gemahlin. **Friedrich** II. liebte besonders die Kinder des Prinzen von Preussen, und hat besondere Sorgfalt, für die Erziehung des ältesten Prinzen bezeigt, der viel Verstand hat, und liebenswerth ist.

Der Prinz Heinrich soll dem Könige, seinem Bru-

Bruder, wollen nachahmen. Er ist weise; er redet freundschaftlich, und bringt schöne Reden und Sachen vor, jedermann hält ihn für einen großen Feldherrn. — Der Prinz Ferdinand hat eine reelle Qualität an sich, daß heißt: er ist mit allem zufrieden. Er hat seinen Penchant oder seine Neigung verbessert, und sich zum vortreflichen Manne gebildet.

Obgleich **Friedrich der Zweyte** sehr ökonomisch gelebt, so liebte er doch die Pracht. Seine Livreen waren sehr prächtig; und obgleich seine königliche Tafel mäßig war, so war sie doch köstlich. Er ließ aus allen vier Welttheilen die geschicktesten Köche kommen. Er speisete oft allein, bisweilen speisete er des Abends in kleiner Gesellschaft. Wenn er sich den Tafelvergnügungen überließ, so trank er oft über das Nöthige, doch niemals aus großen Gläsern, auf welche der König etwas Lächerliches hatte setzen lassen, darum man auch keine große Gläser, bey keinem Gastmahle mehr sieht.

Die Armee des Königs, welche über 200,000 Mann stark ist, kostete dem höchstseligen Könige unbeschreiblich Geld. Er verwendete auch viel Geld auf Lustbarkeiten, besonders auf die Schauspiele, welche Kosten der König allein bezahlte. Jedermann gieng umsonst hinein. Es waren da Acteurs und Actrices, die jährlich beynahe 6000 Thaler Pension bekamen. Die Gebäude, welche der König bauen ließ, machten wieder einen Ge-

genstand von Ausgaben; alle sind schön gebauet, und mit prächtigem Hausgeräthe versehen. Das Opernhaus, an welchem man alle Kunst, der griechischen und römischen Baukunst erschöpfte, die neue Domkirche, das große und schöne Invalidenhaus, die Bibliothek, die Verschönerungen des Schlosses von Charlottenburg, und des Schlosses von Potsdam, verewigen den Namen, **Friedrich** II. ihres Stifters. Das Lusthaus, welches man Sans-Souci nennt, kann man nicht genug bewundern, der verstorbene König ließ es nahe bey Potsdam bauen. Der Garten, die rund bedeckten Gänge oder Lauben im Garten, die Säulenstellungen, die Mobilien des Hauses, alles ist prächtig, und im neuesten Geschmack. Es gab Leute, welche nicht begreifen konnten, wie der König, **Friedrich** II. solche unsägliche Aufwande übersehen könnte. Sie bildeten sich ein, daß ihm die hinterlassenen Schätze des verstorbenen Königs beystünden, zumal da keine Schulden gemacht wurden, sondern man alle Leute richtig bezahlte. Weil es aber gewiß, daß der verstorbene König, **Friedrich** II. stets große Projecte im Sinne hatte, welche ohne Geld nicht möglich waren auszuführen, so war zu vermuthen, daß der König, bey allem seinem Aufwande, nicht unterlaßen würde, eine Birne für den Durst aufzuheben.

Ein großer Mann muß aus allen Gesichtspunkten betrachtet werden. **König Friedrich** II. ist es überhaupt gewesen; es ist besonders seine

Prin-

Principien und seine Gegner zu kennen; er ist gelehrt gewesen, man muß ihn in den gelehrten Unruhen sehen, hintergangen von der vermeinten Weisheit, welche er so sehr vergöttert hat, Opfer derjenigen undankbaren Witzlingen, die er zu seinem Ruhme vereinigen wollte, überdrüßig dieser epigrammatischen Gesellschaften, und dieser so sehr von denjenigen gelobten Abendmahlzeiten, welche dabey waren, hingegen so sehr beneidet, die sich nicht dabey befanden, und nach ihrem wahren Werthe von denjenigen geschätzt, welche die Menschen, die Höfe, die schönen Geister und die Könige kennen. König Friedrich II. überwand und trotzte diese und jene, er wollte der Stifter einer Stadt seyn, oder dieselbe wenigstens schöner machen. Er zwang die Künste, und verewigte sich durch dieselben, eben so wie der Krieg und die Successe ihn verewigen.

Es scheint daß die Qualität des Gelehrten, nie von der herrlichen Königswürde entfernt gewesen ist. Man kennt seine Schwäche für Voltaire, dessen Verstand er hoch schätzte, aber aus seiner Person uiemals viel machte. Voltaire sah sehr falsch aus, und solches Ansehen bringt es bey Hofe nicht weit, weil Voltaire Ansehen allem demjenigen, was er schmeichelnd sagte, widersprach. Wir wollen nur einen Blick auf den philosophischen Haufen werfen, welchen König Friedrich II. vormals um sich versammelt sah.

Wenn Voltaire das Drittheil seines Verstan-

des, seiner Beurtheilung und seiner Aufführung, nach gesunder Vernunft einzurichten verstanden hätte, so würde er die Lust des Jahrhunderts gewesen seyn, so aber fürchte ich, daß er vielleicht die Bewunderung und die Verachtung desselben sey. Sein Leben gleichte nicht seinen Arbeiten in der Nacht, und viel Leute, von welchen man nicht redet, sind gelehrter als Voltaire gewesen. Man hat von ihm mehr als hundert Portraits gemacht, und keins ist ihm ähnlich. Voltaire war ohne Zweifel eine Person, der seinen Freunden den Kopf toll machte, und mit denselben unbedachtsam umging, aber man fand an Voltaire so etwas seltenes und fremdes, daß man sich gleichsam jeden Augenblick in unbekannten Ländern befand. Seine Erkenntlichkeit bey den Kritiken war besonders, und er nahm mit Dank die Anmerkungen über seine Werke an. Wenn er sich an einem Hofe befand, so gefiel er da, und dessen ohngeachtet war er ein großer, am unrechten Orte, sich befindender Mann, der, so zu sagen, von seinem rechten Orte weggenommen war, und sich nun in einer Stellung befand, wo er lauter Schwachheiten und Fehler an sich bemerken ließ. Man mußte Voltaire ohnaufhörlich mit Poesie und Historie beschäftigen, und ihm keine Weile lassen, sich den kleinen Begierden zu ergeben, welche zu großen Irthümern führen. Uebrigens, findet man wenig Menschen, welchen dieses nicht begegnet. Wir sind unsere Tugenden den Umständen schuldig; man bemerkte

es an Voltaire, aber nicht an dem größten Theile vieler anderer Menschen.

Das Leben des Voltaire, welches vor kurzem im Druck erschienen, enthält viel Neues. Der Vater der Voltaire war mit seinen beyden Söhnen nicht glücklich; der aeltere war ein hartnäckiger Jansenist, indeß der jüngere das Studium der Rechte über die Dichtkunst vernachlässigte. Meine Söhne, sagte der alte Voltaire, sind beide Thoren, der eine in Prosa, und der andere in Versen.

Maupertuis war Pedant, Verfolger, Hochmüthiger, aber kein Prahler noch Aufschneider. Er glaubte nicht viel und ging in die Messe, weil er glaubte daß es andächtig ließ Religion zu haben. Sein Widerwille gegen die Deutschen ging so weit, daß er ihnen das geringste Lob weigerte, wie auch die geringsten Entdeckungen; aber man ließ ihm auch den Gegenhaß, wegen seines Hasses merken, und sagte, als man ihn zum Präsidenten der Academie machte, daß er ein Tyrann wäre, der durch die Furcht seiner Untergebene, die ihn scheueten, herrschte. In unsern Tagen redet man nur von seiner Grabstätte, und seine physischen Träume werden nicht einmal von Schülern gelesen.

Der Abt von Prades sah bald wie ein Apotheker aus, und es wäre so weitläuftig seinen Charakter zu beschreiben. — Der Marquis d' Argens ist bekannt genug, und unnötig hier sein Portrait noch-

mals zu schildern. Er war ein ehrlicher Mann, etwas schmuzig, etwas elend, ein großer Bücherzusammenschreiber, mittelmäßigen Verstandes, mehr Gedächtniß als Verstand, und hielt dafür daß man etwas wäre, weil man bey einem Monarchen wäre.

Der Graf Algarotti, war ein verständiger Herr, voll von gekünstelter Aufführung, Eigenliebe, und Auslachenswürdigkeiten, nach dem Verstand ein Franzos, nach dem Charakter ein Italiäner, in Gesellschaft mißfällig, den königlichen Scherzen oft ausgesezt, welche er für Gunstezeugungen hielt.

La Metrie war vormals ein lasterhafter Mann, ein Vielfraß wie ein Strauß, der sich aus einer unvernünftigen That, welche die Atheisten sowohl als die Religiösen aufbrachte, Ehre machte.

Der König von Preussen hat vormals eine Unterredung mit dem seligen Professor Gellert gehabt, und hat denselben in einem Briefe so geschildert. „Dieser kleine eigensinnige Gellert ist wirklich ein liebenswerther Mann. Er ist ein Lichtscheuer Mann“ welchen man nicht von der Stelle bringen kann; aber wenn man ihn einmal hält, so ist er der angenehmste, der lustigste, und der freundlichste Philosoph; ein feiner Kopf. Immer nen, immer sich nur selbst gleichend. Was sein Herz anlangt, so ist es voll zärtlicher Güte, Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Wahrheit sagt sein

Mund,

Mund, und auf seiner Stirn ist Billigkeit und Leutseligkeit zu bemerken. Bey dem allen weiß man nicht was man mit ihm thun soll, so bald man vier Personen beysammen ist. Dieses Geschwätz macht ihn bestürzt, die Furchtsamkeit bemächtigt sich seiner, die Melancholie reißt ihn hin, er verirrt sich, er vergisst sich und man bringt kein Wort aus ihm. So ist der Mann. Ich liebe ihn herzlich, ob ich gleich nicht weiß, was ich mit ihm thun soll, und Sie werden ihn sehr hoch schätzen, wenn Sie ihn nur einmal kennen, denn man kennt ihn nicht eher, als bis man ihn einmal gesehen hat.

Was den Prof. G—schdt. und seine Frau anlangt, so sagte Friedrich II. davon folgendes: Der Mann entdeckt je mehr und mehr die engen Gränzen seines Verstandes, und die Frau die Größe ihres Verstandes und die Güte ihres Charakters. Er ist ein wahres Verstandsmagazin, wo alles nach alphabetischer Ordnung seine Stelle hat, aber welches selbst nicht weiß, was es in sich hält. Sie hingegen ist gelehrt mit Erkenntniß, und führt sich klug als ein weiser Mann auf, dabey sie die Annehmlichkeit einer liebenswerthen Frau hat. Beide haben ein gutes Herz, sie sind dienstfertig und höflich, doch sind sie immer voll Bibliothekstaub, und lassen nicht viel Vornehmes an sich bemerken.

La Beaumelle, war so unbedachtsam als Voltaire, empfindlicher als Maupertuis, sinnreicher als d' Argens, ungeschickter als Algarotti, wollte sie

sie alle ausdrängen, und es würde ihm vielleicht gelungen seyn, wenn ihn der König zu sehen verlangt hätte, aber man nahm den König wider ihn ein, weil man Mißtrauen in seine Verstandsgeschicklichkeit setzte, zumal da er solche Geschicklichkeit an sich finden ließ, welche den Großen gefällt; nämlich mit Lust zu verleumden und mit List zu schmeicheln.

Man schickte auf Verlangen des Königs, den Herrn de la Lande nach Berlin, der ein Astronom und 17 Jahre alt war. Dieser sollte den Mond beobachten und den Mondkreis oder Parallaxis finden. Er war eines Apothekers Sohn aus Bourges, und der Herr von Maupertuis hatte ihn zur Geschichte der neuen Entdeckungen bestimmt. Damals war ein Astronom zu Berlin der Pies hieß, ein Schwabe von Geburt, auch so lustig als dieser junge Franzos; diese stritten den ganzen Tag mit einander, und ihre Dispüten machten dem König viel Zeitvertreib.

Maupertuis warf drey Monat Blut aus. Man zweifelte an seinem Aufkommen. König Friedrich der II. schickte ihm seinen Arzt mit folgendem Brief. Hier schicke ich Sie den Herrn Cottenius, einer der größten Charlatans dieses Landes. Er ist bisweilen so glücklich gewesen, daß er zufälliger Weise geholfen hat, ich wünsche, daß er bey Sie auch so glückiich seyn möge. Er wird Ihnen genug Recepte schreiben. Was mich betrifft, so verbiete ich Sie weiter nichts als die Liqueurs,

queurs, aber ich verbiete Sie dieselben ganz und gar. — Was wir bisher gelesen haben, bildet uns eine Idee von den Männern, welche das Belieben zur Litteratur bey dem König versammelte; — und es mag davon genug seyn.

Nunmehro wollen wir Friedrich II. aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, und wollen sehen wer seine Freunde und Feinde in der Politik gewesen, und wie sich Derselbe in den Staatssachen bezeigte, wenn er auf eine Minute seine Leyer weglegte, oder seine Feder ruhen ließ.

Die vornehmste unter seinen Feindinnen war vormals die K. Königinn Maria, die vornehmste Prinzessin, und die liebenswertheste Frau dieses Jahrhunderts. Ihr Verstand war eben so vortreflich als alle ihre Eigenschaftrn. Geschenke der Natur, zu welchem weder Kunst noch Bearbeitung etwas beygetragen. Sie hatte sich eine Schreibart angewöhnt, welche keiner andern gleichte. — Der größte Bewunderer Friedrichs II. war Peter der III. — Hier ist eine cüriöse Anekdote, welche diesen Prinz angeht. Ein rußischer Officier soll erzählt haben, daß, als er in dem Kloster war, wo der entseelte Körper Peter des III. ausgesetzt wurde, und er auf das Schau-Gerüste gestiegen, wo man ihn sehen ließ, damit ihm das Volk die Hand küßte, habe er bemerkt, daß nicht nur das Gesicht mit einem dicken Schleier wäre bedeckt gewesen, welchen er nicht hätte können aufheben, son-

dern daß auch diese Hand, welche er gekennt, weil er selbige geküßt und untersucht, von des Kaisers Hand wäre verschieden und von anderer Form gewesen; daß er vergebens zwo Warzen gesuchet hätte, welche dieser Prinz an der linken Hand hatte, und daß es gewiß wäre, daß dieser todte Körper nicht derjenige seines Herrn gewesen. Manche Leute wollten daraus folgern, daß er nicht todt wäre, aber man sagt, daß man ihn nicht habe sehen lassen.

Hier eine Anekdote von der Kaiserin Catharina II. Sie war eine Prinzessin von Zerbst, ein Staatsrath machte, daß Sie im 13. Jahre schon die Stirne runzelte und die Augenbramen zog, Sie wurde deswegen ausgescholten, aber Sie sagte zu ihrem Herrn Vater und zu dem Hrn. von Bolaque ihrem Hofmeister: dieß ist, in der That, nicht mein Fehler, aber diese Arten von Menschen benehmen mir sogar das Athemholen. Es war einst ein großer dicker Staatsrath, der an die 300 Pfund wog, in ihrem Zimmer, ihr Herr Vater sagte deswegen, dieses kleine Frauenzimmer wird sich heute ziemlich artig gebärden, denn dieser dicke Herr wird mit ihr speisen; sie stellte sich aber freundlich, und man machte ihr deswegen ein Kompliment. Sie sagte: Es ist wahr, er ist massiv aber er denkt nur, und ich verzeihe alles in Ansehung dieser Qualität.

Man wird vielleicht die berühmten Generale kennen wollen, wider welche der verstorbene König

nig Friedrich II. gestritten. Als der General Laudon zum erstenmale kommandirte, war er wie ein roher Diamant in vielerley Betracht, aber von einem sehr schätzbarem innerlichem Werthe. Der König hätte ihn gerne in seinem Dienste gehabt; denn mit Preußischer Disciplin wäre Laudon ein Wunder geworden, nichts hätte ihm widerstanden; und dieses könnte man beweisen, wenn man alles dasjenige rechnen wollte, was er bey einer Armee wo alles fehlte und bey so vielen Hindernissen gethan hat, bey einem Dienste, wo er mehr wider die häuslichen als wider die fremden Feinde streiten mußte. Er war bescheiden, aufrichtig, redlich, erkenntlich. So hat man nicht überall General Laudon beurtheilt, nur diejenigen, die ihn kannten, und nicht diejenigen, die von ihm redeten, beurtheilten ihn auf diese Weise. — Der Marschall Daun war zwar mit keinem Eugen, noch Conde, noch Türenne zu vergleichen, aber vielleicht hätte keiner dieser drey Helden, wenn er an Dauns Stelle gewesen, das gethan was er gethan hat. Er war ein redlicher Mann, sehr tapfer, nicht widerlich als die meisten oesterreichischen Generale, sehr unglücklich, und obgleich sein Verstand eingeschränkt, und sein Sinn etwas stolz war, so führte er sich doch sehr bescheiden auf, welches vielleicht bey Königen werthgeachter ist, als es die großen Talente sind.

Ein solcher Despotischer Prinz betrachtete die Republiken wie einen Haufen mißvergnügter Bürger,

ger, welche sich dem Joche entzogen haben. Wenn er etliche Mittel gehabt, sie darunter zu beugen, vielleicht hätte er dieselben angewendet, aber man mußte diese Batavier schonen, weil sie mit ihrer Handlung und mit ihrem Gold einen Welttheil zertheilen und fremden Völkern befehlen.

Niemals hat sich Friedrich II. in die kriegerischen Händel der Engländer wider die Americaner mengen wollen, es konnte seyn, daß er keine hohe Idee von einem Monarchen gehabt, der nicht den 20sten Theil seiner Unterthanen bewaffnet hat, es kann auch seyn, daß er eine heimliche Jalousie wider die Kaufleute gefaßt, welche in dem schönsten Theile Indiens regieren, denn er widerstund verschiedenen Anträgen, welche man an ihn wegen America that. — Gegen die türkische Pforte hat er die nämliche Gleichgültigkeit nicht gehabt, sondern vielmal seine heimlichen Kundschafter beordert nach Constantinopel zu reisen, um die Heimlichkeiten des Divan auszuspähen. Im Jahre 1759 schickte er einen solchen Kundschafter zu Lande dahin, der sein Geld mit Circassiennen verthat, nach Potsdam zurückkam, einen Haufen sehr wahrscheinliche erdichtete Dinge erzählte, die Maitresse eines Prinzen entführte, und mit selbiger flüchtig ward.

Wenn Friedrich II. schlimm wählte, so entstand es aus diesen zwo Quellen. Die erste war eine nicht recht angebrachte Oekonomie, und die zwote Quelle war bey Ihm die Selbstberedung, daß alle Menschen gleich sind.

Wie

Wie weitläuftig würde man, wenn man das Portrait aller der Generale schildern wollte, welche in des verstorbenen Königs Diensten gewesen sind. Der Herzog von Braunschweig trotzte in dem letzten Kriege, so zu reden, die Husaren und seinen Sieg. Dieser weise Prinz, nachdem seine Jahre sich vermehrten, bezeigte er sich weise gegen bejahrte Könige, weise beym Krieg, welcher verlangt, daß man sich dabey verderbe, weise bey den Streitigkeiten der Monarchen, welche bisweilen viel vornehm Lächerliches nach sich ziehen.

Der Prinz von Preussen, jetzt regierender König Friedrich Wilhelm II. ist sehr weise, sein Verstand von etwas zu urtheilen ist besonders und vorzüglich. Er ist ganz und gar nicht eitel, aufrichtig und recht in seinen Arten und Wesen etwas zu thun, womit sich dieser Monarch über alles was andere Prinzen schmeichelt hinweg setzt; Schmeicheley und Heucheley ist Ihm zuwider; und man wird von ihm mehr geliebt, wenn man ihm die härtesten Wahrheiten sagt, als wenn man ihm übertriebenes Lob verschwendet. Dieser Monarch wäre der Allergesitteste des Königreichs, wenn der Prinz Heinrich sein Vetter es nicht auch wäre. Friedrich Wilhelm II. hat das Herz eines Mannes und Königs, und wenn denselben redliche gesinnte Männer umgeben, wird dieser Monarch das Glück der Völker während seiner Regierung befördern. Jedermann sagte, daß wenn es möglich wäre sich an einen Prinzen zu wenden, so wäre es an ihn,

 der

der nunmehro König ist; dieser Prinz hat, womit er die Ehre seines Jahrhunderts und die Liebe seiner Unterthanen seyn kann. — Die Prinzessin von Preussen ist die Freundlichkeit und Annehmlichkeit selbst; sie hat viel Verstand, eine besondere Selbstbeherrschung, ihre Willfährigkeit ist allezeit anständig; und ihre Gütigkeit ist den Veränderungen, welche bey den Großen gewöhnlich sind, nicht unterworfen. Ihr Hof ist ein Schutzort der Wahrheit und Unschuld.

Der Prinz Ferdinand ist von der Natur nicht zum Heerführer, noch zum Redner bestimmt, sondern ruhig zu leben, und dem Staate sonst zu dienen. — Die Prinzessin **Amalia** ist sinnreich und kann Ansprüche auf Lob machen.

Anekdoten. — König **Friedrich** II. ob er gleich keine Lust zu reisen hatte, so beliebte es Ihm doch einmal die Holländer zu sehen. Er wollte daselbst ein sehr theuer Gemählde durch einen Herrn Balby der ihn unter dem Namen eines sächsischen Musici begleitete, kaufen lassen. Der Kaufmann hielt sich über sie auf, und nachdem er den Herrn Balby besehen hatte, sagte er zu ihnen, sie würden dieses theure Gemählde nicht kaufen, weil es dem König von Pohlen und dem Kaiser zu theuer gewesen. Balby ward ungeduldig und sagte zornig zu ihm: daß könne er nicht wissen, ob er dieses Gemählde nicht auf Befehl eines Königs kaufen sollte, und als er Se. Preussische Majest. genennenet, so sagte der Holländer, ohne weitere Um-

stände

stände, daß er es nicht an einen A..... verkaufen wollte. — Der König ging aus diesem Kaufmannsgewölbe auf die Holländische Börse und befahl dem Balby, der auf dieser Reise sein Canzler war, die Handelsleute wegen der Handlung zu befragen, und insonderheit wegen der Dispüten zwischen Preussen und Sachsen. Der erste holländische Kaufmann, mit welchen sich Balby besprach, sagte zu ihm: daß der König von Preussen das größte Unrecht von der Welt hätte, und bewieß ihm deutlich, daß der König an sich selbst mehr Unrecht als an Sachsen thue. Als ihn Balby hierauf fragte, wie das möglich sey, daß sich ein weiser Monarch zu so nachtheiligen Rathschlägen könne hinreissen lassen? so sagte der Holl. Kaufmann zu ihm, daß der König 2 bis 3 Leute hätte, die Blutigel wären Der König ging sachte fort, und verlangte seine Erzählung nicht weiter zu hören.

Es war dem verstorbenen Könige nicht zuwider wenn sich reiche Fremde in sein Land begaben. Etwa vor 30 Jahren begab sich dieses mit einem gewissen Original, der in Schottland gebohren und in America zu Hause war, von da nach Holland verpflanzt, ward er Deputirter bey den Generalstaaten von Holland, nachdem es aber derselbe da zu leben überdrüßig war, zumal da die Imposte vermehrt wurden; kam er endlich zu Berlin, unter dem Titel eines großen Herrns aus einer Insel von Barataria an, welchen man endlich mit dem Titel

des Grafen von Neal verzierte, unter der Bedingung, daß er alle sein Vermögen, seine Güter, seine Kinder, sein Auge (der er hatte nur eins,) sein ganzes Bein, und sein anderes abgenommenes Bein, nach Berlin brachte.

Ein weiser und scharfsinniger Mann sagte: Der König von Preussen ist, ungeachtet seiner zu großen Lebhaftigkeit und seiner expeditiven Formen, die Billigkeit selbst, nicht nur zur Strenge sondern auch zu schlimmen Verfahren unfähig. Er würde ein Epigramm auf seinen Feind machen, aber keine Ungerechtigkeit seinem grausamsten Feinde anthun; um seine Meinungen zu adoptiren, muß man die Schlüsse nicht ehe annehmen, als bis man die ersten Ursachen untersuchet hat, und alsdann eine Reihe seiner von ihm gefällten Beurtheilungen durchdenken.

Wie wird man den schlimmen Geschmack des verstorbenen Königs in den Beurtheilungen der Schauspiele, des Tanzes, und der Malerey deuten? Er hat excellente Schauspieler und schlechte italienische Oper gehabt. Erstaunende Aufwande und Widersinne. Eine Strenge, fähige Talente stumpf zu machen, und eine Gelindigkeit und Uebersehen, welche zureichend war die allerbescheidensten zu verderben. Er ließ in seinem Schlosse ein sehr artiges Theater bauen; klein, doch richtig eingetheilt, und reich verziert, auf welchen man Voltaire Trauerspiele spielte. Der König verlangte von einer

ner Schauspielerinn die Gestalt oder Figur von aussen, den Ton der Stimme, Kenntniß von Sachen, die Gebärde, die Empfindlichkeit, die Anmuth, die Abwechselung, das Uebliche sich nach Landesmanier zu stellen, und wenn einer Actrice davon etwas fehlte, so taugte sie nicht, und er sagte: man könne nur zu Paris Schauspiele sehen. Wenn man auch so schwer zu bedienen ist, so ist man Gegner seines Vergnügens.

Einer der größten Fehler, heißt es, welchen dieser verstorbene Monarch in der Politik gemacht, ist, daß er eine schlechte Münze erlaubt hat; die immerwährenden Veränderungen in den öffentlichen Edicten, beunruhigen den Kaufmann; nur durch die hohen Waarenpreise kann sich derselbe vor die Einbusse in Sicherheit setzen. Die Taxen wirken nichts; man kann nicht zum Verkaufen zwingen, noch der Nothdurft befehlen, auch dem Fremden nichts vorschreiben. Der Einwohner wehklagt, der Soldat reißt aus, Friedrich fühlte es nicht; ob ihn die Begierde blendete, der Verlust wird ihm die Augen aufthun; aber wann? Er lebt nicht mehr. — Je länger man zaudert, desto unheilbarer wird ein Uebel. Darum ist so viel zur Demüthigung des menschlichen Verstandes gewiß; daß die scharfsinnigsten die größten Fehler begehen.

Anekdoten.

Ein gewisser Mann hielt bey dem höchstseligen König um einen Dienst an. Als ihm aber dieser

Dienst verweigert ward, so schrieb er an den König folgendergestalt: „Sire, man sagt, daß Sie „mir diesen Dienst verweigern. Ich kann es mir „nicht vorstellen, denn Sie sind mir denselben schul„dig und Sie wollen gerecht seyn. Eilen Sie dem„nach Dero Schuldigkeit zu thun und rechtfertigen „Sie sich gegen einen Argwohn, welcher Ihnen Unrecht thut.“ — Der König erstaunte, und ließ den unbescheidenen Anhalter vor sich fordern, der sich unterstand so stolz Gunstbezeigungen von ihm zu verlangen. — Mit was für Recht, sagte der König zu ihm, schreibt man mir in solchem Ton, und worauf gründet man solche Forderung? — Auf die Noth, daß ich den Dienst brauche, um nicht zu verderben, antwortete er, das ist der vornehmste und wichtigste unter allen Rechtstiteln. Friedrich II. antwortete nicht, und willigte ihm den Dienst.

Der Herr d' Alembert schlug im Jahre 1759 die Präsidentenstelle der Academie zu Berlin und eine Pension von 6000 Thalern aus, welche ihm der König anbieten ließ. Der König welchen dieses empfindlich war, sagte: Er macht sich eine Ehre daraus Prinzen zu verweigern, und er hofft, daß die Nachwelt ihm einst diese Hintansetzung des Eigennutzes Dank wissen wird; aber er kennt die Nachwelt schlecht: entweder wird sie davon nichts sagen, oder sie wird sagen, daß er hat eine Thorheit begangen

---

Der

Der König hatte einen Favoriten gehabt, zu diesem sagte ein Prinz von Holstein: erzählen Sie mir doch ihr Glück und ihr Unglück. — Glücklich geworden durch meinen Verstand, antwortete er ihm, von Prinzen sehr gesuchet, von meinen Mitwerbern in Aemtern, bis zum Anfange meiner Ungnade beneidet, gefallen wie alle Welt fällt, verlassen, verdrüßlich gemacht, gering geachtet; ein Herr bedauerte mich, und sagte zu mir: Verlangen Sie ihren Abschied, und Sie werden gleich ihren ganzen Werth wieder bekommen. Ich verlange meinen Abschied, ich bekomme denselben; die Gunst erneuert sich; ich reise ab, und man bedauerte mich; und seitdem ich von Berlin abgereiset, sagt man, daß ich meines Aufenthalts daselbst werth gewesen sey.

Als einst ein toller Hund 19 Personen zu Potsdam biß, daran sechse starben, so ließ der König die Hunde ausrotten, und in 24 Stunden darnach war kein Hund in Potsdam mehr, denn man hatte viele tausende todgeschlagen. —

Ein schmeichlerischer und geschickter Lobredner, verfertigte einst eine ziemlich lange Lobrede auf den König, welche auch so wohl gesetzt als die Lobrede eines Demosthenes war. Er erwog besonders sehr höflich die Liebe der Berliner für ihren König. Als es König Friedrich II. las, trat er etliche Schritte

zurück, setzte seinen Hut in die Augen, und sagte mit rednerischer Stimme: Ich versichere, mein Herr, daß ich die Menschen zu kennen sehr wohl verstanden habe, aber sie sind es kaum werth, daß man geruhet, ihr Herr zu seyn.

Vor einer langen Jahrreihe, war in Berlin eine öffentliche Judenhochzeit. Die Judenbraut kam von Hamburg, und bey dieser Gelegenheit erhielten alle jüdische Stämme die Erlaubniß nach Berlin zu kommen. Der König ward eingeladen, aber er gab zur Antwort: Wie, weiß man denn nicht, daß ich aus Hochzeiten nichts mache.

Es hielt sich vormals ein junger vornehmer Herr zu Berlin auf, eine junge Tänzerin war eine Klippe für seinen Verstand. Er war so unglücklich, daß er diese Sache so ernsthaft trieb, als es der verstorbene Cyrus jemals mit der schönen Prinzessin Mandane gethan. Er ward krank, er ließ die Tänzerin fahren, und widmete nun seine Stunden der Andacht. Ich wollte lieber, sagte der König, daß man durch Reflexion als durch Fieberhitze weise würde; weil ich aber keine Ursache finde eine Tänzerin zu Grunde zu richten weil sich ihr Liebhaber bekehrt, so muß man sie beyde ihrem Verlangen gehorchen lassen: Sie mag tanzen, und er kann beten.

Aus hohem Geschmack hatte König Frirdrich II. gerne Prinzen zu Officiers, gleichsam als wenn ein

ein souverainer Prinz einen Herrn brauchte um berühmt zu seyn. Es ist aber doch gewiß, daß sich viel Prinzen um den Feldmarschall Titel bey seiner Armee bestrebet haben. Alles was die Nachwelt von diesem Monarchen sagen wird, wird ihm nicht bessere Eloge als dieser Zug machen.

Vielleicht ist man neugierig zu wissen wie dieser Monarch von der Theologie redete. Hier ist, was er vormals an Voltaire schrieb, und zwar eben von der Erbsünde. „Ich habe allezeit die Theo„logen hoch geachtet; armer Zwerg, Gott behüte „mich, mich mit ihnen zu messen. Ich habe de„müthiger Weise meine bescheidene Meynung vor„getragen, und ich erkläre ein für allemal, daß „ich nichts, weder vom Malbranche, noch Leib„nitz, begreife. Was die Erbsünde anlangt, weil „Sie dieselbe so sehr vertheidigen, weil Sie so amü„sant finden, sehr böse gebohren zu seyn, so laß „ich es bleiben Ihnen dieses straflose Vergnügen „zu benehmen. Wir wollen nur einen kleinen „Tractat machen. Während zwey Jahrhundert „wird man das menschliche Geschlecht nach der „Stimme der Natur, der Vernunft und des Ge„wissens in den Gegenden erziehen, wo Sie sich „bemühet haben eine Religion, Gesetze und sehr „gleichförmige Gebräuche unter ihnen zu etabliren. „Wenn zweyhundert Jahre bald werden um seyn, „wollen wir wieder in die Welt kommen, um die „Physiognomie des menschlichen Geschlechts zu

„sehen: alsdann will ich Ihnen sagen, was ich „von eurer Erbsünde denke; und Sie werden se- „hen, ob dieselbe so viel Macht über den Men- „schen hat, als man ihr zueignet.“

Wenn man dem verstorbenen König von Preus- sen ein Ordonnanzproject, ein Manifest, oder ein politisches Stück brachte, welches in die Zeitun- gen einzurücken bestimmt war, um die Maulaffen zu beschäfftigen, welche denken, daß die Könige dasjenige was sie thun wollen, schreiben. Ehe der König ein solches Stück lieset, streicht er die Hälfte davon weg, alsdann schreibt er fünf oder sechs Zei- len mit seiner Hand, und giebt es dem Ueberbrin- ger wieder, und sagt zu ihm, daß das Ende et- was lang ist, und daß man es müsse abkürzen. Der Redacteur antwortet mit einem großen Reve- renz, trägt die verstümmelte Piece fort, giebt dieselbe so hin wie sie aus seinen Händen gegangen ist, und achtet die königliche Verbesserung nicht hö- her, als Se. Majestät seine Verfertigung achtet.

Als vor etlichen Jahren ein römischkatholischer Prinz seine Erbschaften zum Besten einer protestan- tischen Nachwelt fahren ließ; lachte der König, der glücklich gebohren war, als man ihm eine umständliche Erzählung von dieser Anekdote mach- te. Es scheint, sagte der Prinz Heinrich, daß niemand, hundert Meilen rund herum, etwas

vorneh-

vornehmen könne, welches nicht zum Vortheil Ihro Majestät gereiche.

Hier ist dasjenige zu lesen, was der König vom Helvetius dachte. „Ich habe ihn gelesen, daß heißt, zum Theil gelesen, und Sie wissen, daß ich ein schlecht Gedächtniß habe. Zum Beyspiel: von allen alten Erzählern, erinnere ich mich nur der geringsten Umstände meiner Jugend; aber ich würde vergessen, daß ich vorgestern da gewesen wäre, wenn ich nicht noch heute da wäre. Es dünkt mich unterdessen, daß dieser Autor, der sonst ziemlich wohl schreibt und mit viel Tiefsinn denkt, sich bey etlichen Punkten geirret hat, welche er hernach selbst widerrufen. Er vermuthete, z. E., daß jedermann aus Eigennutz handelte: er machte daraus eine Ursache der Tugend, weil er das, was geschieht mit dem was geschehen sollte vermengte. Aber ich richte nicht, denn wenn man richten will, ist es nicht zureichend, daß man lese, sondern man muß meditirt (durchgedacht) haben.

Als der Herr von Marchal zur Römischen Kirche zu Madrid trat, sogleich trennete der König seine Ehe, und es stand der jungen Gemahlin frey, sich wieder zu verheurathen.

Als der höchstselige König gern einen berühmten und in Europa das mehreste Aufsehen machenden Mann, zu seinem Dienst gewinnen wollte,

so

so unterhielt er denselben stets mit gelehrten Sachen, mit Poesie, mit Theaterstücken, und endlich schrieb er ihm immer dieses: Ah, wie sind Sie dieses ansehnlichen Preises werth. &c.

Als es einst die Wahl eines Abgesandten an einem der vornehmsten Höfe in Europa betraf, so brachte ein Minister den Graf von R in Vortrag: Wie hoch ist sein Einkommen, fragte der König? — Fünf bis sechs tausend Thaler, ward Ihm geantwortet. Mich dünkt, daß der Graf zu jung und noch nicht zureichend instruirt ist, antwortete der König. Er hat eine Tante, fuhr der Minister fort, welche ihm bey dergleichen Umstand helfen würde. Es ist wahr, sagte der König, mit natürlichem Verstand und Eifer, bringt man es auf dieser Laufbahn weit. Er ist so eifrig, setzte der Herr von N. hinzu, daß er sich nicht einmal um das Tractement bekümmert. Ihre Idee ist vortreflich, sprach der König; das ist das Beste bey der unbesetzten Stelle: wenn Sie ihm seine Ernennung ankündigen, so versichern Sie Ihm meiner Hochachtung und meines Vertrauens. Der Graf von R. — ist ernannt, nimmt die Komplimente an, und nach Ablauf etlicher Tage, redet Er vom Tractamente. Der nämliche Ministre nahm es auf sich, seine Bitte bey dem Könige zu unterstützen; aber Se. Majestät antwortete: was diesen Gegenstand anlangt, addressiren Sie sich an die Tante. Der Minister erinnerte sich

der

der Unterredung und fing an von etwas anders zu reden.

Se. Majestät der höchstselige König, der so gleichgültig gegen die aerostatischen Luftballons gewesen, war doch einer der vornehmsten Beschützer der Electricität, zu der Zeit, da dieselbe so viel Gerede in der Welt machte und so viel Bewunderung als der unverbrennliche Gas verursachte. (Gas ist ein Wort, welches in der Chymie die ersten Principia, und innerliches Wesen eines Dinges bedeuten soll, wie es Helmont in der Chymie gebraucht hat.) Ein Professor Ludorf genannt, machte im Jahr 1752 ein electrisches Erfahrungsexperiment vom Donner, und bauete sein kleines Gebäude in einem Weinberge nahe bey Berlin: das Gewölke zog drüber hin; die Kette welche er an den eisernen Drat befestigt, hätte ihm sogar bald das Leben gekostete. Damals sah man die Funken, welche ihm aus den Händen und aus allen Theilen des Leibes gingen wie eine Naturerscheinung (Phänomen) an, und zu der Zeit hielt man diese electrische Erfahrungen eben so hoch, als man jetzt die Erfahrung des Herrn Robert und des Herrn Blanchard hält.

Vielen ist die Ursache unbekannt, warum la Beaumelle zu Berlin und vornämlich beym Könige nicht wohl fortkam. Weder Maupertuis, noch

noch Voltaire, waren ihm schädlich: sondern la Beaumelle hatte gesagt, daß man zu Kopenhagen drey Männer fände, darum Potsdam eifersüchtig wäre. König Friedrich II., der dergleichen von solcher Masse auf der Erde nicht kannte, zuckte die Achseln, und rieth diesem Unbedachtsamen wieder dahin zu reisen, wo er war hergekommen. Dieß ist mehr als der tausendste Beweiß von der Kunst gewisser Menschen, die sagen, was man nicht sagen muß.

Mylord Tyrconnel, soll vor Hunger, zu Berlin gestorben seyn, man sah dieß, als man seinen entseelten Leib anatomirte. Die, von la Mettrie, verordneten Aderlässe, hatten ihn ausgezehrt. Er war dieses Doktors Schlachtopfer; deswegen sagte der verstorbene König: Wer hätte vermuthet, daß la Mettrie, noch einen viel thörichtern Menschen, als er selber ist, finden sollte? — Es ist wahr, daß Mylord Tyrconnel nicht zu entschuldigen war, weil er sich einem Manne anvertrauete, der sein Leben damit zugebracht hatte, es andern Menschen zu nehmen. Dieser Minister starb, hinterließ viel Schulden, und wenig Beklagung; nicht, daß er kein Beyleid verdient hätte, sondern weil man zu Berlin, eben so wie anderwärts, nicht viel bedauert.

Hier sind Worte, welche König Friedrichs II. Feder soll geschrieben haben, und welche die Nachwelt

welt lesen kann. „Ich finde Leute, schrieb der Kö„nig, die eine Art von Werth an sich haben. Man„che haben Verstand, manche Kenntnisse, man„che Redlichkeit und Rechtschaffenheit, ob dieses „gleich überhaupt selten ist. Aber niemand, als „Sie, hat alle diese Talente beysammen“

Obgleich der König von Preußen, **Friedrich** II. Voltaire liebte, so schrieb er doch dieses folgende wider ihn: **Wider Candide. Candide** ist ein kleiner Taugenichts, der weder Sittsamkeit noch Verstand hat, man sieht an diesen Zügen, daß er der jüngste Bruder der Pücelle ist. Ihr alter Papa gäbe eine schöne Summe Geld dafür, wenn er sich verjüngern könnte. Seine Jugend kömmt wieder, er schreibt Jünglingswerke. Alles ist nicht recht. Man lese das Geschriebene; man wird den Beweiß davon auf jeder Seite finden: Man wird sogar in diesem Werke sehen, daß alles schlecht ist, wie ers sagt.

Es war ein König, der mit Recht sagen konnte: Rom ist nicht mehr in Rom; es ist ganz wo ich bin. — Wenn man sich Preußen vorstellt, so sieht man stets mehr als 200000 Menschen marschfertig. Engel mag an seinem Könige eine prächtige Lobrede machen, ich applaudire seiner Beredsamkeit: weil ich aber nicht seine Talente habe, so begnüge ich mich an das Unterste der Statue des Monarchen zu schreiben: Er verstand wollen. —

Ein

Ein Räthsel, welches die Oeconomisten auflösen sollen, ist dieses. Wie geht das zu, daß ein König, der aufs höchste sieben Millionen Unterthanen hat, der mehr als 200000 Mann Soldaten unterhält, der Gebäude aufführen läßt, wie man anderswo dieselben zeichnet, in seiner Schatzkammer Summen zum Vorrath hat, welche viel ansehnlicher als diejenigen eines Europäischen Monarchen sind? — biß daß die Herren Beaubeau, Roubaud, Morellet, u. s. f. diese Frage erläutert haben, wollen wir etliche Wahrscheinlichkeiten aufsuchen. —

Sollte es nicht daher seyn, weil man nur diejenigen, die dienen, bezahlt? man hat noch darzu von dieser Zahl abgeschaft, welches nur auf der Vorstellung beruht. Sind zahlreiche Tische nöthig, wo man der Natur braucht bis zu den Augenblicken, welche dieselbe zur Fröhlichkeit bestimmt? — Sollte es nicht daher seyn? weil man daselbst keine von den fressenden Commishorden bey den Finanzen hat, sich vermehrende Insecten, welche untreue Verwaltung auf ihren Fußstapfen mit schleppen?

Sollte es nicht besonders daher seyn, weil man die Unterthanen nicht unterthänig macht, viele Könige in einem einzigen Reiche zu erhalten? wie kann man anders die prächtigen Häuser nennen, welche gewisse Staaten für Prinzen, die sie nicht beherrschen, bezahlen? ferner daher, daß man nicht Privatpersonen so reich werden läßt, daß sie es

Mo-

Monarchen gleich thun, und dieselben bisweilen an Pracht übertreffen? ferner daher, daß man die equivoquen Talente der Ministers, nicht mit erstaunenden Summen bezahlt? —

Sollte es endlich nicht daher seyn, weil man die Verwirrung aller Staaten nicht duldet. Deutschlands Noblesse ist nicht dahin gelangt, in ihre Paläste und zu ihren Lustbarkeiten den vornehmsten glücklichen Bürger, der viel Geld und Kühnheit hat, Zutritt zu verstatten. Die deutschen Gouvernements haben es sich noch nicht in den Sinn kommen lassen, alle Augenblicke Stellen für die Eingeschobenen zu schaffen.

Zu den Fehlern, welche man nicht hat, füge man die Qualitäten, welche man hat. Der verstorbene König regierte auch alles Einzelne. Er muthmaßte, daß der Gebrauch des Kafees, jährlich große Geldsummen aus seinen Staaten führte. Nach denen von ihm anbefohlnen Untersuchungen, fand man, daß diese aus dem Lande geführte Summen, mehr als drey Millionen Livres betragen. Gleich wurden weise Maaßregeln genommen, welche unvermerkt diese unnütze, und vielleicht gefährliche, Kafeeverzehrung verringerten. Der verstorbene König hatte diese unbewegliche Festigkeit, welche die Anhaltenden kaltsinnig macht, und die Kunst, die großen Herren zu täuschen, zernichtet, weil sie dieselben bereden wollen, daß es erlaubt sey zu strafen, aber auch rühmlich, zu verzeihen.

Der verstorbene König hat ein neues Institut in Halle errichtet, welches einen großen Ruhm zu wege bringt, und die Beschwerlichkeiten steuert, daß man nicht die Wissenschaft der Professoren nützen kann, welche dieselben bisweilen etwas theuer verkaufen. Zwey hundert Thaler bezahlen alle Arten von Ausgaben, Unterweisungen, und Kosten.

Viele Leute sahen den verstorbenen König von Preussen, nur für einen großen Feldherrn, für einen vortreflichen Kopf, und für einen tief denkenden Politiker an, aber man muß zu diesen vortreflichen Titeln, diejenigen, welche das Commercium beschützen, und Einfluß in die Oeconomie haben, hinzusetzen. Doch ist mehr als einmal geschehen, daß die zu Etablissements gegebenen Aufmunterungen, seinen Absichten nicht einpaßten, es mochte nun seyn, daß die Speculationen der Entrepreneurs gewägt waren, oder es konnte seyn, daß der Ausgang, die wahrscheinlichen Rechnungen, aus der Ordnung brachten. Man könnte diese Beschwerlichkeiten vermeiden, wenn man ein großes Geschenk, anstatt eines mäßigen Vorschusses, gäbe. Der Souverain wagt nichts, wenn er den Eifer, und den Fleiß eines Mannes, der seinem Lande nützlich ist, belohnt; und der Spekulant, oder der tiefsinnige Kopf, wenn er seiner Operation oder Arbeit gewiß ist, findet in einem Geschenke, eine ganz verschiedene Hülfe, anstatt eines Vorschusses, welchen er endlich wieder bezahlen muß.

Se. Majestät haben 91,000 Reichsthaler, zum Etablissement der fremden Colonisten, in Schwaben gegeben. Mehr als ein Oeconomiste, haben den Nutzen dieser neuen Einwohner, die gemeiniglich ziemlich schlecht componirt waren, in Zweifel gezogen. Wir wollen nicht die für und wider gewesenen Ursache untersuchen, wir wollen uns begnügen zu bemerken, daß wenn man ein Gemisch von Handwerkern und Ackerleuten machte, so würden sie sich unter einander helfen; wenn man bey jeder Colonie Chefs oder Befehlshaber etablirte, deren Dienst da wäre, über die Viehzucht ein wachendes Auge zu haben; ferner über den Gebrauch der Werkzeuge, über das Betragen der Bauern; denjenigen, die sich am eifrigsten bezeigten, zu helfen, und das Etablissement oder die neue Colonie, von ganz lasterhaften Unterthanen zu reinigen, so würde man den mehresten Mißbräuchen zuvor kommen, welche die Absichten der Monarchen vereiteln.

Die Staaten des verstorbenen Königs von Preußen, fassen sieben Millionen Einwohner in sich. Die Volksmenge Englands, kann vielleicht auf acht Millionen steigen. Englands Handlung ist blühend, und dennoch wird dieselbe von der Schuldenlast niedergedrückt. Die Preussischen Staaten hingegen, haben Ueberfluß an Schätzen: und wegen dieses Ueberflusses, werden sogar diese nützlichen Dienste verachtet, welche Gold und Sil-

der einen activen Werth geben. — — Man könnte die Genfer, die Londner, die Zürcher, die Holländische, und die Französische Banquen zinßbar machen, und in weisen und gemäßigten Spekulationen, gewisse Beneficien finden. Wie ist es thunlich, daß 80 Millionen Livres in einem Lande zureichen, und daß 400 Millionen in dem andern nicht zureichen?

Anstatt daß man in schöner Schreibart, die Thaten eines der viel Land durch Krieg gewinnt, beschreibt, so wäre zu wünschen, daß ein weiser und verständiger Mann, z. B. der Herr von Herzberg, ein wohl bewiesenes Gemählde, von allem was der verstorbene König gethan hat, verfertigte, alsdann würde man sehen, was ein einziger Mann vermag, der Verstand, Eifer und Liebe, zu seinem Lande hat.

Anekdoten.

Ein fast unbekannter und mäßig geachteter Officier, führte in dem letztern Kriege einen tapfern und klugen Streich aus. Er starb an seinen Wunden drey Tage nachher. Ich schätze seinen Tod höher, sagte der König, als das Leben drey Viertel solcher, die man citirt, denn es ist mehr als zwanzig Mal, daß ich bemerke, daß nur die Gelegenheiten die Helden machen.

Als Se. Majestät, der höchstsel. König von Preußen, in seiner Porcellain-Fabrik die Statue des Voltaire machen ließ, schrieb Er, ehe Er sie ihm schickte, eigenhändig darunter: Viro immortali, dem unsterblichen Manne. Der Weltweise antwortete dem Monarchen: Sire! Vous me donnez une terre dans vos domaines, auf deutsch: Ihro Majestät geben mir ein Land in Dero Erbherrschaften. — Da einige Reisende die Statue zu Fernev bewunderten, und bey der Inschrift ihm (Voltaire) Lobeserhebungen machten, sagte er: das ist die Schilderung desjenigen, der mir die Statue schickte. —

Es giebt eine Manier, Ackerbau und Handlung des Landes mit einander zu vereinigen, vermittelst dieser Vereinigung, sich dieselben ihre Hülfe darbieten, und beyde tragen eines wie das andere, zur allgemeinen Glückseligkeit, das ihrige bey. — Glücklich, wenn wir diese Principicien verstehen! —

Eine Prinzessin schrieb an den höchstsel. König folgendes Schreiben. Sire! Ich nehme mir die Freyheit, Ihro Majestät zwey sehr seltene Personen anzutragen. Der eine ist ein junger philosophischer Mensch, der von Natur unweise, welchen aber das Studiren, das Nachsinnen, und das Unglück weise gemacht. Der zweyte ist ein

erfahrner Mensch, der gleichsam schon gebildet ist, die Redlichkeit selbst, sehr kaltsinnig und ordentlich, etwa so wie abgemessen, klug, ehrenwerth in allem Betrachte, der eingezogen aus Belieben lebt, und oft zerstreut aus Schuldigkeit, einer von diesen gewissen und sehr seltenen Gemüthern, an welche man sich allezeit wendet, wenn man Rathschläge verlangt. — Der verstorbene König antwortete: Der erste braucht mich nicht, und den zweyten brauch ich nicht. —

Man weiß nicht, warum Voltaire in vielen seiner Briefe, die Abendmahlzeiten zu Potsdam betitelt, den Eßsaal vulgo den Refenter genennt. Er schrieb an den Hrn. Grafen von — zu Paris. Man redete gestern in dem Refenter von ihren artigen Schriften. — Viele andere Fragmente lassen muthmaßen, daß dieser Eßsaal, sich bisweilen in ein Verstandszimmer veränderte. Hier folgt, wie man daselbst etliche Bücher beurtheilt hat. — Rathschläge für einen Freund, von — und die menschlichen Charaktere, von eben derselben. Sind so ziemlich gerathen, daß man dieselben etliche Tage bey sich im Schubsacke herumtragen kann. — Betrachtungen über die Sitten des Jahrhundert. — Die Wahrheit wird darin derb, aber mit Verstand gesagt. — Was wird man dazu sagen? — Man kann es flüchtig durchlesen, damit man wisse, was diesem Werke nur einen Augenblick Gunst verursacht hat. — Brief-

samm-

sammlung, als eine Vermehrung der Briefe der Madame von Sevigne. — Das war ein kurzer Auszug, und keine nöthige Zulage. — Die Moscowitischen Briefe. — Hofintriguen im Lakeyenstyl zu schreiben.

Ein General-Major, der im Preußischen Dienste war, und Talente und Merite an sich finden ließ, redete stets von der Freyheit, und von den demüthigen Fesseln des Despotismi, oder der ungebundenen freyen Oberherrschaft. Der König schrieb an ihm: Herr General-Major, ich bitte Sie, daß Sie nicht mehr den Brutus in meinen Staaten machen, sonst bin ich genöthiget, wider ihre Freyheit zu conspiriren.

Vormals ernannte der König eine Coadjutrice, (ist in einem weiblichen Stifte, eine Person, die der Aebtissin zugeordnet ist) beym weiblichen Stifte von Herfort. Damals war eben daselbst eine junge Canonissin, man weiß nicht wie, in die Wochen gekommen. Man beklagte sich sehr beym König, der zur Coadjutrice sagte: Ich hoffe, daß Sie von dem Vergangenen nichts wissen, und daß Sie ihren Damen hinführo klüger zu seyn anrathen werden.

Es ist bekannt, daß während des letzten siebenjährigen Kriegs, und fünf bis sechs

Jahre darnach, sehr schlechtes Geld zu Berlin gewesen. Man stellte dieses oft dem Könige vor, daß Ihro Majestät doch Dero Münze verändern möchten. Was liegt daran, sagte der König, ob meine Figur auf Gold, oder auf vergoldeten Kupfer steht, weil jedermann gern damit will zufrieden seyn.

Der erste April 1772 war der Tag, an welchem die Urheber der Revolution von Dännemark, die Strafe ihres Verbrechens erhalten sollten. Die unglückliche Königin, Carolina Mathilda, verlangte die Erlaubniß, an die Königin von Preußen zu schreiben, und wollte drey Könige zum Richter haben, weil, sagte sie, jeder Beklagte berechtigt wäre, Personen, welche er für seine Feinde hielte, zu verwerfen. Dieses wurde der Königin abgeschlagen. Unterdessen nahm ein Dänischer Edelmann die Commission an, und kam nach Potsdam. König Friedrich II. hielt dafür, ihn nicht anzuhören, und man ließ ihm sagen, daß, so lange die Königin in Dännemark wäre, könnte dieselbe nur auf die Flotten ihres Bruders hoffen. Aber nachdem Dieselbe nach Zelle gekommen war, bot Er Derselben allen Beystand an, welchen Dero Stand erforderte.

Man sagte einst zu dem Könige, daß sein Jahrhundert ein Revolutionssekulum wäre. Wirklich

lich Revolution in Dännemark, Revolution in Rußland, Revolution in Schweden, Revolution in Pohlen, Revolution in Amerika, Revolution in Holland, Revolution in Genf. Dieß sind, sagte er, die kleinen Begierden, welche sie verursachen, weil sie diejenigen aufbringen, die gleichsam das sind, was der Schloßnagel am Wagen ist. Nur Gott allein, kann die Menge dieser vielen Ketten berechnen, eben so (der verstorbene König hatte damals seine Flöte in der Hand) wie die Musik auf sieben Tönen beruhet, eben so beruhet auch das harmonische System der Ursachen, und der Wirkungen in der menschlichen Oekonomie auf sieben oder acht Begierden, welche wir ins unendliche verändert sehen, und der menschliche Verstand nicht in Ordnung bringen kann.

Ein Preußischer Landmann, als derselbe von der Anekdote des Müllers gehört hatte, welche dem Kanzler — Ungnade verursachte; überreichte dem Könige eine Bittschrift wider den Gerichtsstuhl. Der König befahl diesem Gericht diesen Proceß durchzusehen; die Untersuchung geschah und es blieb bey dem ersten gerichtlichen Ausspruch. Der König befahl noch einmal den Proceß zu revidiren, und es blieb der dritte gerichtliche Ausspruch beym ersten Urtheil. Der König war aufgebracht, und schrieb an den Herrn von M., der Präsident dieses Gerichts war, schlecht untersucht, schlecht unterrichtet, schlecht beurtheilt. Der Präsident

schrieb unten auf das nämliche Blatt, mein Kopf ist zu Dero Dienst, aber nicht mein Gewissen; das Urtheil bleibt. Der König war vom Zorn aufgebracht, und zwar darum, weil sich der Minister unterstanden, dieses unter die königlichen Worte zu schreiben; und da jedermann vermuthete, daß der Präsident in Ungnade fallen würde; so erhielt derselbe zwo Stunden nachher einen Brief vom Könige, der ihm zu seiner Standhaftigkeit Glück wünschte, und ihm eine Besoldungsvermehrung von 800 Thalern verwilligte.

Der König von Preussen Friedrich II. hat niemals die Aufführung der Engländer in dem americanischen Kriege gebilliget, und hat sich darüber frei erklärt. Als ihm aber die vereinigten Staaten einen Abgesandten schicken wollten, hat er es allezeit abgeschlagen, ihm Audienz zu geben; weil er wußte, daß es unnöthig sey die Völker einzuladen, um ihr Glück zu machen, und daß diese Abgesandten bisweilen nur vornehme Enroleurs sind. Aber er selbst hat eine Art von Consul nach Boston geschickt, um Commerzverbindungen anzufangen.

Der verstorbene König der mit seiner Academie scherzte, schickte derselben bisweilen Discourse oder Elogen, etwa solche eines Voltaire oder de la Metrie. Man stelle sich vor, mit was für Faveur man diese Stücke lobte. Einst schickte ihr der König

nig einen Discours, von welchem dieselbe weder die Principien noch den Stil kannten. Sie behandelte diesen Discurs so artig, daß derselbe drey Monate unter den Händen des beständigen Secretär blieb, und es ward nicht einmal gefragt: ob man diesen Discours lesen sollte? Unterdessen vergaß man des Namens und des Lobes des Verfassers. Der König sagte rund heraus, sie haben mir gelernet, was ich von ihren Beyfällen denken soll, und von diesem Augenblicke an hat er seiner Academie nichts mehr geschickt; aber den Gebrauch der Scherze behielt er sich vor.

Unter der Regierung des verstorbenen Königs ist Berlin die schönste Stadt von Deutschland und eine der schönsten Städte in Europa geworden. Er brachte die Hälfte seiner Lebensjahre nicht in den Wäldern, und die zwote Hälfte nicht in einem kleinen Cabinete zu, wie Ludwig XV., sondern er bauete und schätzte die Künste hoch. — König Friedrich II. regierte die Kirche eben so unbeschränkter Weise als den Staat. Er sprach die Ehescheidungen, wenn ein Mann und eine Frau sich anderswo verheurathen wollten; und als ein Prediger ihm einst das alte Testament, wegen einer dieser Ehescheidungen zum Beweiß anzog: so sagte er zu ihm: Moses regierte die Juden wie er wollte, und ich regiere meine Preussen wie ich es verstehe.

Einst sagte La Metrie zum höchstsel. Könige, daß man über Voltaire Glück und Gunst sehr eifersüchtig wäre: Laßt sie jaloux seyn, sagte der König zu ihm: man preßt die Pomeranze, und wenn man den Saft getrunken hat, so wirft man dieselbe weg. — Dieser Saft war der Verstand, Zeitvertreib. Aber weil die Zitrone nicht auszutrocknen ist, so bediente sich der König derselben bey dieser kurzen sinnreichen Rede nicht.

Anekdote von dem neuen Preuß. Könige Friedrich Wilhelm II. — Als die Herren Finanzminister ihre erste Audienz gehabt, hat Er Ihnen unter andern Folgendes gesagt: Ich weiß, meine Herren, daß die Souverains zuweilen die Wahrheit nicht hören wollen, weil sie öfters nicht angenehm ist, aber Ich will sie immer wissen; und sie werden Mir ein Vergnügen machen, wenn sie Mir selbige sagen. Ich versichere sie auf mein Königliches Wort, daß Ich nie ungehalten darüber seyn werde.

Folgende Begebenheit, welche sich noch zu Lebzeiten, und zwar kurz vor dem Ableben, des höchstseligen Königs zugetragen, verdient hier einen Platz: Der höchstsel. König wollte zu Sanssouci eine Ananastreiberey errichten, wozu der Garten, welcher einer alten Wittwe in der Nachbarschaft der Königlichen Gärten, nebst einem Häuschen gehörte,, vorgeschlagen wurde. Man fragte die Wittwe, wie viel sie dafür verlange? der Garten

ten kostet mich, sagte sie 400 Rthlr., aber dem lieben alten Herrn will ich gern den Platz um 300 Thlr. verkaufen. Als man dem Könige dieses hinterbrachte, und daß sie eine Wittwe sey, befahl Er, 600 Rthlr. zu geben, und erkundigte sich nach ihren Umständen. Wie man sagte, daß sie arm sey, und vom Gartenbaue lebe, und eben einen Karren voll Gemüse nach der Stadt geführet habe, sagte der König: Ich höre es schon, sie hat sich redlich ernährt, und ist nun alt; sie soll 800 Thaler haben, und weil das Häuschen mit in den Kauf gehört, soll ihr zur künftigen Wohnung in der Gegend des neuen Schlosses ein Colonistenhaus angewiesen werden. Doch wie alt ist sie? — Etliche 60 Jahr. — Sie soll noch 200 Rthlr. dazu haben, und in Ruhe ihre Tage verleben. Die Wittwe ward dadurch bis zu Freudenthränen gerührt, sah gen Himmel, und bat, Gott möchte doch ihre übrigen Tage dem Könige zulegen, und jeden einen Freudentag für Ihn seyn lassen.

Merkwürdige Anekdote. In dem Zimmer, in welchem der König **Friedrich der Zweyte** starb, stand die bekannte schöne Uhr, mit der Inschrift: Diem perdidi, ich habe einen Tag verloren, — und der Statue des Kaisers Titus. Diese Uhr lief zu eben der Zeit ab, als der König zum letztenmale die Augen aufgeschlagen hatte. — Er ist zu bemerken, daß Titus Vespasianus obige lateinische Worte einmal des Abends beym Essen sagte, als er daran dachte, daß er an dem

dem Tage keine gute That gethan habe. Wann konnte der König etwas Aehnliches sagen? —

Grabschrift auf König Friedrich II.

Hier ruht der Preussen Friederich (Zur Grabschrift ists genug.) der Zweyte. — Und drunter ein Gedankenstrich: Denn was der Große Friedrich war, Das weiß noch über tausend Jahr, die Welt so gut wie heute. — Wie? — Ist der Große Friedrich todt? — Ja! schluchzend spricht der Patriot: Es ist um Ihn gethan. Sein Geist spricht aus dem sel'gen Ort: Ich leb in Friedrich Wilhelm fort. Der fängt mich wieder an. — — Diese königlichen Worte sagte der verklärte Monarch etliche Monate vor seinem Ableben zu einem vornehmen Reisenden aus Frankreich, welcher sie nach Paris schrieb, und in französischen Blättern meldete. —

In Berlin verfertigte der Maler, Herr G. W. Hoffmann folgende Zeichnung auf den Tod Königs Friedrichs II, es heißt: die Ankunft Friedrichs des Großen im Elisium. — Der König Friedrich der Große ist so eben aus Charons Nachen gestiegen; die meisten seiner Vorfahren aus dem Brandenburg-Zollerschen, nebst Tasilo, aus dem Zollerschen Hause, bis auf den König Friedrich Wilhelm, welche die Hauptgruppe ausmachen, erwarten den König am Ufer. Vor diesen

diesen Helten steht in der Mitte ein weiblicher Schatten, welcher Friedrich den Großen in einer Schaale den Trank der Vergessenheit überreicht, die aber Friedrich, nur großer Thaten bewußt, ausschlägt. Die ganze Versammlung besteht aus folgenden Personen: Taßilo, Friedrich I. und II., Joachim der I. und II., Albert Achill, Johann Cicero, Sigismund, Joh. George, Friedrich Wilhelm der Große, König Friedrich I., und König Friedrich Wilhelm I. — Taßilo, der durch Friedrich den Ersten auf Friedrich den Großen aufmerksam gemacht wird, steht voller Bewunderung, und erstaunt über die Größe seines Nachkommen. Hinter dem Könige Friedrich stehen in frohem Erstaunen, Marcus Aurelius, Julius Cäsar und Plato, welcher letztere sein Buch zerreißt, da er sieht, daß Friedrich der Große, die vollkommste Regierung wirklich gestiftet hat. — Rechts im Vorgrunde stehen unter einem alten Eichbaume, Alexander der Große, Heinrich der Vierte, Carl der Zwölfte, und Ludwig der Vierzehnte; die, ganz ihrer Größe angemessen, Freude und Erstaunen in Stellung und Minen ausdrücken. — Neben ihnen, in einiger Entfernung, eilt der General von Ziethen, aus einer Allee von hängenden Birken seinem großen Könige entgegen, dem aus einer andern Allee, die beiden Generale Seidlitz und Schwerin folgen. Charon scheint vor Erstaunen über diesen Anblick zu vergessen, seinen Nachen (Kahn) abzustoßen. — Es sind überhaupt

haupt 25 Figuren, vier und einen halben Zoll hoch. —

Von der Trauer der Armee ist zu bemerken: Von den Fahnen hingegen lange Flöre herunter. Bey den Paraden und bey dem Aufziehen der Wachen war keine kriegerische Musik. Es wurde kein Appell geblasen, keine Reveille und kein Zapfenstreich geschlagen. Bey dem am 9 Sept. feyerl. Leichenbegängnisse in Potsdam, herrschte in Berlin eine große Stille, und alle Thätigkeit war daraus verschwunden. Die Laden aller Kaufleute, Kramer, und Boutiquen waren geschlossen. Man sah wenig Menschen auf den Straßen und selbst der Wochenmarkt war klein und unbedeutend. Es sind an die 40000 Menschen, durch die Stadtthore in Potsdam eingegangen, davon gewiß die Hälfte aus Berlin war. Diese Trauerfeyer vermehrte noch der schöne Anblick, der hier in Berlin auf der Spree liegenden Hamburger Schiffe. Die Schiffe hatten weisse mit einem schwarzen breiten Rande eingefaßte Flaggen, in deren Mitte bey etlichen der schwarze Adler zu sehen war, an ihren Mastbäumen aufgesteckt, und da deren eine ziemliche Anzahl vom Schlosse an bis an den Packhof standen, so that dieß eine vortrefliche Wirkung. — Der verwittweten Königin Majestät befanden sich in Schönhausen etwas unpäßlich. —

Anek-

Anekdote. London den 2 Sept. Die hiesigen Zeitungen enthalten ein Schreiben des berühmten Doctor Baylies aus Berlin vom 16. August, worin dieser Britte eines denkwürdigen Ausdrucks des höchstsel. Königs von Preussen gedenkt. Bey den vielen widersprechenden Nachrichten in den hiesigen Zeitungen von den Krankheitsumständen sagte Doctor Baylies zu demselben: Ich sehe, diese Zeitungen können Ew. Majestät was für eine Krankheit sie wollen geben. — Auf diese gemachte Bemerkung antwortete der König mit einem Lächeln: Les Anglois sont fameux pour faire un Roi mourir. D. i. Die Engländer sind dafür bekannt, daß sie Könige gern umbringen.

Berlin. Als die Herren Ministers ihre erste Audienz bey dem neuen Könige hatten, hielten Se. Majestät eine Anrede an sie, und sagte unter andern folgende Königl. Worte: Meine Herren, ich weiß, daß Könige öfters die Wahrheit nicht gerne hören, denn sie ist zuweilen sehr unangenehm. Ich aber will sie schlechterdings wissen. Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir solche jederzeit sagen, und ich gebe Ihnen mein Königlich Wort, daß ich nie böse darüber seyn will. — Am zweyten Tage seiner Regierung hatte der alte 80jährige Kriegsrath und Hofstaats-Rentmeister Buchholz die Gnade, den König früh um neun Uhr zu sprechen. Dieser konnte die Güte und Freundlichkeit dieses Königs nicht genug rühmen. — Wie geht es ihm, mein lieber Buchholz? — Zu Ew. Kö-

niglichen Majestät Befehlen. — „Setz er sich nieder.“ Buchholz bleibt stehen. Der König rückt selbst einen Stuhl herbey. — „Setz er sich nieder, mein lieber Buchholz.“ — Der König setzte sich auch; worauf der Alte es als einen Befehl befolgte. Darauf wird der Minister Blumenthal, der auch die Schatzkammer unter seiner Aufsicht hat, gerufen; und so wurden die Geschäfte von diesen Dreyen sitzend vorgenommen. —

Anekdote. Drey Tage vor dem Tode des **Königs Friedrichs** II. hatte der verdienstvolle General, Freyherr von Eglofstein, in welchem man den General verehrt und den Menschen liebt, die Gnade, auf seiner Rückreise aus Franken, den Monarchen noch eine ganze Stunde zu sprechen. Der König gab ihm den Befehl, noch drey Tage in Potsdam zu bleiben, gleich als wenn Er gewußt hätte, daß Er nur diese noch unter den Sterblichen seyn würde. Unter der Unterredung wurde der nun verewigte König ganz aufgeheitert, da der Herr General mit Entzücken von der vollkommsten Gesundheit unsers geliebtesten Alexanders sprach. — Diese Nachricht war aus Erlangen. —

Abschrift des **Königl. Testaments**, welche für ächt ausgegeben wird. — Ich vermache Ihnen, mein theuerster Neffe, **Friedrich Wil-**

helm,

helm, meine eroberten und ererbten Länder, meine Schlösser, meine Gebäude, meine Gärten, meine Paläste, meine Mobilien, meine Edelgesteine, mit dem Bedinge, daß Sie die Kleinigkeiten, welche ich meinen Verwandten vermache, als ein Merkmal meines Andenkens besorgen werden. — Denn mein Staat, mein Gold, mein Schatz und meine Unterthanen sind Ihr Erbtheil. Ich bitte Sie also, mein theuerster Neffe, der Königinn, meiner Gemahlinn, dasjenige zu lassen, was Sie bisher gehabt hat, und noch jährlich zehntausend Thaler hinzuzufügen. Sie hat mir nie den geringsten Verdruß verursachet, und ihre unerschütterlichen Tugenden verdienen Ehrfurcht, Anhänglichkeit und Achtung. — Nun folgen die ausgeworfenen Summen für die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. — Diese kleinen Geschenke kommen nicht aus meinem Schatz — er ist nicht mein, — er gehört dem Staate, und als einen solchen betrachten Sie ihn jederzeit. — Diese Geschenke kommen alle von meinen ersparten Geldern; die Anweisung zur Bezahlung ist Beweis davon. — König zu seyn, ist ein bloßes Ungefehr — Vergessen Sie nicht, daß Sie ein Mensch sind. — Ich empfehle Ihnen, mein theuerster Neffe, mein schönes Militair, meine achtungswürdige Armee, alle meine alten Officiere, vorzüglich diejenigen, welche um mich gewesen sind — mein ganzes Haus — meine Bedienten, sie mögen Ihnen dienen oder nicht. Verlassen Sie sie nicht, und wenn Sie alt werden, suchen Sie

dieselben zu placiren. — Ich schmeichle mir, daß keine Streitigkeiten unter meiner Familie vorfallen werden, und zur Ehre und Ruhm ihrer Vorfahren Einigkeit, Ruhe und Frieden unter ihnen herrschen werde. — Nach Durchlesung dieses Testaments auf dem Schlosse stand der König von seinem Sitze auf, und versicherte den sämmtlichen anwesenden Prinzen vom königlichen Hause, daß Er es sich zur Pflicht machen würde, den letzten Willen seines verstorbenen Oheims aufs genaueste zu erfüllen. —

Anekdote.

Die Fürstliche Bibliothek in Cassel zeigt noch jetzt eine Reliquie von **Friedrich dem Großen**, dem verstorbenen König von Preußen, welche gewiß die einzige Reliquie in ihrer Art; nämlich, das allererste Schreibbuch desselben, in welchem Er, im Jahr 1717, als ein Prinz von fünf Jahren, unter Unterweisung seines Schreibmeisters, des bekannten Hilmar Curas, die ersten Buchstabenzüge mit eigner Hand entwarf. Herr W. der Inhaber dieses Stücks, ehe es an die Fürstliche Bibliothek kam, erinnert sich lebhaft des innigen Vergnügens, welches ihm, in dem großen siebenjährigen Krieg, der Enthusiasmus etlicher Englischen Lords, eines Grambi, Townshend und anderer gewährte, als sie in diesem seltenen Stück, welches er ihnen, die damals bey ihm auf dem Lande in Quartier waren, zeigte, die erste Federzüge

dessen

dessen erblickten, welchen ihr großer Graf von Chatam, den nordischen Salomo nannte, und ihm viele Guineen, um es selbst zu besitzen, boten; worin er ihnen aber, aus leicht einzusehenden Ursachen, nicht willfahren konnte. Als indessen derselbe nachgehends besorgte, es möchte das Stück etwa, durch einen oder den andern mißlichen Zufall, dereinst noch, einer sorgfältigen Aufbewahrung sich entrissen sehen, so entschloß er sich, etliche Jahre nach gedachtem Kriege der Fürstlichen Bibliothek solches zu übergeben, woselbst es, unter andern eigenen und seltenen Handschriften der glorwürdigen Regenten und anderer Fürstlichen Personen des Hauses Hessen, zum Andenken des Preussischen Monarchen aufbewahrt wird. —

Anekdote.

Am 14. August sagte der Kaiser zu dem Französischen Feldmarschall von Cüstnie bey seiner Unterredung mit ihm: Ich erwarte alle Stunden die Nachricht vom Tode des Königs von Preußen. Es wird mir leid um ihn seyn, denn er war ein großer König. Prinz de Poix sprach von Friedrich II. mit solchem Enthusiasmus, daß ihm die Thränen dabey in den Augen zu sehen waren. Der Kaiser Joseph II. ehrt — wie man nicht unbemerkt lassen kann — Friedrichs II. Andenken — nicht nur mit Worten, sondern auch durch eine für Ihn glorreiche That! — Als auf die Nachricht von dem Tode des Königs, Wien in ein paar

Tagen von Broschüren überschwemmt war, worunter insonderheit der Partheygänger Trenk den Monarchen auf eine Partheygängerweise behandelte, verbot der Kaiser alles weitere Sudeln über diesen Gegenstand. — Von den letzten Lebensumständen des verstorbenen Königs ist noch etwas zu gedenken: Noch vor seinem Ende, sagt man, befahl der Hochselige König, neben seinem Vater ohne alle Ceremonie in der alten Uniform begraben zu seyn, und sagte: Diese Gefälligkeit wird man mir wohl erzeigen. —

Schreiben aus Berlin vom 9. Sept. welches man als Anekdote lesen kann. — Ich war in Paris, da **Ludwig der** XV., und in Wien, da die große **Maria Theresia** starb. Beyde wurden von ihrem Volk allgemein beklagt und betrauert; aber eine solche Klage und Betrübniß, als ich in Berlin über den Tod des verstorbenen Königs gesehen habe, habe ich noch nicht erlebt. Jung und Alt, Vornehme und Geringe können sich von der Betäubung und dem Schmerz noch nicht ganz erholen. Heute ist Berlin wie ausgestorben. Die Kaufläden waren alle geschlossen, und wer nur etliche Thaler im Vermögen hat, ist zu Pferde und in Wagen nach Potsdam, um noch den großen Monarchen die letzte Zähre bey dessen Leichenbegängniß darzubringen. Wer kein Geld, oder nur weniges hatte, ging zu Fuße dahin. Der Berliner Buchhändler Himburg, theilte aus patriotischem Eifer, viele tausend Exemplare

von dem Schubartischen Hymnus auf **Friedrich den Großen** ohnentgeltlich aus. Der Zulauf von Menschen war so groß, daß man dem Manne die Fenster seiner Ladenthüre zerbrochen hat, und er genöthigt ward, sich durch Wache des zudringenden Volks zu erwehren. Der Hymnus hieß: **Friedrich der Große.** Ein Hymnus von Schubart auf Hohenasperg. — Bey der am 16. August überhand nehmenden Schwäche des Königs, und bey sichtbarer Annäherung seines Todes, wurden alle Brücken, ausserhalb der Stadt Potsdam mit Officieren besetzt, die niemanden aus der Stadt liessen, um das voreilige Gerücht von dem Absterben des Königs zu verhindern. Der König starb am 17. August um 2 Uhr 19 Minuten in der Nacht. — Das in den Bauchhölungen des höchstseligen Königs **Friedrich** II. gesammelte Wasser betrugen sechs Quartier. — Folgendes laß man in den Zeitungen: Fridericus Magnus, Borussorum Rex II. — Rex Marti nunquam, ast certus sucumbere Morti, Vivit, dum moritur, Nescia Fama mori. — Maitre.

Anekdote von dem jetzt regierenden König Friedrich Wilhelm.

Als des Königs Majestät auf der Rückkehr zu Charlottenburg war, ging der König des Nachmittags aus dem Schlosse, ohne von der Schildwache bemerkt zu werden. Der König sah sich um, und bemerkte, daß ein Soldat auf seinem Posten aß.

Der König rief ihm zu: daß ers sich schmecken lassen sollte. Der Soldat erschrack so sehr, daß er in eine Ohnmacht fiel. Der gütige Monarch sandte ihm etliche Leute zu Hülfe, und beschenkte ihn nicht nur mit funfzig Thalern, damit er sich recht satt essen könnte, sondern ertheilte ihm auch auf sein Ansuchen den Abschied.

Anmerkung. Ob wir gleich bey der **Beschreibung des besondern Lebens Königs Friedrich II.**, den Lesern **vermischte Rapsodien** liefern, so werden dieselben ihnen doch **nicht mißfällig** seyn.

König Friedrich der Zweyte erinnerte sich der geringsten Kleinigkeiten. Er kannte, auf den ersten Anblick nach 40 Jahren Soldaten, die unter seinem Regimente gestanden hatten, als er noch Kronprinz war. Zum Erstaunen seiner Officiere erinnerte er sich bey Musterungen einzelner Soldaten noch nach Jahren, und fragte nach denselben. Als man vor nicht langer Zeit einem Unterofficier eine Versorgung geben wollte, und dem König die Ausfertigung darüber zur Bestätigung vorlegte, malte er statt dieser einen Galgen, mit einem daran hängenden Mann; weil er sich ganz genau erinnerte, daß dieser Mensch sich irgendwo von einer schlechten Seite gezeigt, und folglich seines Dienstes nicht werth war.

Als der König einst von seinen ausgestandenen Mühseligkeiten im letzten Kriege, im Jahr 1775

redete,

redete, erinnerte Er sich dabey, daß ihn einmal ein gemeiner Soldat vom Regiment Prinz von Preussen in einer Nacht, als er ganz erfroren war, sich durch ein geschwind angemachtes Feuer sehr erquickt habe. Ich habe dem Mann sagte er, ein Trinkgeld versprochen, und erinnere mich nicht, daß ich es ihm gegeben habe. Ueber die vielen Unruhen kam es mir aus dem Sinn, und ich habe seitdem nicht wieder daran gedacht. Ich möchte wissen, ob der Mann noch lebt? — Der eben anwesende General sagte: er sey unter seinem Regimente Unterofficier. Der König freute sich hierüber, ließ ihm eine beträchtliche Summe Geld auszahlen, und gab ihm nahe Anwartschaft auf einen einträglichen Accisedienst.

Einer der merkwürdigsten Züge in seinem besondern Character, ist die anhaltende strenge Aufmerksamkeit, des verewigten Königs von Preußen. Den Grad der Anstrengung starker Gemüthskraft bey wichtigen Gelegenheiten, hat der König, ganzer 46 Jahre, in einem fort angewendet, ohne sich in seinem Entwurfe, durch Vergnügen, Verdruß oder Mißlingen u. s. f. auch nur einen einzigen Tag hindern zu lassen. Als seine Jahre und Leibesschwäche schon zunahmen, begegnete es dem Könige etlichemal, daß er etwas länger schlief, als er sich vorgesetzt hatte; es war ihm zuwider, er befahl seinem Kammerdiener, ihn nicht länger, als bis vier Uhr, schlafen zu lassen, und ihn, wenn er auch noch so schläfrig wäre, mit Gewalt zu

 wecken.

wecken. Einst kam ein Bedienter, welchen der König erst in seine Dienste genommen, um diesen Befehl zu befolgen. „Laß mich doch noch ein wenig schlafen, ich bin noch gar zu müde!“ — Ihro Majestät haben mir befohlen, ich sollte so früh kommen. — „Nur noch eine einzige Viertelstunde; sage ich. — Keine Minute, Ihro Majestät! es ist vier Uhr: ich lasse mich nicht abweisen. — „Nun das ist brav! rief der König; du würdest übel angekommen seyn, wenn du mich hättest liegen lassen.“ —

Folgende Begebenheit ist zu bemerken: Ein Reisender, der sich in Potsdam aufhielt, ging eines Morgens früh, weit vor dem Thore spazieren. Als er von ferne einen Trupp Soldaten exerçiren sah, ging er darauf zu. Ein Officier zu Pferde, den er für den Major hielt, war außerordentlich geschäfftig, und ritt oft durch die Glieder, den gemeinen Soldaten zu unterrichten, oder ihm Verweise zu geben. Als der Fremde ganz nahe kam, sah er zu seinem Erstaunen, daß der vermeinte Major, der König selbst war. Der König exercirte mit bloßem Degen noch eine ganze Stunde fort. Der Fremde äußerte, gegen einen anwesenden Officier, seine Verwunderung darüber, daß der König, sich mit dieser Hand voll Leute, so erstaunliche Mühe gäbe, und sich überhaupt so wenig Ruhe gönnte. — „Der Ruhe genüßt Er, antwortete der Officier, bloß zwischen 10 Uhr des Abends, und 4 Uhr des Morgens.

Alle

Alle seine übrigen Stunden, sind voll Thätigkeit des Leibes oder Geistes, oder beyder zugleich. Die gegenwärtige Leibesübung, ist blos Erholung von einer vorhergegangenen dreystündigen Arbeit in seinem Cabinete.

Dieser nämliche Reisende macht die folgende Anmerkung: daß die Bibliothek des Königs, im Schlosse zu Potsdam, eine der schönsten, vom feinsten Geschmacke, und von seiner eignen Anordnung sey. Er ließ sich auch die Garderobe zeigen. Diese bestand aus zwey blauen Röcken mit rothen Aufschlägen, wovon an dem einen Rocke, das Futter schon etwas durchgerieben war; zwo gelben, ziemlich stark mit spanischem Schnupftabake bestreueten Westen; drey Paar gelben Beinkleidern, und einer blausammtnen, reich mit Silber gestickten Garde-Uniform. Zahlreicher war der Kleidervorrath des Königs nie. Wie selten trifft man in Palästen dergleichen Garderoben, dergleichen Bibliotheken an!

Dieser große König hielt sich die ganze schöne Jahreszeit, stets in Sanssouci, ohne eine Leibwache oder Bedeckung auf. Wenn man bedenkt, daß derjenige, der so unbewacht schlief, ein unumschränkter König war, der blos nach den Eingebungen seines eigenen Verstandes und Willens regierte, ohne sich um den Haß oder das Mißvergnügen, irgend einer Klasse von Menschen bekümmern zu dürfen, so muß man auch hierin die Grö-

ße

ße seiner Seele erkennen und bewundern. Der verewigte König fand sehr vielen Geschmack, an Gemählden und an andern Kunstwerken; er war aber auch von beyden ein wirklicher Kenner. Indeß bekümmerte es Ihn nie ob ein Gemählde von Raphael, Guido, oder Corregio gemalt war. Wenn Er nichts Schönes daran sah, so sagte Er es frey heraus, und zog ohne Umstände, das Werk eines neuern oder unberühmten Künstlers vor, wenn Er es nur, nach seiner Ueberzeugung, schön fand. — Wir werden in dem **Zweyten Theile** dieses Lebens, den Lesern noch ganz besondere Begebenheiten, von diesem großen Könige, **Friedrich** II. melden. —

Den Hunden war er nicht abgeneigt. In seinem Kabinete lagen immer viele Bälle, womit er diese getreuen Thiere spielen ließ. Wenn sie krank waren, ließ er die Hunde verpflegen. Einer von diesen Hunden begleitete den König überall bey seinen ersten Feldzügen. Als der König sich einst allein zu weit gewagt hatte, und plötzlich ganz wider Vermuthen, auf einen Trupp Panduren stieß, war er genöthigt, sich in einen Graben, unter einer Brücke zu stellen, wo er vor jedermann verborgen war, nur daß er nichts anders vermuthen konnte, als daß sein kleines Windspiel Biche, ihn bey dem Geräusche der Pferde, die über die Brücke trabten, durch Bellen verrathen würde. Biche drängte sich aber, als kennte sie die Lage ihres Herren, ganz dicht an ihn, und gab keinen

Laut

Laut von sich. Der König begegnete bald darauf dem Generallieutenant von Rothenburg, dem er lachend die Biche, als seine treueste Freundin, vorstellte. Nachher gerieth das kleine Windspiel, bey einer gewissen Gelegenheit, mit des Königs Gepäcke, in die Hände der Oesterreicher. Die Generalin, Nadasti, nahm das Hündchen zu sich, und mußte verschiedenemale darum ersucht werden, ehe sie sich entschlüßen konnte, es wieder herauszugeben. Der König saß eben und schrieb, als Biche wieder ankam. Rothenburg ließ das Hündchen leise, ohne daß es der König bemerkte, zur Thüre hinein, und mit einem Satze, stand Biche auf dem Tische vor dem Könige, und legte die Vorderpfötchen um seinen Hals. Der König freute sich so sehr, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Biche hat ein kleines Denkmal im Sanssouci bekommen, und ihre kleine Nachkommenschaft hat der König, bis an sein Ende, um sich behalten. —

Die bisher vom jetzigen Könige, **Friedrich Wilhelm**, bewilligten jährlichen Gnadengehalte, schätzt man auf 19000 Thaler. Man vermuthet, daß der verewigte Monarch, **Friedrich** II. alle diese offen gewesene Pensionen, deswegen nicht vergeben habe, um seinem edelgesinnten Nachfolger, sogleich Gelegenheit zu verschaffen, durch Gnadenerweisungen, sich die Herzen seiner Unterthanen zu verbinden. Eben diese Ursache giebt

giebt man auch zum Beweggrunde an, weswegen Friedrich II. dem verehrungswürdigen Staats- und Cabinetsminister, Grafen von Herzberg, nicht schon längst den schwarzen Adlerorden ertheilt hatte, der doch schon lange, für den großen Staatsmann, in Bereitschaft gelegen haben soll, um nämlich den neuen Monarchen die Freude genüssen zu lassen, seine Regierung mit der Belohnung erhabener Verdienste zu beginnen. — Es sind Vermuthungen, weil niemand den besondern Character des Gemüths, Königs Friedrich II. ganz accurat beschreiben kann. —

Man hat aus Prag, folgendes Chronographicum, auf den verewigten König Friedrich II. erhalten.

RegIs, qVI AVstrIaCos, GaLLos, RVssosqVe reIeCIt, ConspiCVI hIC CIneres, noMen In Orbe LegIs. —

Kürzer und besser konnte die zu Paris, zu gleicher Zeit dem Könige von Preußen gemachte Grabschrift: Hic Cinis ubique Fama! chronographisch nicht ausgedruckt werden.

König Friedrich II. mit der sanften Seele war auch Held. Dieß beweißt seine persönliche Tapferkeit, welche aber nie in wilden Ungestüm ausartete. — In der Schlacht bey Torgau, bekam der König im Schlachtgetümmel, weil Er

im-

immer an der Spitze seiner Truppen war, bey dem zweyten Angriffe einen Streifschuß von einer Flintenkugel. Alle seine Adjutanten waren mit verschiedenen Ordern verschicket. Der einzige Major, Graf Friedrich von Anhalt, itziger Russischer Generallieutenant, war bey ihm. Dieser ersuchte den König vergebens, sich aus dem Gefechte hinweg zu begeben, und sich verbinden zu lassen. Nein, sagte der König, man muß sich bemühen, der Unordnung abzuhelfen, um den Sieg zu erfechten; auf mein Leben kommts nicht an. — Durch diesen weisen überlegten Muth, und durch diese Standhaftigkeit, wurden seine Soldaten aufs neue beherzt, die Ordnung wieder hergestellt, und die Schlacht gewonnen.

Während dieser Schlacht bey Torgau griff der Obristlieutenant Graf von Anhalt mit zwo Grenadierkompagnieen vom Regiment Prinz von Preußen muthig den Feind an. Er wurde getödtet, und als man dem König den Tod dieses tapfern Officiers meldete, wandte er sich zu dessen Bruder, dem itzigen Rußischkaiserlichen Generallieutenant Grafen von Anhalt, der damals Flügeladjutant war, und sagte: Heute geht alles unglücklich! Meine Freunde verlassen mich. So eben erhalte ich die Nachricht, daß ihr Bruder geblieben ist. — Diese wenige Worte mitten im Getümmel einer Schlacht, unter dem Donner des fürchterlichsten Kanonenfeuers und Kriegsgetöse gesprochen, zeugen von einer bewunderswerthen Erhabenheit und Güte der Seele.

Der

Der Eindruck seiner Größe, wirkte auch auf entfernte Nationen, und sogar rohe Menschen fühlten sich von seiner unglaublichen Unerschrockenheit wehrlos gemacht. — In dem blutigen und schweren siebenjährigen Kriege, ritt der König an einem Tage recognosciren. In einem Gebüsche lagen etliche Panduren versteckt, die durch einzelne, doch fruchtlose Schüsse, nach dem Gefolge des Königs zielten. Der Held achtete dieses nicht, als ihm plötzlich ein Feldjäger zurief: Ihro Majestät, retten Sie Sich! da hinter diesem Baume, dicht am Wege, legt einer auf Sie an! — Friedrich II. behielt seine Fassung, sah sich um, erblickte den zielenden Panduren, hob seinen Stock in die Höhe, und rief ihm mit drohender Stimme zu: „Du! Du! und der Pandure nahm erschrokken sein Gewehr vor den Fuß, entblößte sein Haupt, und blieb in ehrerbietiger Stellung stehen, bis der König vorbey geritten war. —

Ein preussischer Geschichtschreiber hat angemerkt, daß man, wenn man auf der Karte von Europa und Asien, von Rochelle nach dem kaspischen Meere, von da aus wieder nach Rochelle einen Triangel zieht, die Völker berührt, welche den König von Preußen, **Friedrich** II. auf einmal bekriegt haben. Franzosen, Deutsche, Oesterreicher, Kroaten, Kalmucken, Russen, Schweden. Aller Unterschied zwischen den rohen, und sogenannten gesitteten Völkern, verschwand; alles athmete einmüthige Erbitterung gegen den

gros-

großen Mann. Man fand unter dem Gepäcke des General Contades, in Westphalen, einen Brief von dem alten Marschall Bellisle, worin ihm dieser den Rath gab: Man muß das Land vor der Armee her zu einer Wüste machen. — Der französische Gesandte zu Wien, schrieb nach der Schlacht bey Kunersdorf, an den bey der russischen Armee befindlichen Marquis von Montalembert: Man muß den König von Preußen völlig zu Grunde richten. Sie müssen ihren ganzen Credit, bey der russischen Armee anwenden, sie zu vermögen, daß sie über die Oder geht, und den Russen die Plünderung Berlins, und der ganzen Mark-Brandenburg, vorspiegeln. — Wo ist hier der Unterschied, in der Denkungsart zwischen Franzosen und Kalmuken? — So dachte eine Nation, welcher der König von Preußen, beständig Beweise seiner Achtung gegeben hatte. — Nach der Schlacht bey Roßbach, besuchte er die verwundeten französischen Officiere, und sagte zu ihnen: „Meine Herren, ich kann mich immer noch nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde anzusehen.“ —

Man findet in einem Briefe von einem Preussischen Officiere, nach der unglücklichen Schlacht bey Kunersdorf geschrieben, eine deutliche Darstellung der Seelengröße dieses Königs, der nie der Menge seiner Feinde, oder dem Gewichte seiner oft schlechten Lage unterlag. Es waren nicht fünf tausend Soldaten bey dem Könige. Die

Regimenter sahen nicht stärker aus, als Compagnieen. Ich sah diesen Morgen den König unter ihnen, in einem offenen durch die Kosaken zerstörten Bauerhause in Oetscher, so fest und ruhig schlafen, als ob er sich in völliger Sicherheit befände. Der Hut lag ihm halb auf dem Gesicht, und der Degen bloß zur Seite. Zu seinen Füssen schnarchten zwey Adjutanten, aber ohne Stroh. Ein Grenadier wachte vor dem Hause. — Dieser Monarch scheint den Schlaf und die Erholung des Körpers, so wie die Gegenwart des Gemüths, in seiner Gewalt zu haben, u. s. w." — Der Graf von Nesselrode schrieb von diesem außerordentlichen Manne: „Im Unglücke glänzt er am meisten. Wenn er hart zusammengepreßt ist, hat er eine unwiderstehliche Schnellkraft." —

Als sich im Jahre 1761 die Russen und Oesterreicher vereinigt hatten, und eine Armee von 120,000 Mann stark waren, der König aber nur 50 Bataillons und 80 Schwadronen stark war, so konnte Er, ohne seine kleine Armee nicht ganz aufzuopfern, dieses große Kriegsheer unmöglich angreifen. Er setzte sich daher bey Bunzelwitz in den Stand, daß die Feinde ihn nicht ohne Gefahr augreifen konnten. Durch dieses Mittel hemmte er, 20 Tage lang, die Thätigkeit dieser sehr großen Macht, und man mußte die Kunst zu zaudern, welche der König hier bewieß, desto mehr bewundern, je weniger er darin geübt war. Er

gab

gab in diesem Lager das größte Beyspiel der Wachsamkeit, weil er fast alle Nächte die Schanzen desselben besuchte, und oft bis zum Anbruche des Tages bey den Wachtfeuern verweilte. „Nehmt ein Bund Stroh, sagte der König, da Er wie gewöhnlich in die Schanzen ritt, damit ich nicht wieder, wie die vorigen Nächte, auf der Erde liegen darf.“ —

Ein preußischer Geschichtschreiber zeichnet uns das Portrait **Königs Friedrich** II. nach dem Leben, und wir werden es hier auch noch mit aufstellen, um dieses Bildniß genau zu betrachten. Er schreibt: **König Friedrich** II. dieser große **Preußische König**, war etwas unter der mittlern Mannsgröße, sehr proportionirt gebildet. In seinen jüngern Jahren, hatte er einen zierlichen Anstand, und diejenige angenehme Nachläßsigkeit in seiner Gestalt, die man Grazie nennt. In seinem Alter neigte sich sein Körper etwas vorn über, und der Kopf neigte sich nach der rechten Seite hin. Seine Leibesbeschaffenheit, welche von Natur nicht die stärkste war, hatte er durch viele Leibesübungen abgehärtet. **Friedrich** II. hatte große schöne blaue Augen, und sein Blick war so äußerst durchdringend und scharf, daß derjenige, den er damit betrachtete, gewiß nicht kalt bleiben konnte; sogar muthige Männer mußten sich, wenn er sie mit seinem Blicke faßte, auf gewisse Weise dagegen waffnen. In jüngern Jah-

 ren

ren war sein Mund sehr angenehm, aber der Verlust der vordern Zähne, gab dem sonst noch lebhaften Gesichte, ein ältliches Ansehen. Obschon alle Bildnisse und Portraits, die von ihm vorhanden sind, etwas Aehnliches haben, kann er doch gar nicht nach denselben beurtheilt werden. Wenn er redete, wurden seine Gesichtszüge bis zum Erstaunen beseelt. Nie wirckte die Seele wohl schneller auf ein Gesicht, als auf das seinige, und nie wurde dieß sichtbarer, als wenn er Musik hörte. Der Ausdruck seines Gesichts, wechselte mit dem schnellsten Uebergang der Töne ab, und äußerte seine ausnehmend richtige und geschwinde Empfänglichkeit für jedes Gefühl. Daher war er selbst einer der größten Flötenspieler seiner Zeit. Besonders drückte er zärtliche und rührende Empfindungen im Adagio, bis zum Entzücken, schon auf der Flötetravers aus. Nur wenige Menschen haben das Vergnügen gehabt, Ihn auf der Flöte blasen zu hören; denn nie ward einem Fremden der Zutritt zu den Concerten verstattet, in welchen Er selbst, von etlichen ausgewählten Tonkünstlern begleitet, spielte.

Der König musicirte selbst im Kriege, sobald Er einige Ruhe genoß, täglich eine Stunde, und spielte etliche Concerte von Quanz, oder von seiner eigenen Composition, auf der Querflöte, mit einer solchen Fertigkeit, als ob das Flötenspielen die einzige Beschäftigung seines Lebens gewesen wäre. Im Gespräche war der Ton seiner Stimme, der

reinste

reinste und angenehmste Tenor, der sich nur denken läßt. Kommandirte er seine Truppen, so war seine Stimme laut, und selbst in der Ferne äußerst deutlich. Er sprach viel, und drückte sich überhaupt mit einer Geschindigkeit aus, welche dem schnellen Gange seiner Gedanken angemessen war. Das Talent, schnelle, witzige, oder auch nur verbindliche Antworten zu geben, war Ihm eigen. Ob er gleich dem schönen Geschlechte nicht sehr gewogen war, begegnete Er demselben doch, mit der ihm natürlichen Artigkeit, und war sehr gern und sehr aufgeweckt, in Gesellschaft verdienstvoller Damen.

Seine Kleidung war stets sehr einfach, und wenn Er mit seinem Gefolge ritt, zeichnete Er sich durch den ganz schlechten blauen Rock aus. Den großen schwarzen Hut mit weissen Federn, trug Er gemeiniglich so, daß die große Seitenkrempe über seine Stirn und Augen, und die vordere, nach der einen Seite hinkam. Die ersteren Jahre seiner Regierung, war sein Anzug immer sehr nett und angepaßt; an großen Galla- und Vermählungstagen, war er gewöhnlich in reichem Gold- und Silberstück, mit brillanten Knöpfen, gekleidet. Nach dem siebenjährigen Kriege, hat er immer nur eine Uniform getragen, welche dann bey großen Gallatagen, von blauem Sammet, reich mit Silber gestickt war. Sein Haar trug er hinten in einem Zopfe zusammen gebunden, und auf den Seiten in nachläßige Locken

 gerollt.

gerollt. Mehrentheils waren diese ungekünstelten Haarlocken sehr ungleich gepudert, und zeigten, daß der große König keine Zeit für Putztischgeschäfte übrig hätte. Wenigstens waren die Toilettgeschäfte nicht für ihn.

Sobald der König aufgestanden war, kleidete er sich an. Dieß geschah ohne alle Umstände, und mit wenig Hülfe. Sein Haar frisirte er in der Geschwindigkeit selbst vor einen Spiegel, der ihm vor das Bette gebracht wurde. In weniger als einer Viertelstunde, war er mit seinem Anzuge fertig. Seine Gesellschaft hat immer aus Gelehrten und schönen Geistern bestanden. Der König wollte in seinem Cirkel, so viel es sich thun ließ, Freyheit des Gesprächs, und völlige Gleichheit einführen. Die um ihn waren, thaten stets ihr Möglichstes, beydes zu bewirken. Niemand von allen wußte das Gespräch so anhaltend lebhaft zu erhalten, als der König selbst. Er verstattete auch Andern witzig zu seyn, welches bey Personen, von seiner hohen Würde, etwas höchst seltenes ist. Einst sagte er zu dem Abte Bastiani: „Wenn Sie die päpstliche Krone erlangen werden, die Ihr erbaulicher frommer Lebenswandel, „Ihnen gewiß noch erwerben muß, wie werden „Sie mich aufnehmen, wenn ich nach Rom komme, Ihnen meine Devotion zu erweisen?“ — Man lasse den schwarzen Adler herein, werde ich sagen, versetzte der Abt; er decke mich mit seinen Flügeln, aber — verschone mich mit seinem Schnabel. —

Bey

Bey seiner erstaunlichen Thätigkeit und Betriebsamkeit war es natürlich, daß Er von allen, die mit ihm zu thun hatten, das nämliche forderte. Denjenigen, die ihre Geschäfte schnell und treu verrichteten, war er ein sehr gütiger und billiger Herr. Jemand, der viele Jahre um seine Person gewesen ist, versichert: Niemand habe besser, als er, zu beurtheilen gewußt, was man billigerweise von jemandes Fähigkeit erwarten könne, und kein Herr, als er, sey weniger eigensinnig noch widersprechend in seinen Befehlen gewesen. Der König hat Lieblinge gehabt, und unterschiedliche derselben waren, im engsten Verstande des Worts Lieblinge, seine Freunde, doch erhielten sie nie einen Antheil an Regierungsgeschäften, und niemals hatten diese Lieblinge Einfluß auf seine Unternehmungen. Der Generallieutenant Graf von Rothenburg, war derjenige, den er am vorzüglichsten mit seiner Freundschaft und Vertraulichkeit beehrte, so lange dieser lebte, konnte der König seiner Gesellschaft gar nicht entbehren. Während der letzten Krankheit dieses Generals, hat der König sehr oft stundenlang vor seinem Bette gesessen, und als er die Nachricht von seinem Tode erhielt, lief er aus seinem Schlosse in Potsdam, uneingedenk daß er nur halb angekleidet war, über die Straße zu ihm hin, weinte, ließ ihm die Ader schlagen, wozu er noch den Teller hielt, und als er sah, daß alles vorbey war, ging er weinend und tief traurend hinweg, und blieb einige Tage allein in seinem Zimmer.

Ehe König **Friedrich** II. der weit überlegnen Macht unter den Befehlen des Prinzen Carl von Lothringen das blutige und entscheidende Treffen bey Leuthen lieferte, ließ Er des Tages zuvor alle Chefs der verschiedenen Bataillons, Eskadrons und Kompagnieen vor sich fordern, und redete dieselben so an: Messieurs! Ich werde morgen auf den Feind losgehen, und ihm ein Treffen liefern: da auf diese Schlacht alles für diese Kampagne ankommen, und sie entscheiden wird, wer von Schlesien Herr seyn soll, so habe ich Euch vor mich kommen lassen, um zu sagen, daß ich von einem jeden erwarte, daß er seine Schuldigkeit aufs genaueste erfüllen, und sein Aeusserstes thun werde. Ich verlange, daß ein jeder auf seinem Posten genau auf das Kommando merke, und seinem Untergebenen mit unerschrocknem Muth und Tapferkeit vorgehe; kurz, daß ein jeder dem Feinde mit dem Vorsatze unter die Augen trete: **entweder zu siegen, oder zu sterben.** Seyd Ihr alle, keinen ausgenommen, so gesinnt wie ich bin, so bin ich des Sieges gewiß.

Ich bin von der Stärke und Schwäche des Feindes unterrichtet, und werde alle Korps so anführen, daß sie mit Vortheil fechten können; es wird dann nur auf Euch ankommen, mit entschlossenem Muth und alter preußischer Tapferkeit zu streiten. — Wer von euch verzagt ist, Leben und Blut nicht aufopfern will, der trete heraus, ehe er andere verzagt macht! Er trete heraus! Er soll

soll ohne Umstände und Vorwurf gleich auf der Stelle seinen Abschied haben! —

Diese Rede ward mit allgemeiner Stille und Aufmerksamkeit angehört. Auf die letztern Worte des Königs sagte nach einer kleinen Pause ein Staabsofficier im Namen aller, mit einem Enthusiasmus von Liebe für den König: „das thue ein Hundsfott! wir sind alle bereit, für Ew. Majestät unser Leben aufzuopfern!“ —

Der König endigte hierauf seine Rede mit einer sichtbaren Zufriedenheit und Gelassenheit so: „Ich sehe, es ist keiner hier, welchen nicht edler Heldenmuth beseelte! aber ich werde auch genau darauf merken, wer sein Versprechen und Schuldigkeit erfüllt. Ich werde hinten und forn seyn, mich von einem Flügel zum andern wenden, keine Eskadron, keine Kompagnie soll meiner Aufmerksamkeit entgehen! Ich werde sie aufs genaueste beobachten. Wer dann seine Schuldigkeit thun wird, den will ich mit Ehre und Gnade überhäufen, und ich werde es ihm nie vergessen. Wer sich aber von einer widrigen Seite zeigt, der mag alsdann auch nur gehen, und mir nie unter die Augen kommen.“ — Jedermann kennt den Ausgang, welcher dieses Unternehmen krönte, das den 5. December im Jahe 1757 geschah, und die Wiedereroberung von ganz Schlesien war die Folge dieses glorreichen Sieges. — Vor dieser Schlacht hatten die Oesterreicher sehr geringschätzig von des

Königs kleinem Heere gesprochen. Er wußte es, und sagte, als man in Lissa, wo er nach diesem Siege sein Nachtquartier nahm, davon sprach: „Ich verzeihe Ihnen die Sottise, welche sie gesagt haben, sehr gern, in Ansehung der, welche sie eben itzt gemacht haben.“ —

Ehe die Schlacht bey Rosbach geliefert wurde, wo die französische und kaiserliche Armee über funfzigtausend Mann stark war, und die Preussen kaum zwey und zwanzigtausend Mann waren, hielt der König folgende Anrede an seine Truppen: Die Stunde ist gekommen, meine Freunde, da alles, was uns theuer seyn sollte, und theuer ist, von unserm Waffen und unserm Verhalten abhängt. Die Zeit vergönnt mir nur wenig Worte, und es wäre unnöthig, viel zu sagen. Ihr wisset, daß keine Beschwerde, kein Hunger, keine Kälte, kein Wachen, keine Gefahr so groß gewesen, die ich bisher nicht mit euch getheilt hätte, und ihr seht mich itzt bereit, mein Leben mit und für euch dahin zu geben. Alles was ich von euch verlange, ist das nämliche Pfand von Liebe und Treue, welches ich euch selbst gebe. Lasst, nicht als Aufmunterung, sondern als einen Beweiß meiner Dankbarkeit hinzusetzen, daß von dieser Stunde an, bis ihr die Quartiere bezieht, euer Sold verdoppelt seyn soll. Nun haltet euch brav, und vertrauet Gott!“ — Was diese Anrede für Wirkung gethan, lässt sich nicht beschreiben. Die Rührung brach in ein allgemeines Zujauchzen aus, und die Blicke und das Be-

tragen

fragen der Soldaten waren bis zu einer Art von heroischer Raserey entflammt, und in dieser Gemüthsfassung fing das Treffen an.

Im Jahr 1758. als der König Olmütz belagerte, und der Feind bey Domstädtel unglücklicherweise einen Transport von Munition und Lebensmitteln, welcher aus Schlesien zur Armee gehen sollte, wegnahm, wurden den 1. Julii alle Generale und Commandeurs der Regimenter nnd Bataillone zum Könige ins Hauptquartier Schmirsitz gerufen. Da sie alle versammelt waren, trat der König aus seinem Hause heraus, und rief sämmtliche Officiere heran. Mit einer majestätisch ernsthaften Miene sagte er: „Messieurs! Der Feind hat Gelegenheit gefunden, den aus Schlesien angekommenen Transport zu ruiniren. Durch diesen widrigen Zufall muß ich die Belagerung von Olmütz aufheben. Die Herren Officiere mögen aber nicht denken, daß deswegen alles verloren ist. Nein, sondern sie sollen versichert seyn, daß alles dergestalt repariret werden soll, daß der Feind daran denken wird. Die Officiere sollen den Burschen zureden, und nicht leiden, wenn etwa gemurret werden sollte. Ich hoffe nicht, daß Officiere selbst sich mißvergnügt bezeugen werden, und sollte ich wider Vermuthen dieses bey einem oder dem andern merken, so werde ich es aufs schärfste ahnden. Ich werde jetzt marschiren, und wo ich den Feind finde werde ich ihn schlagen, er

mag

mag postirt seyn wie er will, seine oder mehrere Batterien vor sich haben; doch (indem er sich mit seiner Stockkrücke die Stirne rieb), werde ich es niemals ohne Raison und Ueberlegung thun. Ich bin aber auch versichert, daß jeder Officier bei vorfallenden Gelegenheiten, und die Gemeinen ebenfalls, ihre Schuldigkeit thun werden, so wie sie es bisher gethan haben. — Der König machte beym Schluß der Rede eine gnädige und freundliche Miene, jene Miene, wodurch Er alle Herzen für sich einnahm, und verließ die Officiere.

Wir müssen auch die vortreffliche Rede, so kurz sie ist, mit bemerken, welche der König nach dem Ueberfalle bey Hochkirch 1758. an die Generale und Staabsofficiere gehalten hat; denn diese Rede ist ein Beweis, welche ein großer Kenner des menschlichen Herzens der König war. — Er redete sie so an: „Sie wissen, Messieurs, daß die Armee eine Sürprise erlitten hat. Die Dunkelheit der Nacht ist hieran Schuld gewesen. Sie müssen aber nur bedenken, wo wir itzt stehen. Wir sind in der Oberlausitz. Wir haben unsere Güter, Frauen und Kinder hinter uns. Wenn wir noch einmal weichen müssen, so ist dieses alles verloren. Eine bald folgende Bataille ist unvermeidlich. Ich selbst will, ehe ich weiche, mit dem Rest meiner Armee mich lieber begraben lassen. Ich vermuthe, daß ein jeder so denken wird, und wer so nicht denkt, soll sich lieber melden, und er kann gleich

nach

nach Hause gehen. Ist wo etwa einer unter Ihnen?" —— Nach einer kurzen Pause, da etliche Generale dem König versicherten, daß sie, wie bisher mit Freuden ihre Schuldigkeit thun würden, nahm er seine angenehme lächelnde Miene wieder an. —

Nach der Schlacht bey Liegnitz schrieb der König aus dem Lager bey Hermansdorf an den Marquis d' Argens, folgenden merkwürdigen und rührenden Brief, der die Vorstellung, welche der König sich von der damaligen Lage seiner Umstände machte, und die Gesinnungen zeigt, die er den Gefahren entgegen setzte. — Der Brief lautete so: Vormals mein lieber Marquis, würde die Affaire vom 15. August eine Campagne entschieden haben. Itzt aber ist sie nichts mehr als eine Schramme; eine große Schlacht muß unser Schicksal entscheiden.

Wir werden dergleichen allem Anschein nach, sehr bald haben, uud dann, wenn der Ausgang für uns günstig ist, können wir uns freuen. Es erfordert viele Kriegslisten und Künste es soweit zu bringen. Sagen Sie mir nichts von Gefahr; die letzte Action kostet mir nur ein Kleid und ein Pferd, das heißt: einen Sieg sehr wohlfeil erkaufen. Ich habe den Brief dessen Sie erwähnen, nicht bekommen. Wir sind gewissermaßen, die Correspondenz betreffend, blockirt, durch die Russen auf der

einen

einen Seite der Oder, und durch die Oesterreicher auf der andern. Ein kleines Scharmützel war nöthig, um für Cocceji (der Aide de Camp, welcher diesen Brief überbringen sollte, und welcher mit der Nachricht vor der vorerwähnten Action nach England kam) den Weg zu öffnen; ich hoffe, daß er Ihnen meinen Brief überbringen wird.

Ich war nie in meinem Leben in so großer Verlegenheit, als in dieser Campagne. Glauben Sie mir, nichts weniger als ein Wunder ist noch nötig, mich aus allen den Schwierigkeiten die ich vorher sehe, los zu machen. Ich werde gewiß nicht unterlassen, meine Pflicht zu thun, so oft Gelegenheit da ist; aber mein lieber Marquis, erinnern Sie sich immer, daß ich mir nicht anmaße über das Glück gebieten zu können, und daß ich mich genöthigt sehe, in meinen Projecten zu viel aufs Ohngefehr ankommen zu lassen, weil ich nicht im Stande bin, gründlichere Entwürfe zu machen. Ich habe Herkulische Arbeiten zu verrichten, zu einer Zeit, da meine Kräfte abnehmen, meine Schwachheiten sich vermehren, und die Wahrheit zu gestehen, da die Hofnung, der einzige Trost des Unglücklichen, mich zu verlassen anfängt. Sie kennen die Lage der Sachen nicht genug, um sich von allen Gefahren die den Staat drohen, einen deutlichen Begriff zu machen; ich kenne, aber verhehle sie; ich behalte alle Furcht für mich selbst, und theile dem Publico nur meine Hofnungen mit, oder die wenigen guten Neuigkeiten, die ich mitzutheilen

len habe. Wenn der Streich, den ich im Sinne habe, mir gelingt, dann, mein lieber Marquis, wird es erst Zeit seyn, unsre Freude zu bezeugen: aber bis dahin dürfen wir uns nicht zu sehr schmeicheln, damit nicht nachher irgend eine unerwartete schlimme Neuigkeit uns zu sehr niederschlage.

Ich führe hier das Leben eines militairischen Mönchs. Ich habe viel Zeit an meine Angelegenheiten zu denken, und das Uebrige meiner Zeit widme ich den schönen Wissenschaften, die mein Trost sind, wie ehemals des Consuls, der der Vater seines Vaterlandes und der Beredsamkeit war. Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben werde; sollte es aber geschehen, so bin ich entschlossen, das Uebrige meiner Tage in der Einsamkeit, in den Armen der Philosophie und der Freundschaft hinzubringen. — Wenn unser Correspondenz erst ungehindert seyn wird, so werden Sie mich verbinden, wenn Sie häufiger schreiben. Ich weiß nicht wo wir unsre Winterquartiere haben werden. Meine Häuser zu Breslau sind durch das Bombardement eingeäschert. Unsre Feinde misgönnen uns Alles, selbst das Tageslicht und die Luft, welche wir athmen. Doch müssen sie uns irgend einen Platz übrig lassen. Wenn er nur sicher ist, so wird es ein Fest für mich seyn, Sie daselbst bey mir zu sehen.

„Nun, mein lieber Marquis, was ist aus Ihrem Frieden mit Frankreich geworden? Ihre Nation,

tion, wie Sie sehen, ist blinder, als Sie glaubten. Die Leute lassen sich, der Kaiserin und der Czaarin zu gefallen, Kanada und Pondichery wegnehmen. Der Himmel gebe, daß der Herzog Ferdinand ihnen ihren Diensteifer reichlich vergelte. Die Officiere, die an diesen Uebeln unschuldig sind, und die Soldaten werden die Opfer seyn, und die hohen Verbrecher werden nichts zu leiden haben." — Dieß sind die Einfälle, welche mir itzt in den Kopf kommen. Ich hatte eben Lust zu schreiben; aber ich sehe, daß ich endigen muß, damit ich Sie nicht ermüde, und meine eignen Angelegenheiten versäume. Adieu, mein lieber Marquis. — Ich umarme Sie, rc.

Das besondere
Leben
und
Character
des
bewunderten und verewigten
preußischen Königes
Friedrich des Großen.

Zweyter Theil.

1787.

In der Schlacht bey Torgau kommandirte der verstorbene König den linken Flügel der Armee, und unternahm den ersten Angriff auf die Oesterreichische Stellung, wo der General Ziethen sich erst gegen Abend der Septitzer Höhen bemächtigte, welches denn die Schlacht zum Vortheil der Preussischen Armee entschied. Da es die Nacht nach dieser Schlacht sehr kalt war, so hatten die Truppen Wachtfeuer angemacht. Gegen Morgen kam der König längs der Fronte der Armee, vom linken gegen den rechten Flügel, herauf geritten; und da er beym Regiment Garde angekommen war, stieg er vom Pferde, und setzte sich ebenfalls ans Feuer, von seinen braven Officieren und Grenadieren umgeben, um den Anbruch des Tages zu erwarten, und die Oesterreicher noch einmal anzugreifen, wenn sie sich nicht zurückgezogen hätten, welches man wegen der finstern Nacht noch nicht entscheiden konnte.

Der König redete viel mit den Soldaten, und lobte sie wegen ihres vorzüglich tapfern Verhaltens während der Schlacht. Die Grenadiere, welche die Leutseligkeit und Herablassung des grossen Königs kannten, drängten sich immer näher und näher an seine Person. Einer von ihnen, mit dem der König öfters sprach, und dem er

noch öfter Geld geschenkt hatte, Namens Rebiak, war so dreist, den König zu fragen: wo er denn in der Bataille gewesen wäre? Sonst wären sie gewohnt, Ihn an ihrer Spitze zu sehen, um von Ihm selbst ins größte Feuer geführt zu werden. Dießmal hätten sie Ihn mit keinem Auge gesehen, und es wäre doch nicht thunlich, daß er sie verließe. Der König sagte hierauf dem Grenadier mit der herablassendsten Güte, daß er sich, während der ganzen Schlacht, auf dem linken Flügel der Armee befunden, und deswegen nicht bey seinem Regimente habe seyn können.

Unterdessen hatte sich der König den blauen Ueberrock aufgeknöpft, weil die Hitze des Wachtfeuers ihm beschwerlich wurde. Die Grenadiere bemerkten, daß beym Aufknöpfen eine Kugel aus den Kleidern des Königs fiel, und daß er längs der Brust einen Streifschuß bekommen hatte, weil die von der Kugel gemachte Oefnung, noch am Ueberrocke und an der Uniform zu sehen war. — Voll Bewunderung riefen die Grenadiere nun aus: Du bist noch der alte Fritze! Du theilst jede Gefahr mit uns! Für Dich sterben wir gern! Es lebe der König! — Kameraden drauf, auf die Oesterreicher! — Vorwärts Marsch! — — Die Officiere hatten alle Mühe, die braven Grenadiere zurück zu halten, und ihnen begreiflich zu machen, daß es jetzt noch nicht Zeit sey, einen neuen Angriff zu unternehmen.

Im

Im siebenjährigen Kriege ist wohl niemand in seinen Erwartungen, von des Königs Thaten, mehr getäuscht worden, als ein gewisser Prediger, im Bisthume Bamberg. Er sah, wie die Reichsarmee von dem Bisschofe gemustert wurde, und setzte in diese Kriegesmacht und Zurüstung ein solches Vertrauen, daß er bey dieser Gelegenheit, in einer Predigt, seine Zuhörer mit folgenden Worten anredete: „Der Triumph kann uns nicht fehlen; denn wir haben, außer diesem mächtigen Heere, viele heilige Väter; den Papst, den König von Frankreich, das Römische Reich, und die meisten Potentaten, auf unserer Seite. Wen haben aber die Protestanten zum Beystande? Niemand, als nur den König von Preußen, und den lieben Gott! —

Als der König aus dem siebenjährigen Kriege zurück kam, begab er sich sogleich nach Charlottenburg, ließ hier unverzüglich seinen Kapellmeister Benda zu sich rufen, und trug ihm auf, die Orgel in der Schloßkapelle, welche von den Feinden war verdorben worden, binnen vier Tagen wieder herstellen zu lassen. Der Orgelbauer fand aber die Orgel so verwüstet, daß er dieselbe in einer so kurzen Zeit nicht wieder in Gang bringen konnte. Benda stattete dem Könige hiervon Bericht ab, und erhielt von ihm die Antwort; er möchte die Orgel nur lassen, und zu einer gewissen Stunde das Te Deum laudamus etc. (oder Herr Gott,

loben wir,) in der Schloßkirche aufführen. Instrumentalisten und Sänger begaben sich in die Kapelle, und vermutheten den ganzen Königl. Hofstaat. Allein der König kam, ohne irgend einen Menschen bey sich zu haben, setzte sich nieder, winkte, und die Musik nimmt ihren Anfang. Als die Singestimmen mit dem Te Deum laudamus etc. eintraten, stützte der König den Kopf auf die Hand, und verbarg die Augen, um den Thränen des Danks gegen den Ewigen, freyen Lauf zu lassen. Die mehresten Musiker waren dabey so gerührt, daß auch ihnen die Thränen über die Wangen rollten.

Dem Generale von *, der Gesellschaften und Karten sehr liebte, sagte der König einst bey einer gewissen Gelegenheit, da sein Regiment in einer Linie anrückte: „Sein Regiment hält nicht Linie! Und das ist kein Wunder; Er bringt so viel Zeit mit Kartenspielen zu.“ Der General rief augenblicklich: Halt! und wandte sich zum Könige: „Hier ist nicht die Rede von meinen Karten, „Sire! — Aber haben sie die Gnade, und sehen „Sie, ob das Regiment nicht Linie hält.“ — Der König sah, begab sich weg, ohne ein Wort weiter zu sagen, und es war sichtbar, daß er nicht über den General, sondern über sich selbst mißvergnügt war. Auch hat man nie Ursache gehabt zu vermuthen, daß der König die Freymüthigkeit des Mannes übel genommen habe. —

Edler

Edler und größer belohnte nie ein König, als **Friedrich der Zweyte.** Der General **Lestwiz** diente den ganzen siebenjährigen Krieg mit ungemeinem Eifer, und dennoch unbelohnt, es schien, als ob der König sich fast gar nicht um ihn bekümmerte. Bald nach dem Frieden 1763, ward das dritte Bataillon Garde, und die Kommandantenstelle in Potsdam erledigt, und der König ertheilte dem General beydes. Noch in eben diesem Jahre fielen dem Könige für 200, 000 Rthlr. Güter zu. Er ergriff auch diese Gelegenheit, den General zu belohnen, und schickte ihm den Schenkungsbrief, mit folgendem Handschreiben zu: „Mein lieber General von Lestwiz! Ich habe die wichtigen Dienste nicht vergessen, die er mir in dem letzten Kriege geleistet hat; und ich habe lange auf eine Gelegenheit gewartet, sie zu belohnen. Bis izt hat es sich noch nicht wollen thun lassen. Nehme Er Besiz von den Gütern, davon ich die Schenkungsakte hier beyfüge." u. s. w. **Friedrich.**

Einer von den Flügeladjutanten, der ihm mit vieler Ehre und Eifer gedient, erhielt nicht das mindeste Zeichen von Zufriedenheit. Er verdoppelte indeß seinen Diensteifer, und vier Jahre nach dem Frieden, als er es am wenigsten erwartete, erhielt er vom Könige 60000 Rthlr. in Golde, und ein Schreiben, daß ihm noch weit mehr werth war. — Bey der Musterung in Preu-

ßen, im Jahr 1775, hielt ein Hauptmann vom Regimente * um Erlaubniß an, sein sehr schönes Gut verkaufen zu dürfen, da er es nicht im Stande erhalten konnte, und da überdieß 24000 Rthlr. Schulden darauf hafteten, welche ihn sehr drückten. Als der König wieder nach Potsdam zurückgekommen war, überschickte er dem Kapitain 24000 Rthlr. seine Schulden zu bezahlen, und außerdem noch 6000 Rthlr. zur Verbesserung seines Guts. — Dieß sind nur etliche Züge der Großmuth, welche Friedrichs II. besondern Character und Regierung bezeichnen.

Als der König einst ein Cavallerie-Regiment musterte, sah er einen Unterofficier, der im Gesichte einen entsetzlichen Hieb über den Backen hatte. Der König fragte ihn: in welcher Schenke hast du diesen Hieb bekommen? — Der Unterofficier antwortete: es war da, wo Ihro Majestät die Zeche bezahlten, nämlich bey Collin. — Der König antwortete nichts darauf; wie er aber fortritt, sagte er zu diesem Unterofficier: lebe er wohl, Herr Rittmeister. Der Unterofficier fragte den König: Mit oder ohne Equipage? — Der König antwortete ihm hierauf: Mit Equipage, — und ritt fort.

Da der König den Scherz liebte, so pflegte er oft selbst Gnadenbezeugungen, welche er denen er-

ertheilte, die er seiner vorzüglichen Zuneigung würdigte, scherzhaft einzukleiden. — Als einst der Staatsminister, Graf von Schwerin, bey dem Könige speisete, sagte der König zu ihm: „Ich weiß, daß Er fleissig in die Kirche geht; aber sage Er mir doch, was hält Er von Gott?" — Der Graf antwortete: „Ihro Majestät, sonst habe ich immer geglaubt, daß Gott gnädig sey, aber nun nicht mehr!" — Warum nicht? — „Er würde mir sonst nicht haben meine Güter abbrennen lassen." — Der König brach kurz ab. — Den andern Tag fragte er den Grafen von Schwerin: „Kann Er Träume auslegen?" — Nicht sonderlich. — „Ich habe diese Nacht einen Traum gehabt." — So, Ihro Majestät. — „Ich habe mit Gott geredet;" was bedeutet das? — Ihro Majestät, das weiß ich nicht zu erklären, es sey denn, daß ich es aus dem Inhalt des Gesprächs, Ewr. Majestät mit Gott, errathen könnte. — „Nun, ich habe mit Gott gesprochen, und er befahl mir, ich solle Schwerinen seine abgebrannten Güter wieder aufbauen lassen. Weil er es mir denn befohlen hat, so habe ich heute bereits das Geld dazu assignirt, und Ordre gegeben, daß es geschehen soll." — Ich danke unterthänigst! — „Aber, was glaubt er nun von Gott?" — Nun, Ihro Majestät, glaube ich wieder wie sonst, daß Gott sehr gnädig ist, und daß Eu. Majestät das Werkzeug seiner Gnade gegen mich sind; wofür mein Dank viel zu schwach ist. —

Anecdote von dem Hute, welchen **Gleim**, der Vater der deutschen Dichter, aus der Erbschaft **Friedrich des Großen** bekommen hat. — Der hochselige König war vorzüglich, durch den Herzog **Friedrich von Braunschweig**, auf den Verfasser der Kriegslieder aufmerksam gemacht worden. Durch diesen wurde die Audienz veranlaßt, welche der Dichter **Gleim**, bey dem großen Könige, gehabt hat. Als nachher **Gleim** sich mit dem Herzoge, über die gehabte Audienz, unterredete, so äusserte er gegen Se. Durchlaucht den Wunsch, daß, im Fall er Se. Majestät **König Friedrich** II. überlebte, er von der Erbschaft des großen Monarchen nur den Hut haben möchte, welcher den größten Kopf, der je gelebt, bedeckt hätte. (Bekanntlich trug der König beständig einen Hut, und ist auch in solchem gestorben.) Herzog **Friedrich** versprach Hrn. **Gleim**, seinen Wunsch dem Könige mitzutheilen, und hielt auch Wort. Se. Majestät geruheten, Hrn. Gleims Verlangen zu erfüllen, und zu befehlen, daß ihm nach Ihrem Tode der Hut geschickt werden sollte, welches auch so fort geschehen ist. —

Der Obriste Quintus, (der sonst Guichard hieß) fühlte einen solchen Eifer für des Königs Interesse, daß er Kriegsdienste nahm. Der König gab ihm ein Freybataillon zu kommandiren. Der Obriste that sich in diesem Posten sehr hervor, und der König legte ihm, bey einer gewissen

wissen Veranlassung, den Namen Quintus Icilius bey. Seit der Zeit war er beynahe immer um den König, und schien ihm fast unentbehrlich zu seyn. Quintus war ein sehr verdienstvoller Mann; ein aufgeklärter, und von Vorurtheilen freyer Soldat. Er schrieb verschiedene militärische Werke, unter andern die Geschichte von Cäsars Kriege in Spanien. Dieses schätzbare Werk wurde, nachdem es drey Auflagen erlebt hatte, vom Grafen Loloos, einem geschickten Taktiker, in einer Kritik sehr bitter getadelt, und Quintus mußte sich, nach dem Genusse eines zehnjährigen Beyfalls, vertheidigen. Der König sagte bey dieser Gelegenheit einen Scherz, der ihm weher that, als alles übrige. **Quintus** bat ihm nämlich einst, nachdem sie von der Tafel aufgestanden waren, um Erlaubniß, ein neues Werk drucken zu lassen. „Ich gebe sie Ihnen von ganzem Herzen," antwortete der König, „aber ich rathe Ihnen als ein guter Freund, daß Sie sich erst um die Genehmigung des Grafen Loloos bewerben."—

Etliche Tage nachher fiel das Gespräch auf die Anführer der leichten Truppen. Der König sagte scherzweise: daß sie im letzten Kriege blos von Räubern wären angeführt worden. Er fügte lachend hinzu: **Quintus** habe nach dem Frieden alle Mühe von der Welt gehabt, sich dieses einträglichen Gewerbes zu enthalten. Wenn **Quintus** bey ihm sey, nähme er auch beständig seine Börse und Tabatiere in Acht, daß sie ihm nicht

nicht wegkäme. Quintus, dem dieser Scherz etwas verdroß, antwortete: „es ist wahr, daß ich gestohlen und geraubt habe; allein es geschah auf Eu. Majestät Befehl, und der größte Antheil der Beute fiel auf Eu. Majestät.“ — Der König that, als ob er diese Antwort nicht gehört hätte, und lenkte das Gespräch auf andre Gegenstände. Indessen ging Quintus nach Potsdam zurück, und fand sich nicht beym Schlafengehen des Königs ein. Der König bemerkte dieß mit Mißvergnügen, und ließ den Obristen nicht zur Mittagstafel einladen, und von selbst erschien Quintus auch nicht. Dies Mißverständniß dauerte acht bis zehn Tage. Endlich hielt es der König nicht länger aus, wollte aber doch nicht das Ansehen haben, als ob er den ersten Schritt zur Versöhnung thäte. Er schickte einen Feldjäger an den Obristen ab, und ließ ihn fragen: ob er in zehn Tagen nicht Zeit gefunden hätte, ihm von dem gelehrten Werke, welches er ihm zum Durchsehen gegeben, Bericht abzustatten? Er solle es ihm jezt wieder bringen.

Quintus, der nichts vom Könige erhalten hatte, sagte: „Se Majestät irrten; er habe nichts von Denenselben erhalten.“ — Der König ließ den Befehl wiederholen, und der Obriste fand sich nun wieder beym Schlafengehen ein, und sprach von Litteratur, und von allerley andern Gegenständen, wie gewöhnlich. Den folgenden Tag wurde er zur Mittagstafel eingeladen, und

blieb

blieb in Gnaden bis an sein Ende. Der König bezeigte dem Obristen eben nicht viel Wohlthaten; als er aber starb, schenkte er der Wittwe 6000 Rthlr. gab ihr eine jährliche Pension von 400 Rthlr. und kaufte die Bibliothek des Obristen für 12000 Rthlr., ob sie gleich nicht halb so viel werth war.

Folgenden Brief schrieb der **König** an den General **Ziethen**, als derselbe, seines Alters und seiner Schwachheit ungeachtet, sich die Erlaubniß vom Könige ausbat, dennoch bey der Revüe gegenwärtig zu seyn. — Mein lieber General von Ziethen. — Mir wird es zwar allezeit Vergnügen machen, einen in meinen Diensten sich so sehr hervorgethanen General, noch in seinem hohen Alter, bey der bevorstehenden Musterung, an der Spitze des ihm anvertraueten Regiments zu sehen; und ich bin daher sehr wohl zufrieden, daß Ihr ohne Tigerdecke und Adlersflügel, blos in Eurem Pelze erscheint. Sollte es aber zu kalt seyn, so bitte ich Euch, Eurer Gesundheit ja zu schonen, und lieber gar nicht mit auf dem Revüeplatz zu kommen, damit Ihr Euch nicht durch Euren allzugroßen Diensteifer, unnöthiger Weise, eine Unpäßlichkeit zuziehen, oder Euch Schaden thun möget. — Wenn man so lange wie Ihr mit Ruhm gedienet hat, alsdann kann man in dergleichen Vorfällen, sich ohn alles Bedenken, der Vorrechte eines **Veterans** (Veteran ist ein

alter

alter, ausgedienter Soldat, der zum wenigsten 20 Jahre nach einander Kriegsdienste verrichtet.) bey den Revüen bedienen. Dieß ist der Rath Eures beständig wohl affectionirten Königs. Potsdam den 17ten May, 1786. **Friedrich.**

Einer von des Königs Bedienten, der sehr nahe um ihn war, stahl ihm zehn tausend Thaler aus seinem Cabinete. Dieß ging leicht an, da der König gar nicht mißtrauisch war, und seine Chatullengelder, oft 14 Tage bis 3 Wochen, in Rollen auf dem Tische in seinem Cabinete liegen ließ. Den Tag nach der Entdeckung des Diebstahls, scherzte er bey der Tafel darüber, und sagte: er sey mit lauter Spitzbuben umgeben. Indeß ließ er ganz und gar keine Nachsuchung anstellen.

Etliche Tage nachher nannte ihm einer von seinen ältern Bedienten den Dieb. Der König sagte: es sey nicht wahr, und wenn es auch wahr wäre, müßte er doch nicht davon sprechen. Der Bediente bestand darauf, daß er die Wahrheit sage. Derjenige, der den Diebstahl begangen hätte, habe schon 5000 Rthlr. in Berlin untergebracht, die andern 5000 Rthlr. aber wären noch in seinem Bette verborgen; dabey erbot er sich, sie sogleich zn holen. „Das laß nur bleiben,“ antwortete der König. Ich will das Geld, das mir der Schurke gestohlen hat, weder sehen noch anrühren. Ich verbiete dir, wieder etwas davon

zu erwähnen." — Nach acht Tagen ritt der König aus, und begegnete den Domestiken, den man als den Dieb angegeben hatte, in einer Kutsche fahrend. „Was Schurke," sagte der König, „läßt du dich für das Geld, das du mir gestohlen hast, spatzieren fahren? — Indeß ließ er ihn seines Weges fahren; aber den folgenden Tag schickte er ihn wieder zu dem Husarenregimente, aus welchen er ihn genommen hatte.

Einst hatte der König etwas bey einem Künstler bestellt. Da dieser ihn sehr lange damit aufhielt, ließ er ihn zu sich kommen, und fragte: warum er das Bestellte nicht mehr fördere? „Ich habe erstaunlich viel Arbeit für das neue Haus, das sich Herr * gekauft hat." — Hier nannte er Den von des Königs Bedienten, der die Ausgabe hatte. — Der König erstaunte über den Aufwand dieses Menschen, und ward neugierig, die Sache näher zu sehen. Er ließ Acht geben, wenn der Mensch in seinem neuen Hause seyn würde, ging, weil es nicht weit von Sanssouci war, auf dem Wege zur Parade, zu Fuß dahin, uud erschien dort, als man es am wenigsten erwartete Er ließ sich überall herumführen, fand alles allerliebst, und lobte den feinen Geschmack des Herrn vom Hause. Als der König in ein Schlafzimmer kam, fand er es so elegant, daß er sehr lebhaft fragte: wer in diesem prächtigen Gemache schliefe? — Höchst verlegen antwor-

tete ihm der Kammerhusar mit leiser Stimme: Ich, Eu. Majestät. —

Der König fragte den Entrepreneur des Baues, dem er an der Thür begegnete: wie viel auf das Haus verwendet sey? — sechzigtausend Reichsthaler antwortete dieser. Nun fragte er den Bedienten: woher er das Geld genommen habe? — Aus Eu. Majestät Chatulle, erwiederte er; aber ich will es ersetzen! — Hier riß dem Könige die Geduld aus, er gab ihm etliche Hiebe mit seinem spanischen Rohr, und sagte als er fortging: „Ich würde es dir verziehen haben, Schurke, wenn das Jonkillenzimmer nicht wäre, worein du dich unterstanden hast zu schlafen." — Der Mensch schätzte sich schon für verloren; aber den folgenden Morgen ließ ihn der König kommen, befahl ihm, die Chatulle in seiner Gegenwart zu öfnen. Da nur noch 7 bis 800 Friedrichsd'or darin waren, sagte der König: „Da Schurke, nimm das Uebrige auch, und komm mir nicht mehr vor Augen!" So ward die Sache geendigt.

Das nach dem Absterben Königs **Friedrich** II. in Berlin verfertigte Bildniß, ist Bemerkung werth. Dieses Bildniß ist von einer härtern und dauerhaftern Masse als Wachs zusammen gesetzt, sitzt auf einem Armstuhl, und scheint dem vor ihm stehenden Adjutanten, eben einen Rapportzettel abgenommen zu haben, welchen der König in der

Hand

Hand hält. Das Kostüme ist bey demselben aufs genaueste beobachtet, Größe und Stärke dem Original gleich, und es ist mit dem Rocke des Königs bekleidet; so wie auch die übrigen Kleidungsstücke die nämlichen sind, die der König getragen hat, den **Hut** und die **Scherpe** ausgenommen, welchen **Hut** der Dichter **Gleim** erhielt, und die **Scherpe** befindet sich in der Berliner Rüstkammer. Der wahre Gesichtspunkt, woraus man dieß Bildniß betrachten muß; ist das Profil. In der ganzen Stellung ist die Aehnlichkeit bis aufs höchste beobachtet. Wenn man noch etwas daran tadeln wollte, so wäre es die Gesichtsfarbe, welche noch etwas brauner seyn dürfte. Der Adjutant trägt die Uniform vom ersten Bataillon-Garde, welche der König bey der Anwesenheit des Großfürsten anhatte, und die er überhaupt nur selten anzog. Man sagt, dieß Kunstwerk sey fürs brittische Museum bestimmt, und der Englische Gesandte habe es für tausend Pfund Sterling gekauft. — Andere behaupten, der Künstler werde damit nach England gehen, und es daselbst für Geld sehen lassen. — Den Kopf hat der Bildhauer **Bettkober** geformt, und der jetzige Besitzer hat ihn für hundert Stück Friedrichsd'or gekauft. Der Besitzer ließ sich den Zutritt nur mit vier Groschen in Berlin bezahlen; und doch war seine Einnahme beträchtlich; denn ganz Berlin bis auf die gemeinen Soldaten drängten sich hinzu, dieß Kunstwerk zu sehen, und von Morgens acht Uhr bis

an den Abend war das Zimmer, worinn es stand, mit Menschen angefüllt, darum sich der Besitzer zu Verhinderung aller Unordnung auch eine Wache erbitten mußte. —

Als in Worms am 31. Sept. eine Gedächtnißrede auf den verstorbenen König von Preußen in der dasigen reformirten Kirche gehalten wurde, über welche Kirche der höchstselige König nicht nur Schutzherr gewesen, sondern welcher er auch durch einen Gevollmächtigten bey der feyerlichen Einweihung derselben den Namen der Friedrichskirche geben lassen; war diese Kirche gepfropft voll Menschen, wie auch die Gassen von allen Religionspartheyen; — und es war sehr rührend, von diesem Könige in einer solchen Entfernung von seinen Landen mit solcher ehrfurchtsvollen Wärme sprechen zu hören, und über seinen tödtlichen Hintritt aufrichtige Thränen weinen zu sehen. Besonders zeichneten sich die Officiers der da liegenden Preußischen Werber aus, auf deren Gesichtern eine rührende Mischung von Schmerz und Ehrfurcht sichtbar war. —

Einer von den Domestiquen des Königs, der sich dem Trunke sehr ergeben hatte, stellte der Monarch stets damit auf die Probe, daß er ihn ganz gerade auf einer Diele in den Zimmer gehen ließ: dieß konnte er aber fast nie. Der König ließ

ließ ihn dann immer aus einer andern Thüre des Gemachs heraus, damit er nicht von den übrigen Bedienten ausgelacht würde, weil es ein alter Mann war, und befahl ihm auszuschlafen. Der gütige König kleidete sich hierauf allein aus.

Einer der rühmlichsten Characterzüge des verstorbenen Königs Friedrichs II. ist, daß er nie jemanden zum Tode verurtheilt hat, selbst diejenigen nicht, die ihm nach dem Leben getrachtet haben. Ein gewisser Ungenannter schreibt und bemerkt, als er während des letzten Krieges in Schlesien war, sey sein geheimer Kämmerer bestochen worden, ihm Gift zu geben; der König, der ein Physiognomist war, wurde einst gewahr, daß dieser Mensch zitterte, als er ihm seine Chocolate reichte; der König starrte ihn an und sagte zu ihm: ich bin gewiß, daß du erkauft bist, mich zu vergeben. Dieser Mensch leugnete es; aber der König gab die Chocolate einem Hunde, welcher nach zwo Stunden krepirte. Der König begnügte sich damit, von diesem Bösewicht zu erfahren, durch wen und wie er wäre bestochen worden, redete mit niemand davon, und schickte den Kammerdiener nach Spandau. —

Man erzählt, daß der Barron von — ein Schlesischer Adelicher, welchem der König etwas Vertrauen geschenkt hatte, ihn in dem letzten Krie-

ge den Oesterreichern in die Hände liefern wollte; er benachrichtigte sie damals, daß der König bloß von etlichen Jägern zu Pferde begleitet, täglich recognosciren ritte, und nahm mit dem Oesterreichischen General Abrede wegen des Tages und der Stunde, da der König sollte aufgehoben werden. Der Baron von — hatte zu seinem Helfershelfer den Pfarrer des Dorfes, wo des Königs Hauptquartier war, dieser brachte den Oesterreichischen Posten die Nachricht zu. In dem Augenblick da der König recognosciren ritt, kam ein Jäger des Barons, warf sich zu seinen Füssen, und gab dem König einen Brief, welchem er dem Pfarrer hatte zustellen sollen, und sagte zu ihm: Eu. Majestät, ich vermuthe, daß dieser Brief Ihnen angeht. — Nachdem der König den Brief geöfnet, fand er darinn Anzeige der Verrätherey; er schickte aus recognosciren, ob an dem Orte, wo er vorbey mußte, wirklich ein Hinterhalt wäre; und als er dessen gewiß war, ließ er einen Officier an der Spitze eines Detaschement Cavallerie mit Ordre, den Baron von — zu arretiren, der ein unumgängliches Geschäfft vorgewendet hatte, weshalb er auf einem seiner Güter zwo Meilen vom Hauptquartier schlafen müßte. Der Officier, welchem die Bewegungsursachen dieser Ordre nicht wissend waren, zeigte solche bloß dem Baron an; dieser schien gar nicht bestürzt, nahm gelassen mit dem Officier das Frühstück ein, stellte sich, als wenn er ganz ruhig dabey wäre und spielte so seine Rolle, daß der andere, der an nichts Arges dachte, kein Beden-

ken

ken trug, ihn allein in sein Kabinet gehen zu lassen, dessen Fenster aufs Feld giengen; einer seiner Leute hielt ihm ein Pferd in Bereitschaft, er durfte nur aus dem Fenster springen, und da er einmal im Sattel war, gab er dem Pferde die Spornen. Er war schon ziemlich weit fort, als man seine Flucht wahrnahm, und der Officier konnte ihn nicht mehr einholen. Der König, dem er von dem mißlungnen Erfolge seines Auftrags Nachricht gab, sagte ganz kalt zu ihm: Gehen Sie wieder zu ihrem Korps, Sie sind ein ungeschickter Mensch, ich werde sie nicht wieder in dergleichen Gelegenheit brauchen. —

Der Obrzste von D. —, Ingenieur in französischen Diensten, kam nach Potsdam, und brachte unterschiedliche Plane von Festungen mit. Als ihn der König in seine Dienste nahm, vermuthete er sich beliebt zu machen, wenn er ihm die besagten Plane überreichte. — Ich danke Euch für Euer Geschenk, sagte der König, „aber Ihr sollt nicht mit einem Fuß in meine Festungen kommen, weil Ihr einen schlechten Gebrauch von Euren Talenten macht. Richtet meine Minirer und Sappirer ab, dazu will ich Euch brauchen. **Minirer,** sind die Sprenggräber, und **Sappirer** sind die Schanzgräber, die etwas in Kriegszeiten untergraben." Der König nahm zwar solche Leute in seine Dienste, nie aber vertraute er ihnen was an.

Wir können nicht umhin, ein Englisches Epigramm auf den Tod des Königs von Preussen Friedrich II. hier mitzutheilen, das in der deutschen Uebersetzung etwa so lautet: Nie kam der Tod, wenn er im Feld' Ihn sah, Dem Allbezwinger, Friedrich, nah; Schlau gab er Ihm zuletzt den Streich mit feiger Hand, Als er Ihn ohne Waffen fand. —

Der Herr * * desertirte aus französischen Diensten, kam nach Potsdam, und ward dem Könige unter dem Namen eines Grafen von * vorgestellt. Der König bemerkte etwas Talent bey ihm, nahm ihn in seine Dienste, und gab ihm ein ansehnliches Gehalt. Der sogenannte Graf ward Lieutenant und war so unverschämt, seine vorgebliche Frau dem königlichen Hause, und besonders der Kronprinzeßin vorzustellen, von der sie sehr oft zur Tafel gezogen, und mit sehr vieler Huld behandelt wurde. Die vermeinte Gräfin starb, und nach einiger Zeit kam die wirkliche Frau des Grafen an, und durch diese erfuhr man, daß die erstere ein Pariser sogenanntes Freudenmädchen gewesen war, die der Herr Graf dort zu sich genommen hatte. Die Feinde des Grafen ergriffen diese Gelegenheit, ihm bey dem Könige zu schaden. Der große Monarch aber begnügte sich damit, dem Grafen zu schreiben: „Herr Obristlieutenant Graf * *. Als ich Euch in meine Dienste nahm, war es mir völlig gleichgültig, ob Ihr eine Frau oder

oder eine Maitresse bey Euch führtet. Ich lasse Euch also mit meiner gewöhnlichen Nachsicht die Unverschämtheit die Ihr hattet, sie der königlichen Familie vorzustellen, hingehen. Ich wollte Euch aber wohl rathen, ein wenig an Euch zu halten, ehe Ihr die vorstellt, die itzt aufs neue den Schauplatz betritt. Dient mir treu! In Euren und meinen Jahren muß man sich wenig um das andere Geschlecht bekümmern u. s. w. —

Friedrich.

Daß der verstorbene König seine Gewalt nicht nutzte, zeigt unter andern folgender Umstand. Der König wollte gern das Rathhaus zu Potsdam durch das nebenstehende Bäckerhaus vergrößern; aber der Eigenthümer weigerte sich, das Haus herzugeben. Der König ließ ihm sagen, er wollte ihm nicht allein das Haus bezahlen, sondern ihm noch überhaupt in einer Gegend der Stadt ein neues unentgeltlich bauen lassen; aber der Eigenthümer dieses Hauses war schlechterdings nicht dazu zu bewegen, und — die Vergrößerung des Rathhauses unterblieb. — Das einzige, womit der König ihn bestrafte, war: daß sein Haus ungebauet stehen blieb, da er sämmtliche Häuser am alten Markt neu und schön umbauen ließ. —

Ein gewisses Fräulein von Hohendorff, eine sehr muntere und lebhafte Schönheit, bat bey einem

nem Relais dem König um eine Stelle in einem Kloster. Der König, dem die Freymüthigkeit und Munterkeit des Fräuleins gefiel, antwortete: „Mein Kind sie schickt sich zu keiner Nonne, sondern sie muß einen Mann nehmen." Das Fräulein antwortete dem König: „ich bin ein armes Mädchen; Niemand fragt nach mir, weil ich keinen Brautschatz mitbringen kann." — O was das betrift, „antwortete der König, dafür werde ich sorgen;" indem fragte er zugleich den bey dem Wagen haltenden Landrath: ob er schon verheyrathet wäre? — Auf die Antwort, Ja, — wiederholte der König den Fräulein das Versprechen, und diese trat sehr vergnügt und gerührt von dem Wagen des Königs zurück. Kurze Zeit darauf erhielt dieses Fräulein mit einem sehr gnädigen Schreiben tausend Rthlr. nebst der Versicherung, daß, wenn sie einen Bräutigam haben würde, noch ein reichlicheres Geschenk folgen sollte. —

Als einst ein Feldprobst darum anhielt, die Feldprediger selbst einsetzen zu dürfen, und mit vielen Gründen bewies, daß dieß besser und schicklicher sey, als wenn die Chefs der Regimenter es thäten, schrieb der König unter die Bittschrift nur folgende Worte: Sein Reich ist nicht von dieser Welt.

Je.

Jemand von der Familie von — schrieb an den König, er sey von der unglücklichen Familie von —, und bitte Se. Majestät, ihn zu versorgen. Der König antwortete: „er wisse nicht, daß diese Familie unglücklich sey; alle Personen daraus wären recht glücklich: denn sie wären **dumm und reich.**“

Ein junger Baron, der sein Vermögen in Paris so ziemlich verbracht, und nichts weiter als die Kaffeehäuser, Spieltische und so ferner hatte kennen lernen, bewarb sich nach seiner Zurückkunft bey dem Könige um einen Posten. Er erhielt zu seiner Antwort ein königliches Couvert, und darinn — eine Carreau-Ponte-Karte. —

Als der König um die Katharinenkirche zu Potsdam bedeckte Gänge mit Schwibbogen aufführen ließ, und dadurch die untern Fenster verbauet wurden, so verlor die Kirche etwas Licht. Die Kirchenvorsteher nahmen daher Gelegenheit, den König zu bitten, diesen Bau zu unterlassen. Sie bekamen aber unter ihre Bittschrift folgenden Bescheid: Selig sind, die da nicht sehen, und doch glauben.

Eine gewisse Prinzessin, welche dem Könige sehr nahe verwandt war, ließ sich einst reichen Stoff zu einem Kleide von Lion kommen. Weil nun aber dergleichen ausländische Waaren mit

sehr großen Impost belegt sind, und die Prinzessin diesen nicht bezahlen wollte, so hatte der Accisebeamte die Unverschämtheit, den Stoff zurück zu behalten. Die Prinzeßin ließ ihm, über dieß Verfahren aufgebracht, sagen: sie sey erbötig dem Impost für das Kleid zu bezahlen, er solle es ihr nur selbst bringen. Er gehorchte. — Sie nahm ihm das Kleid ab, bezahlte ihn mit ein Paar Ohrfeigen, und jagte ihn aus ihrem Zimmer. Dieser Mann, der seine Ehre für gekränkt hielt, ließ eine Klage über diesen Vorfall aufsetzen, welche er dem Könige einreichte. Der König decretirte folgendermaßen: „Die Accisegefälle verliere ich. Die Prinzeßin behält das Kleid, und die Ohrfeigen der, welcher sie erhalten hat. Was die Schande anbetrift, so spreche ich den Kläger davon los. Denn die Berührung einer schönen Hand, kann nie das Gesicht eines Accisbedienten entehren.“ —

Friedrich.

Die Regisseurs hatten einen Soldaten der Kontrebante gehabt hatte, zu 2000 Rthlr. Strafe verurtheilt. Der König schrieb auf den Rand des Urtheils, daß ihm zur Bestätigung eingereicht ward: Bevor ich gegenwärtiges Urthel bestätige, bin ich doch neugierig, die Mittel zu wissen, deren man sich bedienen wird, einen Soldaten 2000 Rhlr. bezahlen zu lassen. — Friedrich.

Ein

Ein Officier erhielt seinen Abschied mit einer ansehnlichen Versorgung, weil er sich ferner zu dienen für unfähig und als Invalide angegeben hatte. Der König reisete einst durch die Stadt, worin er seinen Dienst verwaltete. Er fragte ihn: „Wie geht es zu, daß Er nicht mehr dient: Er ist doch noch frisch und gesund! — „Ihro Majestät! ich habe einen Bock gemacht; darum nahm ich meinen Abschied," — „So ist Er aus einer abscheulichen Familie! Sein Vater machte einen Esel, und Er einen Bock!"

Ein angesehner Prediger bat den König um ein Stück Land, um Kolonisten unter seiner Aufsicht darauf anzusetzen. Der König schrieb folgendes unter seine Bittschrift: Paulus machte Christen, Keine Kolonisten.

Ein gewisser Herr — der bey der Oeconomie eines Waisenhauses angestellt ist, bat den König, ihn entweder zum Geheimenrath, oder zum Kriegsrath zu ernennen. Mit jener heitern Laune, welche dem verstorbenen Könige eigen war, und welche ihn dem muntern Heinrich IV. so ähnlich machte; antwortete er: „Zum Geheimenrath kann ich Euch nicht machen, weil in meinem Waisenhause nichts Geheimes ist; zum Kriegsrath auch nicht, weil mein Waisenhaus keinen Krieg führet. Aber, um Euch doch meine Gnade zu bezeu-

bezeugen, will ich wohl eine neue Charge creiren, und Euch zum Waisenrath ernennen. **Friedrich.**

Ein Pferdearzt in der Churmark hatte sich sehr viel Mühe gegeben, das Vieh von der Seuche zu retten. Zur Belohnung bat er sich den **Hofrathstitel** aus. Das Generaldirectorium meldete dieß Gesuch dem Könige, und fragte ihn: ob Er diese Bitte gewähren wolle? — Die Vorstellung kam zurück, und der König hatte das Wort **Hofrath** ausgestrichen, und dafür auf den Rand **Vieh-Rath** geschrieben.

Eben so ging es auch dem Magazinverwalter Zorn, der sich den Titel Kommissionsrath ausbat, und folgende Resolution bekam: Seine Königliche Majestät von Preussen Unser allergnädigster Herr ꝛc. finden auf die Anlage des Magazin Verwalters **Zorn** bey dem Tabaks-Exportations-Magazin in Halle, den Charakter als **Tabaks-Rath** seinen Geschäften angemessener, und wollen daher demselben solchen eher, als den erbetenen Kommissions-Raths-Titel, gegen die Gebühren wohl beylegen.

Zwo Präsidentinnen in einer ansehnlichen Stadt, wovon der einen Mann bey der Regierung, der andere aber bey der Cammer angestellt war,

war, standen in beständigem Rangstreit, und die Regierungspräsidentin behauptete, ihr käme der Vorzug zu. Die andere dadurch beleidigt, schrieb an den König, und bat: daß Se. Majestät doch entscheiden möchten, wer von ihnen beyden den Rang habe? — und wer von ihnen beyden voran- gehen müsse? — Der König schrieb zurück: Die größte Närrin geht voran.

In gleicher Angelegenheit baten etliche Sekretärs bey einer Regierung den König, daß er doch gnädigst entscheiden möchte, in was für einem Range sie mit den Soldaten ständen, weil sie in Gesellschaften so viele Streitigkeiten mit den Subalternofficieren deshalb hätten? — Der König antwortete: Mit einem Freicorporal; und ist dieser mit zu Felde gewesen, so hat dieser den Vorrang vor euch. Friedrich. —

Alle Namen, welche sich mit ius endigten, waren dem Könige zuwider. Es wurde ihm die Bestallung des Referendarius Haccius zum Krieges- und Domainenrath bey der Mindenschen Kammer zur Vollziehung vorgelegt, und er schrieb darunter: jedoch mit dem Beding, daß er Hase heisse, und den cius weg lasse. Friedrich.

Zu

Zu der Zeit, als man entdeckte, daß der bekannte Ritter d'Eon ein Frauenzimmer sey, sagte er zu dem damaligen französischen Gesandten im Scherz: So ist es mit Euch Herren Franzosen! Wenn man vermuthet, man hat mit einem Manne zu verrichten, so findet sichs am Ende, daß es eine Frau ist.

Im siebenjährigen Kriege hatte das Fieber den König so angegriffen, so, daß er sehr hager und blaß aussah, als er in Leipzig sein Winterquartier bezog. Die Frau des Hauses, der der König oft Merkmale seiner Gnade gegeben hatte, beklagte ihn, und sagte: „Wie sehen Eu. Majestät so krank aus!" — Das ist kein Wunder, antwortete der König, denn wer zwey Frauen, und die Franzosen noch dazu am Halse hat, wie kann der gesund aussehen! — Damals führte der König Krieg wider die Röm. Kaiserin, wider die Kaiserin von Rußland, und wider die Franzosen. —

Als der König 1758. den 23sten August zu der Schlacht bey Zorndorf bey Güstobise über die Oder gegangen war brachten die Husaren 10 bis 12 Kosaken, die sie gefangen genommen hatten, zu dem König. Diese Leute sowol als ihre Tracht war Allen etwas Ungewöhnliches. Der König betrachtete dieselben aufmerksam, und sagte nachher

her zu dem Major von Wedell, dessen Grenadierbataillon die Avantgarde hatte: Sehe Er einmal, mit solchem Krop muß ich mich schlagen.

Dem Könige fiel einst auf seinen Reisen, bey Wechselung der Pferde, ein junger Postofficiant auf, dessen Kleidung sehr buntscheckig und windig aussah. Der König rufte ihn zu sich, und fragte: wer seinen Rock gemacht hätte? — Der junge Mann nannte den Schneider. — Der König entließ ihn mit den Worten: „Geh er hin, und grüß er seinen Papa und seine Mama! — Der Postofficiant aber fühlte glücklicherweise diese beissende Antwort nicht, welche ihn zum Knaben herunter setzte, und ging fröhlich davon.

Es fehlte einst in einer Kirche in Berlin an Gesangbüchern für den Hofstaat, und auch an Holz die königliche Loge zu heizen. Der damalige Küster, ein alter dreister Mann, schrieb folgendergestalt an den König: — Allergroßmächtigster König; „Eu. Königl. Majestät thu berichten 1) daß es an Gesangbüchern für die königliche Familie fehlt, Eu. Königl. Majestat thu berichten 2) daß es an Holz fehlt, um die königl. Loge ordentlich heizen zu können. — Eu. Königl. Majestät thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.“ — N. N. Küster an der — Kirche.

Der

Der König, der über dieß sonderbare Schreiben wohl herzlich gelacht haben mag, schrieb mit eigner Hand folgende Antwort darunter: — Eu. Wohlwürden dem Küster N. thu berichten, 1) daß, wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. — Eu. Wohlwürden dem Küster N. thu berichten 2) daß, wer sich will einheizen lassen, sein Holz sich selbst besorge. — Eu. Wohlwürden dem Küster N. thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser seine Sache nicht ist. — Dem Küster N. thu endlich noch 4tens berichten, daß ich mich weiter in keine Correspondenz mit ihm einlasse. **Friedrich.** —

Der König hat das Schloß Sans-Souci eine Meile von Potsdam auf einem recht anmuthigen Hügel gebauet; es ist nur ein Stockwerk hoch auf gleicher Erde von einfacher Bauart, die Zimmer aber sind wohl angebracht und hübsch meublirt. Man sieht daselbst eine sehr schöne Bildergallerie, in welcher der verstorbene König unterschiedliche Meisterstücke der größten alten und neuern Meister gesammlet hat. Es sind daselbst prächtige und ausserordentlich ausgezierte Gärten, und das Quartier der Fruchtbäume ist mit den seltensten und besten derselben besetzt. Es durfte ohne die Königl. Erlaubniß niemand nach Sans-Souci kommen. Der König hatte stets drey oder vier Generale um sich; diesen und ihren Leuten nebst ihren Equipagen war ein besonders für sie ge-

gebauetes besonderes Quartier angewiesen, sie speiseten an des Königs Tafel, welche täglich aus zwölf bis vierzehn Couverts bestund.

Der König hatte das neue Schloß zu Ende der Gärten von Sans-Souci aufführen lassen, welches eine reichliche Stunde von Potsdam auf einem niedrigen und morastigten Boden, mitten auf einer sandigen Ebene steht, es ist erst nach dem Kriege erbauet worden, und kostete dem Könige über sechs Millionen Thaler, ohne zu rechnen, was die prächtigen Meubles in die Zimmer gekostet haben. Die Bauart dieses neuen Schlosses ist von zusammengesetzter Ordnung, die innere Einrichtung des Gebäudes ist sehr bequem, aber in einem besondern Geschmack; dieses neue Schloß hat kein Haupt-Portal, noch große Treppen, man muß auf gleicher Erde absteigen, man mag zu Pferde oder im Wagen kommen.

Wenn der König Besuch von seiner Familie erwartete, und die Prinzessinnen mitkamen, so begab er sich nach dem neuen Schlosse und nahm daselbst den Besuch an. Da gab er Festins, Bälle, Französische Komödie, große italienische Oper, u. s. w. Der Hof war alsdann außerordentlich glänzend, der König bewirthete die ganze Familie, die fremden Prinzen und Prinzessinen zu Mittag, die Fremden, Militär- und andere Personen von einem Stande wurden während dieser Zeit auch zur Königlichen Tafel gebeten. Nachmittags um vier Uhr wurden zwo Tafeln gedeckt, die erste zu 50 bis 60 Couverts, an

welcher die Prinzeßinnen und Fremden speiseten, die andere Tafel war für die sämtliche Officiere der Garnison zu Potsdam bestimmt, die einmal für allemal dazu gebeten wurden. An den Feten oder Freudentagen wurde die Tafel verändert, sonst, was die Tafel anlangte, war ein Tag dem andern gleich.

Der König ließ alle Officierdamen ohne Unterschied des Ranges oder Characters bitten; sie spieleten und speiseten des Abends mit den Prinzeßinnen. Was den König anlangte, der lebte nach seiner gewöhnlichen Weise und aß des Abends nichts. Diese Besuche machten ihm erstaunliche lange Weile, und er verkürzte sie auch so viel als möglich. Nach sechs bis zehn Tagen, schickte er seine Brüder, Schwestern, u. s. f. ohne Umstände fort. Es ist dienlich anzumerken, daß diese Besuche eben so selten als kurz waren. Sie fanden gar nicht statt, als wenn sie der König vergönnte, welches nur ein oder zwey Mal des Jahres geschahe. Wenn die Königl. Familie sowol als der übrige Hof weg war, so kehrte der König wieder nach Sans-Souci zurück, und gieng alles wieder nach seiner gewöhnlichen Ordnung. Der König liebte seine Familie, welche sehr zahlreich war, sehr, er lebte mit der Königinn in sehr gutem Vernehmen, sahe sie aber jährlich nur zwey oder drey Mal und kam gar nicht nach Potsdam.

Hier

Hier folgen **Cabinetsordern** des verewigten **Königs Friedrich** II. welche merkwürdig sind. — Der verstorbene König bemühete sich sehr gelehrte Männer in seinen Staaten zu haben und zu erhalten. Am sechsten Tag nach seinem Regierungsantritt schrieb er folgendes an den sel. Probst Reinbeck: — Würdiger, besonders lieber Getreuer. — Ihr habt nochmals an den Regierungsrath **Wolf** zu schreiben, ob Er sich nunmehro nicht entschlüssen könnte, in meine Dienste zu gehen; und würde ich ihm alle raisonable Conditiones accordiren. Ich bin Euer affectionirter König. — Eigenhändig hatte der König hinzugeschrieben: Ich bitte Ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß in aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und glaube ich, daß er eine Conquete (Eroberung) im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hieher persuadirt. — **Friedrich.**

Durchlauchtigster Fürst, Freundlich lieber Vetter. Ich will, daß bey allen Regimentern allen denjenigen Enrollirten in ihren Cantons, welche wegen Alters oder allzukleinen Statur, in denen Kompagnieen, worunter sie gehören, nicht eingestellet oder wirklich gebraucht werden, der Abschied, ohne dafür das allergeringste, es sey an Gelde oder sonsten was gefordert, noch genommen werde, ohnweigerlich gegeben werden soll,

 damit

damit solche Leute ungehindert heurathen können, und sich häuslich niederlassen, auch dadurch meine Länder desto mehr bevölkert, als auch die Güter und Höfe, wo es an Wirthen fehlt, gehörig besetzt werden mögen. Jedoch sollen alle Regimenter sich auf solchen Fuß setzen, daß, wenn sie in Campagne gehen müssen, jede Compagnie 122 Mann stellen könne, als so stark sie alsdann überhaupt seyn soll. Eu. Liebden werden demnach diese meine feste und ernstliche Willensmeynung sämtlichen Staabsofficiers und Kapitains Dero Regiments unverzüglich bekannt machen, auch beständig aufs allernachdrücklichste darauf halten, daß dieser Ordre von allen aufs genaueste nachgelebet werde, maaßen ich, wenn wider mein besseres Verhoffen, jemand in ein oder andere Art hiergegen handeln sollte, solches aufs schärfste resentiren werde. Ich bin Eu. Liebden freundwilliger Vetter. Charlottenburg den 2ten August 1742. — An des Generalfeldmarschall Fürst von Anhalt-Dessau, Liebden. —

Ein Gedicht von Gleim auf König Friedrichs II. Tod gesungen. — Als Friedrich in Elisium den Einzug hielt, da war Um den Unsterblichen herum Versammlet die gesammte Schaar Der Todten aller Schlachten, Die den Unsterblichen, den großen Einzigen Zum Schrecken seiner Feinde machten. — Und all auf einmal jubelten und lachten, Wie man bey großer Freude lacht.

Will-

Willkommen, riefen Sie, willkommen! — Was hast so lange Du noch auf der Welt gemacht? — Wie viel der Vesten noch genommen? — Wie viel der Menschen noch, in Treffen umgebracht? Nichts, sagte **Friederich**, von Alle dem, ich habe Hindurch die lange Lebensbahn Von Eurem bis zu meinem Grabe nur einen Schwerdtschlag noch gethan! —

Kabinetsordre an den Probst **Reinbeck**. — Würdiger, lieber Getreuer! — Da der Generalmajor von Jeetz in des zu Anklam verstorbern Präpositi Platz den Feldprediger seines unterhabenden Regiments, Namens Schaukirch, in Vorschlag bringet; so sollet ihr mir melden, ob dieser Mensch gut ist, und die zu diesem Amte erforderliche Fähigkeit an sich finden läßt, **weil ich nicht gewillet bin, aus schlechten Leuten Pröbste zu machen**. — Ich bin Eu. wohl affectionirter König. — **Friedrich**. — Magdeburg den 22 Sept. 1740.

Folgende **Kabinetsordre** erhielt der Geheime Finanzrath **Tarrach**. — Rath; Besonders lieber Getreuer! Ich habe Euch auf Euern Bericht vom 4ten dieses, wegen des Etablissement einer holländischen Papiermühle durch den Eisenhard zu erkennen geben wollen, daß wenn ich dazu dreyßig tausend Rthlr. gebe, es genug ist. Bedenket

doch selbst, was das für eine Summe Geldes ist, wenn die Jemand kriegt, und das Etablissement dafür zu Stande bringt. Aber statt dessen die Bürger solche Sachen machen, und dazu ihre Gelder anlegen sollten, wollen sie Güter kaufen, und Ich muß die Manufacturen machen. **Das sollten dagegen die Bürger thun, denn Güter schicken sich nicht für sie.** Ich bin übrigens Euer gnädiger König. Potsdam den 6 Jul. 1780. **Friedrich.**

Auf die nochmalige **Vorstellung der Kaufmannschaft**, daß sie nicht mit ihrer Handlung bestehen könnten, wenn die Einschränkung des Handels mit dem Kaffee statt fände, und das darüber ergangene Edict gültig bleiben sollte, ertheilte der König folgenden Bescheid: —

Aus der anderweitigen Vorstellung der hiesigen Materialhandlung von gestern, wegen der vorstehenden Abänderung des Kaffeehandels ergiebt sich, daß dieselbe die landesväterliche Absicht Sr. K. M. v. Preußen unsers allergnädigsten Herrn hierunter in ihrem ganzen Umfang nicht kennet, und daher wollen Höchst dieselben ihr solche hiermit näher bekannt machen.

Zu dem Ende muß gedachte Materialhandlung wissen, daß eines Theils blos für Kaffee jährlich eine Summe von 200,000 Rthlr. aus dem Lande geht, und dagegen die Bierbrauereyen, welche blos eigene Landesprodukte consumiren, zum größ-

größten und unwiderbringlichen Verlust des Adels, Bürgers und des Landmanns abscheulich herunter und ihrem Ruin nahe gekommen sind, andern Theils aber auch überdem mit diesen ausländischen so viel Geld aus dem Lande ziehenden Produkten eine erstaunliche Kontrebande, und zwar so viel getrieben worden, daß sie mit geladenem Gewehr sich auf unsern Gränzen eingefunden, und zu deren Begünstigung Feuer auf die Accisofficianten, Aufseher ꝛc. gegeben haben. Beyde aus einem uneingeschränkten Kaffeehandel entstandene und täglich überhand nehmenden Uebel, sind also die einzigen Ursachen, welche Höchstgedachte S. K. M. zu denen obgedachten Abänderungen veranlaßt haben, und Höchstdieselben werden auch davon um so weniger abgehen, als der Materialhandlung, anstatt sich mit dergleichen schelmischem Handel weiter abzugeben, noch viele andere Waaren als Hammel, Kälber und ander Schlachtvieh, so wie ausser den Gewürzen auch Butter und Eyer übrig bleiben, welche sie aus den übrigen königlichen Provinzen anhero schaffen, und dadurch diesen Abgang von Kaffee in ihrem Handel auf eine dem Vaterlande weit vorteilhaftere Art ersetzen kann. Berlin, den 14 Jan. 1781. **Friedrich.**

Bey der Einführung des neuen Gesangbuches kamen vier Gemeinden beym Könige ein, daß es ihnen vergönnt seyn möchte, ihr einmal gewohntes Porstensches Gesangbuch beyzubehalten, worauf folgen-

folgender Bescheid erfolgte: Se. Majestät unser allergnädigster Herr kennen den großen Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die von den hiesigen vier Gemeinden unter dem 14. eingegebenen Neuerungen Rücksicht zu nehmen, noch weniger dagegen zu verordnen.

Höchstdieselben haben es sich vielmehr aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters ist, zum unveränderlichen Gesetz gemacht, jeden Dero Unterthanen völlige Freiheit zu lassen, zu glauben, und seinen Gottesdienst zu verrichten wie er will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staates noch den guten Sitten nachtheilig seyn müssen. Höchstdieselben wollen daher auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Ansehung des Katechismi noch Gesangbuches herrschen, sondern jeder Glaube hierunter freye Hände haben und behalten soll.

Vermuthlich ist der neue Katechismus, so wie das neue Gesangbuch, verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemeßner, weil so viel andre Gemeinden bey welchen so in allgemeinen Ruf stehende Männer sich befinden, ihm den Vorzug eingeräumet haben. Gedachte vier Gemeinden haben daher sich gänzlich zu beruhigen, da, wie bereits gedacht, Ihnen sowohl als jedem Ihrer Mitunterthanen, ganz frey steht zu glauben und zu singen was er will. Berlin den 18. Jänner 1781. **Friedrich.**

Eigenhändig. Ein jeder kann bey mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angehet, so stehet einem jeden frey zu singen: Nun ruhen alle Wälder. Aber die Prediger müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden. Friedrich. An die vier Gemeinden.

Seine Königl. Majestät von Preussen, unser allergnädigster Herr haben vernommen, daß dort ein Kerl mit wilden Thieren einpassirt ist, um solche wilde Thiere für Geld sehen zu lassen. Da nun dieß Dero Intention ganz und gar entgegen ist, und dergleichen Leute gar nicht weiter hereingelassen, sondern an den Thoren gleich abgewiesen und bedeutet werden sollen weiter zu gehen; denn das Volk ziehet nur einen Haufen Geld aus dem Lande, das soll aber nicht seyn, und in dieser Absicht auch dieser Kerl ohne Anstand wieder fortgeschicket werden: So haben Höchstdieselben das nöthige an den Generallieutenant von Rammin bereits ergehen lassen, und lassen solches auch Dero Generaldirectorio hiedurch bekannt machen, um sich darnach zu achten, und um auch seines Orts das hierunter erforderliche zu veranlassen und zu besorgen. Potsdam, den 25 Febr. 1781. Friedrich. — An das Generaldirectorium.

Einige Bürger in Berlin waren über den Bau mißvergnügt, welchen der König mit ihren Häu-

sern vornahm, und wagten es sogar, sich darüber beym König zu beschweren. Hierüber ward der Monarch sehr unzufrieden, und äusserte: daß er gar keine Bürgerhäuser mehr bauen lassen wollte, weil sich die Besitzer dieser Gnade unwerth machten; daher beschloß eine Anzahl gutgesinnter Bürger den König zu bitten, daß er diesen für sie so nachtheiligen Entschluß gnädigst ändern möchte, damit nicht der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden müßte, Sie erhielten folgende Cabinetsordre zur Antwort: — Die Berlinische Bürgerschaft ist mit Sr. Königl. Maj. von Preußen rc. unsers allergnädigsten Herrn, ihr, durch den Bau ihrer alten Häuser erwiesenen Wohlthaten, niemals recht zufrieden gewesen, und die letztere Vorstellung und Beschwerden über die Dächer der am Gens d'armesmarkt erbaueten neuen Häuser, ist ein neuer Beweiß, wie wenig viele den Werth Dero Königl. Milde hierbey anerkennen. Indessen werden Höchstdieselben niemals die Schuldigen mit den Unschuldigen vermengen, und wollen solches denen 45 unterschriebenen Kaufleuten und andern Bürgern auf ihre Vorstellung vom 12ten, zu ihrer Beruhigung, hiermit nicht verhalten. Potsdam den 15. October 1782. — An die Kaufleute Bärsch, Teller und Konsorten in Berlin.

Die Achtungsvollen Gesinnungen, welche vornämlich die Engländer gegen den verewigten König **Friedrich** II. hegen, leuchten auch daraus hervor,

hervor, daß sie sogar Anschlag auf seine hinterlassene Garderobe machten. — Gleich nach dem Tode des Königs kauften die Brüder **Pages**, welche das in Wachs verfertigte Bildniß des Königs zeigten, den ganzen Kleidervorrath des Königes für etliche hundert Reichsthaler. Dieser bestund aus zwey blauen Röcken, mit rothen Aufschlägen, wovon an dem einen das Futter schon durchgerieben war, einer Gardeuniform, zwo gelben, mit Schnupftaback bestreueten Westen, einem Paar manschesternen und zwey Paar gelben Beinkleidern, zwey Hüten, fünf Hemden und etlichen Schnupftüchern. Zahlreicher war **Friedrichs** II. Garderobe niemals. Kaum hatten diese Engländer seine Kleider erstanden, so wollte ein vornehmer Britte diesen ganzen Kleidervorrath von ihnen kaufen, und dafür zweytausend Reichsthaler bezahlen, allein er erhielt nichts als einen Hut, für welchen er neun Louisd'or bezahlte. Bald darnach meldete sich ein anderer Engländer, der diese Garderobe erstehen wollte, aber nichts als ein Schnupftuch für vier Louisd'or bekam. —

Ein gewisser Graf brachte bey dem Könige das Gesuch an: daß Se. Majestät dessen Sohn im Militärstande zu befördern geruhen möchten. Der König ließ an obgedachten Grafen folgende Kabinetsresolution ergehen: — Wohlgebohrner lieber Getreuer! Ich habe aus Eurem Schreiben vom 22. May d. J. Euer Gesuch wegen Eures Sohns,

Sohns gesehen. Ich muß Euch aber sagen, daß ich schon längst den Befehl gegeben habe, keinen Grafen in meiner Armee anzunehmen; denn wenn sie ein oder zwey Jahr gedient haben, gehen sie nach Hause. — — Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt. Ich bin Euer wohl affectionirter König. Friedrich. (Von des Königs eigner Hand war nachfolgendes darunter geschrieben:) „— Junge Grafen die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. In England ist der Sohn des Königs nur Mitschipmann an einem Schiffe, um die Maneuvres dieses Dienstes zu lernen. Im Fall nun aus einem Grafen was werden soll; so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden: denn dieses sind nur Eitelkeiten; sondern es kommt nur allezeit auf sein Merite personnel an. — Friedrich.

Der König hatte befohlen, daß die englischen Spinn- und Kratzmaschinen bey hiesigen Fabriken eingeführt werden sollten, damit die Waaren wohlfeiler würden. Als der königliche Minister Freyherr von Heiniz dem Könige anzeigte, daß etliche der reichsten Wollfabrikanten anfangen würden, diese Wollspinnmaschinen zu gebrauchen: so schrieb der König eigenhändig darunter: „Dieß aber versteht sich nur von feinen Tüchern und Manchester

chester, sonst würde durch Abbringung der Spinnerey die Armuth leiden. Friedrich. — —

(Nicht lange nachher schrieb der König:) „Sodann ist auch gar nicht meine Intention, daß diese Spinnmaschine allgemein werde, und bey allen Kattun- und Ziz- auch andern solchen Fabriken eingeführt werden soll. Es würde sonst eine sehr große Menge Menschen, die bisher von dem Spinnen sich ernährt haben, außer Brod gesetzt werden; das kann unmöglich angehen, sondern ich meyne lediglich nur unsre beyden Manchesterfabriken, um denen mehr aufzuhelfen.“

Auf die Anzeige des Staatsministers Freyherrn von Werder, daß durch den Gebrauch der englischen Spinn- und Krazmaschinen die Manschesterfabrik in den Stand gesetzt worden, mit den Engländern wo nicht geringere doch gleiche Preise zu halten, schrieb der König eigenhändig unter diesen Bericht: Das ist mir mir lieb. Denn bey Manufacturen kommt alles auf wohlfeilere oder gleiche Preiße an.“ Friedrich.

An das Oberconsistorium zu Breslau. — Da Se. königl. Majestät von Preußen ꝛc. unser allergnädigster Herr es nicht haben wollen, daß die gemeinen Leute, wenn sie Bittschriften zu überreichen haben, oder auch bey anderer Gelegenheit, vor Höchstdenselben auf die Erde niederfallen;

(Denn

(denn das können sie wohl vor Gott thun, und wenn sie was abzugeben haben, so können sie das thun, ohne dabey niederzufallen) so befehlen Höchstdieselben Dero Breslauischen Oberconsistorio hierdurch in Gnaden, die Verfügung sofort zu treffen, daß dieses in allen evangelischen Kirchen hier in Oberschlesien von allen Kanzeln abgelesen werde, wie solches auch dem Weihbischof von Rothkirch in Ansehung der römisch katholischen Kirchen ebenfalls geschrieben worden, auf daß die Leute das wissen, und das Niederfallen auf die Erde vor Ihnen künftig unterlassen. Das Oberconsistorium hat also das hierunter erforderliche gehörig zu veranlassen und zu besorgen. Berlin, den 30. Aug. 1783. **Friedrich.**

Rath, Liebe Getreue! Es haben zwey Tischler aus Berlin, Namens Voigt und Dikowitz, bey mir sich beschweret, daß der dortige Magistrat sie, wegen erbauter Buden, in eine Geldstrafe kontemniret hat, um deren Erlassung sie gebeten haben. Ich habe auch diesem Gesuch bey denen dabey obwaltenden Umständen deferirt, und die Ordre deshalb an die churmärksche Cammer ergehen lassen. Bey dieser Gelegenheit aber habe ich Euch, und dem gesammten Policeydirectorio hierdurch zu erkennen geben wollen, wie ich es durchaus nicht haben will, daß dort noch mehrere Buden gebauet werden sollen; weil solche nur Anlaß geben zum liederlichen Leben und zur Faulheit,

denn

denn die Leute darinnen sind den ganzen Tag müssig und arbeiten gar nicht. Dagegen aber, wenn sie in ihren Häusern sind, so können sie ihre Arbeit hübsch verrichten, und ihrer Wirthschaft ordentlich wahrnehmen, und die Sachen, die sie zu verkaufen haben, können sie dessen ungeachtet, wenn die Zeit davon ist, an die dazu bestimmten Oerter hinbringen und da verkaufen. — Ihr habt Euch also darnach stricte zu achten, und wohl darauf Achtung geben zu lassen, daß daselbst keine neue Buden weiter erbauet werden. Ich bin Eu. gnädiger König. Potsdam, den 10. Nov. 1783.

Friedrich.

Seine königl. Majestät von Preussen ꝛc. unser allergnädigster Herr, lassen dem Pater Franz Pizner auf dessen hier anderweit eingereichte Vorstellung und Gesuch hierdurch zu erkennen geben, daß seine Sache schlechterdings vor den Weihbischof von Rothkirch zu Breslau gehöret, denn allhier können dergleichen römischkatholische Sachen, wie die Seinige ist, nicht abgemacht werden ꝛc.

Friedrich.

Das Generaldirectorium zeigte dem Könige unterm 8ten Nov. 1783 an, „daß die Hünerzucht in der Churmark und im Magdeburgischen besser als sonst poußirt würde, und die Residenzen Berlin und Potsdam bald ihren Eyerbedarf aus königl.

Pro-

Provinzen erhalten könnten, ohne ferner der Zufuhre aus Sachsen benöthigt zu seyn." Der König schrieb eigenhändig zu diesem Bericht: „ist ganz recht! denn die Hüner brüten hier eben so wie in Sachsen.„ Friedrich.

In des Königs Cabinet befand sich stets auf einem Tisch der Zustand der Finanzen, ihres Ertrags und der Staatsausgaben, und dieser verstorbene König verfertigte alle Jahre die Balanz davon. Jährlich legte Er 400000 Thaler in den Schatz, was bey der Rechnung am Ueberschuß blieb, das wurde in den Privatschatz gethan; und der König bestimmte es, wozu es angewandt werden sollte. Es wurde dieses Geld treulich unter das Publicum gebracht, nämlich: durch Geschenke, Bauen u. s. f., denn man bauete alle Jahre auf königl. Kosten in Potsdam 32, und in Berlin etwa 40 Häuser, sie wurden nach den Plans aufgeführt, welche der König angab, und darum ließ er alle Jahre auf einem bestimmten Tag den Oberbaudirector zu sich kommen. Das nöthige Geld übergab der König den Entrepreneurs zum voraus; diese verzehrten es bisweilen oder verwendeten es in ihren besondern Nutzen, und die Baue wurden hintenangesetzt. Dann lärmte der König, und gab nachher wieder so viel her, daß sie konnten erbauet werden; und schenkte diese Häuser Privatpersonen; und vorzugsweise denen, welchen die niedergerissenen Häuser erst gehörten.

Wenn

Wenn der Grund und Boden der Häuser dem Könige gehörten, so beschenkte er damit etliche seiner Officiere, immer zum Schaden der eigentlich für die Soldaten ausgesetzten Wohnungen, denn die Potsdamische Garnison hat keine Kasernen. Diese Wohnung, welche sich der König in jedem Hause oder Palais vorbehielt, bestund in einem Zimmer, daß auf die Straße gieng, und einer Schlafkammer, welche vier Betten beherbergen konnte, einer großen sehr lichten Stube, nebst einer Kleiderkammer zur Seite, worinn das Gewehr, Kleider und die neue Montur verschlossen wurden; denn der Soldat hat stets zween Röcke und zwo Montirungen, eine neu, die andere alt. Der Eigenthümer des Hauses muß überdieß eine Magd haben, welche die Soldaten bedient, ihre Stuben auskehrt, ihre Betten macht, für sie auf den Markt geht und kocht. Auch giebt der Eigenthümer den Soldaten Salz, Gewürz und Feuerung, wenn das Holz, daß auf jede Stube gegeben wird, nicht zureichend ist, die Soldaten zu erwärmen. In Betrachtung aller dieser Lasten bezahlen die Einwohner von Potsdam nur sehr mäßige Abgaben, und die Accisegefälle von Eß- und andern Waaren,

---

Wäre der König länger in der Welt geblieben, so würde die Stadt Potsdam eine der schönsten Städte in Deutschland geworden seyn, sie würde gänzlich neu gebauet. Es ist nur traurig,

daß alle die daselbst prächtig aufgeführten Gebäude auf Triebsand stehen, welches oft Reparaturen verursacht.

Eine Anekdote von Preussens neuen Beherrscher, König Friedrich Wilhelm den Zweyten, welche interessant und lesenswerth ist. — **Friedrich Wilhelm** war schon als Thronfolger ein Herr, der Liebe zu den Wissenschaften und zur Litteratur, Thätigkeitstrieb, Einsicht und richtige Beurtheilungskraft, Rechtschaffenheit des Charakters und Wohlthätigkeit zeigte, und dessen Handlungen, seitdem er König ist, den preußischen Staaten Glück und Heil versprechen. — Von den persönlichen und äußerlichen Eigenschaften ist folgendes zu bemerken: „König **Friedrich Wilhelm der Zweyte** ist groß, stark und ansehnlich, vollkommen proportionirt. — Mehr als Gestalt und Größe, macht der Anblick der Physionomie dieses Königs einen glücklichen Eindruck. — Sein Gesicht ist offen, seine Stirn erhaben, — sein Auge nicht so durch Mark und Bein dringend, wie bey dem verstorbenen **großen Friedrich**, aber ein scharfer ruhiger Beobachtungsgeist — nicht schreckend, nur Wahrheit suchend sieht hervor, — sein Blick ist heiter wie der Himmel, wohlwollend wie die veredelte Menschheit, und Liebe gebietend, so daß sich Respect ihm nicht versagen läßt. Wer das Auge studirt hat, dem bleibt die Seele nicht fremd. In dem Auge des Königs liegt jene geheime unerklärbare Kraft: Herzen an sich zu ziehen — mit den Banden der

Er-

Ergebenheit sie zu fesseln. Es ist fast unmöglich, daß ein solcher König jemals unattaschirte Diener haben könnte." — Eine große Fürstin soll, als sie zum erstenmal den jetzigen König noch als Prinz sah, sich erklärt haben: l' honnêteté est peinte sur son visage, auf deutsch: Der Adel der Menschheit, von Größe, Rechtschaffenheit und Güte gemischt, liegt offen in seinem Gesichte. —

In dem ganzen Königreiche findet man sehr wohl bestellte Fabriken und Manufacturen, wie die Seidenmanufacturen zu Berlin und Frankfurt an der Oder. Man hat diese Fabriken hauptsächlich den französischen Flüchtlingen zu danken, deren Kolonien in den Staaten des Königs sehr zahlreich sind, welches macht, daß die unterschiedlichen Provinzen in jedem Fache der Handlung gute Anstalten haben. Die Porcellainfabrik zu Berlin wird für königliche Rechnung getriebeu, und ist ziemlicher Absatz. Die Gewehrfabrike zu Spandau ist schön, und die Maschinen, deren man sich bedienet, sind äußerst sehenswerth; man schmiedet und poliret das Eisen daselbst vermittelst des Wassers. Zu Spandau werden die Flinten und Pistolenläufte, die Bayonette, die Küraße und Säbel für die ganze Armee verfertigt. In Potsdam werden die Schlösser und Beschläge gemacht, und die Flinten und Säbel geschäftet und beschlagen. Man verstattet niemals Fremden die Gewehrfabrike zu besehen. —

Der verstorbene König hat in der Stadt Berlin sehr schöne Gebäude bauen lassen. Das königliche Schloß ist alt und gotisch, doch findet man an demselben sehr schöne Stücke der Baukunst, unter andern das große Portal; dieses Schloß hat keinen Garten. Das Opernhaus ist groß und geräumig, schön ausgeziert, und steht dem sehr schönen Palais des Prinzen Heinrich gerade gegen über. Berlin, diese Hauptstadt ist eine der größten in Europa, und würde auch eine der schönsten Städte seyn, wenn ihre Straßen nicht so breit, oder die Häuser höher wären. Man hat hier eben so wie zu Potsdam dieses Verhältniß aus den Augen gesetzt. Ueberdieß sind Berlin und Potsdam in der Lage ihres Bodens schlecht abgemessen; wenn es geregnet hat, sind die Straßen vom Regenwasser überschwemmt, und es hat wenig Ablauf. Das Berlinische Zeughaus, welches vormals auf Befehl des großen Churfürsten gebauet worden, ist eines der schönsten Denkmäler dieses Regenten. In den neuen Quartieren sind die Straßen schön mit Bäumen besetzt, welches sehr angenehme Spaziergänge innerhalb der Stadt, vorzüglich der Friedrichsstadt, macht. Im Sommer ist die Hitze in Berlin sehr groß, und weil die Stadt mitten auf einer sehr sandigen Ebene liegt, so verursacht dieses im Sommer einen sehr beschwerlichen Staub, wenn der Wind geht. —

Anek.

Anekdote vom jetzigen Könige **Friedrich Wilhelm** II. Als sich verschiedene französische Juweliers und Bijoutiers aus Paris, gleich nach dem Tode Königs **Friedrich** II. nach Berlin begaben, in Hofnung, bey dem neuen Könige einen ansehnlichen Absatz ihrer Kostbarkeiten zu finden, sind dieselben doch unverrichteter Sache aus Berlin zurückgekommen, denn der neue Monarch ließ ihnen sagen: daß er keine andere Juwelen und Kostbarkeiten, als die in seinen eigenen Staaten gefaßt oder gearbeitet wären, kaufen wolle. —

Das Schloß **Monbijou** liegt innerhalb der Stadt Berlin, es hat eine angenehme Lage an dem Ufer der Spree, sowohl als seine Gärten. Der Thiergarten stößt an die Stadt, und erstreckt sich zwischen Berlin und Charlottenburg hin; er ist groß, die Spaziergänge darinn sind schön. Der verstorbene König erlaubte, daß jedermann zu Fuße, zn Pferde oder mit Wagen hinein durfte, mit der Bedingung, keine Hunde mit hinein zu bringen. Im Sommer geht die ganze Stadt hinaus spazieren. Man hat eine Art von Vauxhalls darinn errichtet, die ziemlich schlecht bestellt sind, wo sich bloß der Pöbel erlustigt; an allen Ecken giebt es Wirthshäuser, Zelte, Hütten, die zu dem nämlichen Gebrauch bestimmt sind, und von nämlichen Leuten besucht werden. Das Schloß **Charlottenburg** ist am äußersten Ende des Thiergartens am Ufer der Spree eine Meile von

Berlin gelegen; die Gebäude sind bequem und schön meublirt, die Gärten sind angenehm und wohl unterhalten. Es ist zu Charlottenburg eine Bildergallerie, welche von den Kennern hochgeschätzt wird.

Besondere Skizzen von Brandenburg, welche bis zu der und nach der Regierung Königs Friedrich II. fortgehen.

Das **Haus Brandenburg** oder vielmehr **Hohenzollern** ist so alt, daß sein Ursprung sich in dem dunkeln Alterthum verliert; es ist auch dieses noch nicht ausgemacht, ob man die Grafen von Hohenzollern, von Wittekinden, oder von dem Guelphen, oder von irgend einem andern Stamme herleiten müsse. Der erste Graf von Hohenzollern ist **Taßilo**, dieser ist in der Geschichte bekannt, und dieser hat etwa im Jahre 800 gelebt. Es ist die Geschichte seiner Nachkommen dunkel und unbekannt. Der erste Burggraf von Nürnberg ist **Conrad**, der um das Jahr 1200 gelebt hat.

Etwa im Jahr 1412 waren die Länder, welche zu der Zeit das Churfürstenthum Brandenburg ausmachten, die alte Mark, die Mittelmark, die neue Mark, die Uckermark und Pregnitz. Das Wort Markgrafthum bedeutet ursprünglich eine Statthalterschaft, oder Regierung an der Gränze, denn die Römer setzten zuerst Statthalter

ter in die in Deutschland eroberten Länder; doch wird in der Geschichte bemerkt, daß sie niemals über die Elbe gekommen sind. Man bemerkt, daß 1415, der Kayser dem Burggrafen zu Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern, die churf. Würde, und das Amt eines Erzkämmerers des H. R. Reichs ertheilte; der auch darüber 1417 die Lehn von seines Wohlthäters Händen erhielt.

Die ersten Einwohner in der Mark waren Teutonen, nach ihnen kamen die Semnonen, diese sind die edelsten unter den Sveven gewesen. Damals, in diesen so entfernten Zeiten war Deutschland ganz barbarisch oder ungesittet, und darum wird es auch Germanien genannt, wegen der so großen Menge der Krieger, womit Deutschland bewohnt war, denn ein Germanier bedeutet einen Kriegsmann. Die ungesitteten und halb wilden Völker wohnten in Wäldern und in elenden Hütten. Weil sie sich jung verheyratheten, so vermehrten sie sich stärker, da die Weiber fruchtbar waren. Die Nation vervielfältigte sich immer mehr; da nun die Kinder es dabey bewenden liessen, daß sie die Felder ihrer Väter baueten; nicht aber neues Land aufpflügten, so konnten diese kleinen Erbgüter, auch in den besten Jahren, nicht genug zum Unterhalt eines so zahlreichen Volkes liefern; daher waren die Einwohner genöthiget, ihr Vaterland zu verlassen, und ihre Nahrung anderswo zu suchen, darum wurden Gallien, Africa und auch das Römische Reich durch so viele Haufen von Barbaren überschwemmt.

Die Deutschen waren Jäger aus Noth und Krieger aus einem natürlichen Triebe. Ihre Armut verursachte die einheimischen Kriege, welche sie kurz unter einander führten; denn der Eigennuß mischte sich niemals in dieselben. Ihre Heerführer, die nachher ihre Beherrscher wurden, nennten sich Fürsten, welches Wort von dem Worte Führer herkommt. Die Deutschen waren wegen der Stärke und Länge ihres Leibes berühmt, auch zu dem beschwerlichsten Arbeiten abgehärtet. Die Tapferkeit und die Treue mit welcher dieselben ihren Verbindungen nachkamen, waren ihre vornehmste Tugenden. Sie priesen diese Tugenden durch Lieder, welche ihre Kinder lernen mußten, damit sie auf die Nachkommen fortgepflanzt werden möchten.

Die Tapferkeit der Deutschen wird sogar von den lateinischen Geschichtschreibern gelobet, wenn dieselben uns die Niederlage des Varus und etlicher anderer Vornehmen der römischen Heere, erzählen. Man muß den Muth der Deutschen bewundern, die für sich nichts hatten, als das Vertrauen auf ihre Stärke, und eine unbiegsame Hartnäckigkeit, niemand den Sieg zu überlassen; und sie siegten daher über die römische Kriegszucht; und über die Kriegsheere, die nur erst die halbe Welt unterjochet hatten.

Es läßt sich auch vermuthen, daß die Römer wider den Willen der Sveven über die Elbe gegangen, weil man bey Zossen, 6 Meilen von Berlin, auf einem Felde, 800 Schritte im gevierten groß, viele Urnen gefunden, welche mit Münzen

vom Kayser Antonin, und der Kayserinn Faustina, wie auch mit römischen Frauenzimmerzierrathen; mit welchen sich dieselben schmückten, angefüllt waren. Vermuthlich hat dieser Platz etlichen Cohorten oder Kriegsvolkshaufen zum Lager gedient, zumal weil eine Cohorte bey den Römern nur ein Haufen Kriegsvolk von 500 Mann ist.

Die aelteste Stadt in der Mark ist Brandenburg, welche 3588, oder in dem 416ten Jahre von der gemeinen christlichen Zeitrechnung, soll erbauet seyn; und zwar von dem Brennus, der Rom verheerte, von diesem soll dieselbe auch ihren Namen bekommen haben. Man erblickt in der Dunckelheit die Namen Hoterus und Wenceslaus, etlicher vantalischen Könige, die vermuthlich ehrgeiziger und unruhiger als die übrigen waren. Man findet auch noch in den Annalen bemerkt, daß Wittekind, der König der Sachsen, Hermanfried, der König in Thüringen, Richimir, der König der Franken, sich mit einander verbunden, die Semnonen bezwungen, und die eroberten Städte zuerst mit Mauern umgaben, um das Land im Gehorsam zu erhalten. Im Jahr 781 nahm endlich Karl der Große Brandenburg ein, und Heinrich der Vogler setzte im Jahr 928, nachdem er die Sachsen, die diese Gegenden bewohnten, bezwang, Markgrafen oder Statthalter an den Grenzen ein. Die Einwohner wurden unter den Markgrafen gesitteter; aber das Land war sehr arm, weil es nur diejenigen Früchte hervorbrachte, welche die nöthigsten zur Lebenserhaltung waren. Es war des Fleis-

ses seiner Nachbarn benöthigt; und weil niemand denselben selbst anzuwenden suchte; so wurde das Geld in grösserer Menge aus dem Lande verführet, als es hinein kam. Dieses ungleiche Verhältniß in dem Umlauf der Münzsorten verringerte den Preis aller Dinge; und die Lebensmittel waren zu so wohlfeilem Kaufe, daß man zur Zeit des Churfürsten Johannes II. von Ascanien, den Scheffel Weizen für 28 Liards, den Scheffel Korn für 28 Deniers, und sechs Hüner für einen Groschen kaufen konnte. —

Damals wurden die Berliner für eifersüchtige Ehemänner gehalten, davon die Jahrbücher des Lockelius in dem Jahre 1364 ein Beyspiel erzählen, welches unter der Regierung des Churfürsten Otto von Bayern, mit einem Geheimschreiber des Erzbischofs zu Magdeburg, der in die öffentlichen Bäder nach Berlin gehen wollte, sich zugetragen hat. Dieser Geheimschreiber traf eine junge Weibsperson von bürgerlichem Stande auf der Straße an, und that ihr, im Scherze den Antrag, daß sie sich mit ihm baden sollte. Die Weibsperson befand sich durch diesen Antrag beleidigt, der Pöbel rottirte sich zusammen, und die Berliner Bürger, die keinen Scherz verstunden, schleppten den armen Gerichtsschreiber auf einen öffentlichen Platz, und schlugen ihm daselbst den Kopf ab. — Jetzt üben sie auf eine gelindere Art Rache aus, und die vormalige Rache an dem scherzenden Geheimschreiber, war ungerecht und unschicklich. Damals konnte sich die Gerechtigkeit nicht thätig erzei-

erzeigen. Das Volk seufzete in seinem Elende unter einer Art von Anarchie (da das Land ohne Regenten) war.

Der Kaiser **Sigismund** brachte dieses Chaos in Ordnung, weil er Brandenburg und die churfürstliche Würde, dem Burggrafen zu Nürnberg, **Friedrich von Hohenzollern**, ertheilte. Dieser Fürst verlangte die Huldigung von seinen neuen Unterthanen; aber das Volk, welches bisher lauter grausame Herren gehabt hatte, konnte nur mit Mühe dazu gebracht werden, daß es sich dieser gelinden und rechtmäßigen Herrschaft unterwarf. **Friedrich** der Erste brachte die Edlen durch das Schrecken zum Gehorsam, welches eine große Kanone unter ihnen anrichtete, womit er die Schlösser der Aufrührer beschoß. Diese Kanone war von 24 Pfunden; und dieselbe war sein ganzes Geschütz.

Das Empörende verlor sich nicht so gleich. Die Bürger in Berlin empörten sich zu verschiedenen malen wider ihre Obrigkeit. **Friedrich** II. stillete diese Bewegungen mit Sanftmuth und Klugheit. Die Noth zwang diesen Fürsten, die Zölle zu Schiffelbein und Dramburg an den Herrn von Osten Dyonisius für 2500 Gulden zu verpfänden, welche er zu seiner Reise auf dem Reichstag zu Nürnberg nöthig hatte.

Dabey blieb es bis auf die Zeiten des **Johannes Cicero**. Wir bekümmern uns nicht darum, was für einen Schnitt die Krause des Johannes Cicero gehabt hat. Dieser Churfürst **Johann**

Cicero

Cicero war der Erste, der sichs angelegen seyn ließ, das Volk aus seiner Schwäche und Unwissenheit herauszureissen. In den damaligen Zeiten der Finsterniß war es schon viel, wenn man einsah, daß man unwissend war. Obschon dieses anbrechende Licht eines verbesserten Verstandes nur eine schwache Dämmerung war; so verursachte sie doch die Stiftung der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder im Jahr 1495. **Conrad Wimping**, ein öffentlicher Lehrer zu Leipzig, wurde der erste Rector dieser neuen Universität und verfaßte die Gesetze derselben. Im ersten Jahre ließen sich gleich tausend Studenten inscribiren oder einschreiben. Es geschah zum Vortheil der Wissenschaften, daß Joachim Nestor, sie eben so sehr, als sein Vater, schützte. Er verstund die Meßkunst, die Sternkunde und die Geschichte. Er redete fertig Französisch, Italienisch und Lateinisch. Er liebte die schönen Wissenschaften, und wendete viel auf, um diejenigen aufzumuntern, welche dieselben trieben.

Ein Volk, das so viele Jahrhundert lang wilde gewesen war, konnte nicht in einem Tage gesittet werden. Es wird viel Zeit und Mühe dazu erfordert, wenn die Annehmlichkeit, bey Treibung der Wissenschaften, einem ganzen Volke soll mitgetheilet werden. Die jungen Leute studirten zwar; aber diejenigen, die ein reifes Alter erreicht hatten, blieben an ihren alten Gewohnheiten und an ihren groben Sitten kleben. Die Edeln verübten

noch

noch immer Räubereyen auf den Straßen, die Verderbniß der Sitten war in Deutschland so allgemein, daß man auf dem Reichstage zu Trier, diesem Uebel Einhalt zu thun, suchen mußte. Man verbot anf diesem Reichstage, gotteslästerliche Reden zu führen und sich einem so ungezähmten Wesen zu überlassen, wodurch die Menschlichkeit verdrängt, und die Menschen unter die Thiere gesetzt werden.

Damals fing man an Weinberge in dem Churfürstenthum zu errichten; und das Faß Wein wurde für 30 Groschen, und der Scheffel Korn für 21 Liards verkauft. — Sagt, wo sind die Zeiten hin? — Joachim Nestor ließ auch etliche Gebäude aufführen, unter andern das Schloß zu Potsdam. Jedermann ging auf deutsche Art gekleidet, fast wie die alten Spanier. Die Männer trugen Wämser mit weiten Falten, wie Lockelius meldet, und die Fürsten, Grafen und Ritter goldne Ketten am Halse. Gemeine Edelleute durften nur drey goldne Ringe am Halse tragen. Die Frauen gingen auf die Art, wie itzt die Augspurgerinnen oder die Straßburger Jungfern gekleidet. Endlich lernte man eine nach den damaligen Zeiten eingerichtete Pracht und Schwelgerey kennen. Da man aber nicht findet, daß die Künste oder die Handlungen im Brandenburgischen einen solchen Fortgang gehabt haben, der den Ausgaben gemäß gewesen wäre; so blieb die Zunahme der Reichthümer und die Ursache davon eine Aufgabe, welche sehr schwer aufzulösen ist.

Seit

Seit dem Jahr 1560 bemerkte man einen großen Unterschied in dem Aufwande der Churfürsten. Da **Joachim** II. auf den Reichstag zu Frankfurt ging, der im Jahr 1562 von dem Kaiser **Ferdinand** wegen der Wahl eines römischen Königes angestellt wurde, so hatte er 68 Edelleute, und 452 Pferde zu seinem Gefolge. Man lese beym **Lockelius** nach. — Bey seiner Zurückkunft fing man an in Berlin um große Geldsummen zu spielen. Von dem Hofe kam diese Gewohnheit unter die Einwohner, und man mußte sie endlich verbieten, weil manche Bürger auf einmal tausend Thaler hatten verloren.

Man lieset in den Jahrbüchern, daß der Churfürst, **Joachim** II. da er sich mit der Sophia, einer Prinzessin des Königs in Pohlen (Sigismund) vermählte, in der Hochzeitnacht in völliger Waffenrüstung, bey seiner Gemahlinn gelegen habe, als ob der zärtliche Liebeskampf so fürchterliche Zurüstungen erfordere. Es schlich sich in alle Gewohnheiten der damaligen Zeiten eine Vermischung von Wildheit und Pracht ein. Dieses sonderbare Bezeigen rührte daher, weil sich die Menschen nunmehr von der Barbarey entledigen wollten. Sie suchten den rechten Weg, verfehlten aber desselben. Bey ihrer Gewohnheit vermengten sie die äusserlichen Gebräuche mit dem wahrhaftig gesitteten Wesen; die Pracht mit der Wohlanständigkeit; die Schwelgerey mit den Vergnügungen; die Pedanterey mit der Wissenschaft; und die groben Einfälle der Thoren mit dem sinnreichen Scherze des Verstandes.

In die Zeiten der Regierung Joachims II. muß man die Stiftung der Universität Königsberg durch Alberten von Preussen setzen. — Der Aufwand wurde täglich immer größer. Johann George hielt seinem Vater ein prächtiges Leichenbegängniß. Dieses war das erste, wobey man seine Pracht zeigte, und dessen in der Brandenburgischen Geschichte Meldung geschieht. Dieser Fürst war von feyerlichem Gepränge ganz eingenommen. Er stellte gar zu gern seine Größe zur Schau aus. Er feyerte die Geburt seines aeltesten Prinzen durch ein viertägiges Fest. Diese Lustbarkeiten bestunden in Turnieren, einem Wettkampfe mit Barken, in Feuerwerken und Ringelrennen. Die Herren, woraus die vier Quadrillen bestunden, waren in schwarzen Sammet gekleidet, der mit Gold und Silber reich gestickt war. (Quadrille war vormals eine Rotte Ritter in Turnieren). Aber der Character der damaligen Zeiten schien doch durch alle Pracht hindurch. An der Spitze einer jeglichen Quadrille befand sich ein Narr, der auf eine lächerliche Art in ein Horn bließ, und tausenderley Ausschweifungen vornahm. Der Hof stieg auf den Schloßthurm, um das Feuerwerk mit anzusehen. Der Churfürst streckte, wie die Jahrbücher melden, den Kopf aus einem Dachfenster heraus, und rufte: Meister Johann, wenn ich pfeife, so zündet an. Bey dem Durchzuge des Königs in Dännemark, Christian, empfing ihn den Churfürst auf das prächtigste. Er ging ihm mit vielen Fürsten, Grafen, Herren, und

einer

einer Leibwacht von 300 Pferden entgegen. Der König hielt seinen Einzug in einem schwarz sammeten Wagen, welcher mit goldnen Tressen geschmückt war, und von acht weissen Pferden gezogen wurde, deren Gebiß und Decken silbern waren. Man überhäufte ihn recht mit Lustbarkeiten, in eben dem Geschmacke, wie die vorigen gewesen waren. —

Joachim Friedrich wendete seine Einkünfte zu einem nützlichen Gebrauche an, er stiftete die Schule im Joachimsthale, welche nachher von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm nach Berlin verlegt wurde, und itzt ist die Schule in Berlin die blühendste Schule in allen Preußischen Staaten. — Als Johann George regierte, fehlte es noch an vielen Erfindungen, welche die Bequemlichkeit des Lebens befördern. Die Einführung der Kutschen gehört in die Zeiten Johann Sigismunds. Es wird bey Gelegenheit der Huldigung von den Kutschen geredet, welche dieser Fürst zu Warschau leistete. Dieser Fürst hatte in seinem Gefolge 36 sechsspännige Kutschen, und 80 Handpferde. Die Gesandtschaft, welche wegen der Wahl des Kaisers **Matthias**, auf den Reichstag geschickt wurde, hatte drey Kutschen bey sich. Es war ein schlechtes Fuhrwerk, denn damals bestund eine solche Kutsche aus vier Bretern, welche auf eine grobe Art aneinander gefügt waren. Wer hätte damals vermuthet, daß man Kutschen in dem 18. Jahrhundert für zweytausend Reichsthaler verfertigen würde, und daß sich auch Käufer dazu finden würden?

Die

Die Bemühungen, welche Brandenburg und Deutschland anwendeten, um sich gesitteter zu machen, waren nicht ganz vergebens. Die Anzahl der hohen Schulen vermehrte sich. Es wurde die Universität zu Halle gestiftet; und zu gleicher Zeit wurde zu Dessau eine Academie für die Deutsche Sprache errichtet, welche man die fruchtbringende Gesellschaft nennete. Diese hätte sehr nützlich seyn können, zumal da die Deutsche Sprache, welche in unzählige Mundarten getheilet ist, nicht genungsam gewisse Regeln hat, um den wahren Gebrauch derselben fest zu setzen. Kaum waren diese schönen Einrichtungen entworfen worden, durch welche wir vielleicht ein Jahrhundert gewonnen hatten, so entstund der 30jährige Krieg, welcher ganz Deutschland zu Grunde richtete. — Das Jahr 1636 war in diesem grausamen Kriege das unglücklichste Jahr für das Churfürstenthum. Brandenburg war durch die vielen Völker ausgesogen, und mußte daher endlich unterliegeu. Die Theurung wurde daselbst sehr groß. Ein Ochse galt 100 Thaler, ein Scheffel Korn fünf Thaler, ein Scheffel Gerste drey Thaler. Es stieg damals das Geld, wegen seiner Seltenheit, auch am Werthe. Ein Ducaten galt zehn Thaler. Die Theurung dauerte noch immer mit gleicher Heftigkeit fort. Es entstund eine Pest, und die Verwüstung stieg auf den höchsten Gipfel. Die übrig gebliebenen unglücklichen Einwohner verließen ihr unglückliches Vaterland und flüchteten in die benachbarten Län-

der. Die ganze Mark war durch den langwierigen und grausamen Krieg zu einer Wüsteney geworden; kaum entdeckte man nur an manchen verheerten Orten noch die Spuren der alten Einwohner. Es wäre um Brandenburg geschehen gewesen, wenn Friedrich Wilhelm im Jahr 1640 nicht auf das standhafteste für die Wiederherstellung desselben besorgt gewesen wäre. Seine Klugheit, seine Standhaftigkeit, und die Zeit besiegten alle Hindernisse. Er machte Friede, nahm seine Maaßregeln, und zog endlich den Staat aus seinem Verderben. — Brandenburg wurde ein neues Land, in welchem verschiedene Kolonien, von allerley Nationen vermischt waren; diese verbanden sich nachgehends mit denjenigen, von den alten Einwohnern, die dem Verderben noch entgangen waren. Die Lebensmittel wurden wieder wohlfeil, so, daß der Scheffel Korn 12 Groschen galt. —

Weil der 30jährige Krieg die wenige Handlung, die in den nordlichen Theilen von Deutschland getrieben wurde, verderbte, und man in den alten Zeiten das Salz so man in Brandenburg brauchte, aus Holland und Frankreich bekam und der Vorrath des Salzes unter solchen Unruhen nicht erneuert und ersetzt werden konnte, folglich erschöpft war, gleichwohl aber eine so nothwendige Sache, als das Salz ist, nicht entbehren konnte,

so

o nahm man seine Zuflucht zu eignem Fleisse. Man fand Salzquellen zu Halle, wo sich itzt die Halloren mit der Salzzubereitung ernähren, und daraus wurden die Brandenburger und die benachbarten Länder mit Salz versorget. Die erste Kolonie, die sich vormals, nach dem 30jährigen Kriege im Churfürstenthum Brandenburg niederließ, bestund aus Holländern, welche die Professionen und Künste erneuerten, und Anschläge machten, wie man das hohe Bauholz verkaufen könnte, denn der Krieg hatte aus dem ganzen Lande, so zu sagen, einen großen Wald gemacht, und in dem Verkaufe dieses Holzes bestund hernach einer von den vornehmsten Theilen der Brandenburgischen Handlung. — Der Churfürst gestattete auch etlichen jüdischen Geschlechten sich in seinen Staaten aufzuhalten. Weil Pohlen nahe liegt, konnte man dieselben nützlich brauchen, dasjenige, was wir nicht haben wollten, in diesem Königreiche verhandelten. **Anekdote.** Unter der Menge der Gedichten, welche auf den Tod des großen **Königs Friedrichs** II. gemacht sind, hat wohl keines ein so vorzügliches Glück gehabt, als das folgende kurze: Hier ruht der Preußen **Friederich** (Zur Grabschrift ists genug) der **Zweyte.** — — rc.

Diese kurze Grabschrift gefiel Ihrer Königl. Hoheit, der Prinzessin *Amalia*, unter allen Gedichten, die ihr auf den Tod ihres geliebten Bruders zu Gesicht gekommen, am besten. Mit gol-

denem Buchstaben ließ sie es abschreiben, und kostbar einfassen, und so trägt Ihre Königl. Hoheit den ersten Vers en Medaillon. Vielr vom Hofe und sonst andre Damen von Stande sind ihrem Beyspiel gefolgt. — Der Verfasser dieses Gedichts ist, wie man zuverläßig weiß, der würdige und verdiente Landrichter Siegfried in Wesel, ein Mann, der seinen König sehr verehrte, und den Tod desselben unter allen Redlichen im Lande mit am aufrichtigsten betrauerte. —

Als Ludwig der Vierzehnte im Jahr 1684 das Edict von Nantes widerrief, zogen wenigstens 400000 Franzosen aus dem Königreiche, die reichsten Franzosen giengen nach England und Holland und von den aermsten Franzosen, die aber auch zugleich die Fleissigsten waren, nahmen etwa 20000 ihre Zuflucht in das Brandenburgische. Diese Leute halfen uns unsere wüste Städte bevölkern und verschafften uns allerlei Manufacturen, welche uns noch fehlten. — Vor dem 30 jährigen Kriege bestund die Brandenburgische Handlung in alten Zeiten in der Verkaufung ihres Getreides, Weins und Wolle. Es waren zwar etliche Tuchmanufacturen vorhanden; aber sie waren von keiner Wichtigkeit. Zu den Zeiten Johannes Cicero waren in dem gantzen Lande nur 700 Tuchmacher.

Da

Da Friedrich Wilhelm zur Regierung kam; so verfertigte man in diesem Lande weder Hüte noch Strümpfe, noch Scharsche, noch sonst wollene Zeuge; aber der Fleiß der Franzosen bereicherte die Brandenburger durch alle diese Manufacturen und errichteten Fabriken wo Tuch, Scharsche, Etamin, Zeug, Droguet, Griset, Crep, gewürkte Mützen und Strümpfe, Hüte von Biber, Kaninichen, und Hasenhaaren, und allerley gefärbte Zeuge verfertigt wurden. Manche von den neuangekommenen französischen Flüchtlingen wurden Kaufleute, und verhandelten dasjenige einzeln, was von den übrigen verfertigt wurde. Auf diese Weise bekam Berlin Goldschmiede, Juwelier, Uhrmacher und Bildhauer. Die Franzosen, die sich auf dem glatten Lande niedergelassen hatten, erbaueten daselbst Tabak und brachten es dahin, daß aus sandigen Gegenden, durch ihre Bemühungen, herrliche Küchengärten wurden, die vortrefliche Obst- und Hülsenfrüchte hervorbrachten. Damit der Churfürst eine so nützliche Colonie noch mehr aufmuntern möchte, so bestimmte er für sie eine jährliche Besoldung von 4000 Rthlrn. und diese bekommen sie noch.

Gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms befand sich damals das Churfürstenthum Brandenburg in einem blühenden Zustande, denn durch die große Vermehrung der Manufacturen wurde die Handlung erweitert, welche nach-

her mit Getreide, Holz, Zeugen, Tuche und Salz getrieben wurde. Die Posten von denen man in Deutschland nichts gewußt hatte, wurden von dem großen Churfürsten **Friedrich Wilhelm** in allen seinem Staaten, von Emmerick bis nach Memel, eingeführt. Die Städte mußten sonst willkührliche Auflagen bezahlen, diese wurden nunmehr abgeschafft; und dafür wurde die Accise eingeführt. Die Städte fingen an, schöner und gesitteter zu werden. Es wurden die Gassen gepflastert, Laternen in gewissen Entfernungen gesetzt, um die Strassen zu beleuchten; es war aber unumgänglich nöthig, denn bisher waren die Hofleute, wegen des vielen Kothes auf den Gassen, gezwungen gewesen, in das Schloß zu Potsdam wenn der Hof sich daselbst aufhielt, auf Stelzen zu gehen.

Es ist zu bemerken, daß **Friedrich Wilhelm** der erste Churfürst war, der ein ordentlich abgerichtetes Heer zu seinen Diensten auf den Beinen hielt. Die Bataillons des Fußvolks bestunden aus vier Compagnien, von welchen jegliche 150 Mann stark war. Ein Drittheil des Bataillon führte Piken, so wie itzt die Bosniaken, die übrigen aber Musqueten. Dieß Fußvolk bekam seine Montur und trug Mäntel. Die Reiter mußten sich selbst Waffen und Pferde anschaffen. Sie hatten einen Brustharnisch, fochten in Geschwadern,

und

und führten oftmals grobes Geschütz mit sich. Der Churfürst für seine Person war großmüthig, liebte die Pracht, doch schränkte er den Aufwand durch Gesetze ein; sein Hof war zahlreich, sein Aufwand war wohlanständig eingerichtet. Seine unermüdete Emsigkeit verschaffte seinem Vaterlande alle nöthige Künste, doch blieb ihm keine Zeit übrig, auch die schönen und angenehmen Künste hinzu zu fügen. Die beständigen Kriege, und die Untermischung neuer Einwohner, hatten schon eine Veränderung in den alten Sitten hervorgebracht. Viele Gewohnheiten der Holländer und Franzosen wurden von den Brandenburgern angenommen. Die herrschenden Laster waren die Trunkenheit und Eigennutz. Die Jugend wußte nichts von dem unerlaubten Umgange mit den Weibspersonen; und die Krankheiten, welche eine Folge desselben sind waren damals unbekannt. Der Hof liebte Spitzfindigkeiten und zweydeutige Redensarten. Die Kinder der Edelleute bequemten sich wieder zum Studiren; und die Erziehung der Jugend kam nach und nach an die Franzosen. Die Preussen haben ihnen noch itzt eine Annehmlichkeit in dem Umgange und ungezwungenen Sitten zu danken, als die Deutschen gemeiniglich zu haben pflegen. —

Nach dem 30 jährigen Kriege war die Veränderung, welche sich in diesen Staaten zutrug, allgemein; man bemerkte sie an den Münzen eben so sehr, als an allem übrigen. Ehemals rechnete

man die Mark Silber auf 9 Rthlr. Im Jahr 1651 wurde der große Churfürst durch die unglücklichen Zeiten gezwungen, seine Zuflucht zu allerley Mitteln zu nehmen, um seinen Aufwand bestreiten zu können. Er ließ geringhaltiges Geld münzen, welches aber bald herunter gesetzt wurde, und auf die Hälfte der Geltung fiel. Die alten von gutem Schrot und Korn geprägten Thaler stiegen bis auf 28 und 30 Groschen, und daher rührt der Name **Bancothaler**. Im Jahr 1667. hielten die Churfürsten zu Brandenburg und Sachsen eine Unterredung zu Cinna wegen des neuen Münzfußes; es sollte nämlich die Mark Silber, nebst dem Zusatze, dem Volke durchgängig, in allen Münzsorten, vom Thaler bis auf den Pfennig für 10 Thlr. 16. Gr. geliefert werden. — Im Jahr 1690 unterredete sich **Friedrich** I. mit dem Churfürst zu Sachsen und dem Herzog zu Hannover wegen des Cinnischen Münzfußes zu 10 Thlr. 16 gr., da sie aber denselben unmöglich erhalten konnten, so wurden sie einig, daß bey den ordentlichen Gulden und Achtgroschenstücken, welche in ihren Landen gemünzt würden, die Mark auf 10 Reichsthaler gerechnet werden sollte. Dieses nennt man den Leipziger Münzfuß; und derselbe dauert noch itzt fort.

Anekdote von dem verstorbenen Könige von Preussen Friedrich II. dessen größtes Vergnügen die Vervollkommnung seiner Truppen in der Militaire-Disciplin war, pflegte, wenn ein neuer Soldat unter die Garde kam, immer drey Fragen an ihn zu thun: die erste war, wie alt seyd ihr? — Die zwote Frage: wie lange seyd ihr in meinem Dienst? (weil die Garden meist aus dem Kern der übrigen Regimenter recrutirt wurden) und die dritte Frage war: ob er seinen Sold und Kleidungsstücke richtig bekomme? — Ein junger Franzose, der schon gedient hatte, bot sich selbst an, unter die Garde zu gehen, unter welche er wegen seiner Erfahrung in der Tactik oder Exercierkunst der Soldaten sogleich angenommen wurde. Der junge Recrute verstand die Preußische Sprache nicht; Sein Kapitän unterrichtete ihn so, daß, wenn der König ihn das erstemal auf der Parade sehe, er die gewöhnlichen Fragen in Preußischer Sprache an ihn thun würde, er müßte also lernen, die behörigen Antworten, wie er gelehrt würde, darauf zu thun. So bald der König das neue Gesicht in den Soldatengliedern bemerkte, näherte er, nachdem er eine frische Prise Taback genommen hatte, sich demselben; aber zum Unglück für den Soldaten that er die zwote Frage zuerst, und sagte: „Wie lange er in seinem Dienste sey?“ — Der Soldat antwortete, wie er gelehrt war, „Ein und zwanzig Jahr Eu. Majestät.“ Der König erstaun-

 te

te über seine Gestalt, nach welcher er kein grösseres Alter zu haben schien, als er in seinem Dienst gewesen zu seyn antwortete. „Wie alt seyd ihr?“ sagte der König mit Erstaunen, „Ein Jahr Eu. Majestät. „Der König, noch mehr erstaunt, sagte: “Entweder Ihr oder ich müssen ein Narr seyn. „Der Soldat, welcher dieß für die dritte Frage, wegen seines Solds und der Kleidung nahm, antwortete! „Beyde Eu. Majestät.“ — Dieß ist das erstemal, sagte Friedrich II. immer mehr erstaunend, daß ich vor der Fronte meiner eignen Garde ein Narr bin geheissen worden: Des Soldaten Sprachkenntniß war nun alle, u. als der König immer noch das Heimliche zu entwickeln suchte, sagte ihm der Soldat, daß er nichts mehr Deutsch sprechen könne, daß er ihm aber Französisch in seiner Landessprache antworten wolle.“ Nun merkte Friedrich II. Was es mit dem Manne für eine Beschaffenheit habe, lachte herzlich darüber, und befahl dem jungen Mann die Preußische Sprache zu lernen, und seine Schuldigkeit zu thun.

Unter Friedrich dem Ersten kamen alle die neuen Colonien in einen blühenden Zustand. Die Preußische Tapetenmanufactur kam der Brüsselischen gleich. Die Preußischen Tressen gaben den französischen Tressen nichts nach. Die preußischen Neustädtischen Spiegel übertrafen noch

an

an Weisse die venetianischen. Die Soldaten wurden von preußischen eigenen Tüchern ausmontiret. Der Hof ward zahlreich und prächtig. Durch die auswärtigen Hülfsgeldern wurden die Münzsorten daselbst sehr gemein. Die Pracht zeigte sich in den Kleidungen der Bedienten und der Herren an den Tafeln, in den Pferdezeugen und in den Gebäuden. Der König hatte zu seinen Diensten zween von den geschicktesten Baumeistern in Europa, und einen Bildhauer, der Schlüter hieß; und ein großer Künstler war. Er ließ die Bildsäule des großen Churfürsten zu Pferde güssen, welche für ein Meisterstück gehalten wird. Bott bauete das schöne Weselthor, verfertigte den Riß zu dem Schloße und Zeughause zu Berlin, bauete das Posthaus an der Ecke der großen Brücke und den schönen Gang von dem Schlosse in Potsdam. Schlüter schmückte das Zeughaus mit den Siegeszeichen und andern schönen Zierrathen, welche von den Kennern bewundert werden. Der König zierte die Stadt Berlin mit der Klosterkirche, und etlichen andern Gebäuden, schmückte die Lusthäuser zu Oranienburg, Potsdam und Charlottenburg durch allerley Vergrößerungen und Verschönerungen. Es fingen die schönen Künste, die Kinder des Ueberflußes, an zu blühen. Die Maleracademie, worinne Pene, Leigeber, Mayer, Widemann, die ersten Professoren waren, wurden zwar gestiftet, doch ist aus dieser Schule kein berühmter Maler hervorgekommen.

Im Jahre 1700 wurde die königliche Academie der Wissenschaften gestiftet, wozu die Königin, Sophia Charlotte das meiste mit beytrug; Sie schätzte den damaligen Philosophen Leibnitz hoch. Diese Fürsten ließ die Erfindungskraft eines vortreflichen Gemüths und die Wissenschaft eines Gelehrten an sich finden; sie behauptete, es sey für eine Königin nicht unanständig, wenn sie einen Philosophen hochschätzte. Da diejenigen Sterblichen, die privilegirte Seelen vom Schöpfer bekommen haben, sich den Fürsten gleich hoch empor schwingen; so würdigte die Königinn Leibnitzen ihrer Vertraulichkeit. Sie schlug Leibnitzen als denjenigen vor, der allein fähig wäre, den Grund zu der neuen Academie zu legen. Die Stiftung dieser königl. Academie der Wissenschaften ist das Merkwürdigste, welches den Fortgang des menschlichen Verstandes am meisten angeht. Leibnitz, der mehr als eine Seele hatte, wenn ich mich so ausdrücken darf, verdiente wohl, den Vorsitz in einer Academie zu haben, die er, im Nothfall, ganz allein würde haben vorstellen können. —

Zu der Zeit wurden Halle und Frankfurt mit gelehrten Professoren versehen. Die Erfindung der Luftpumpe erfand Otto von Gvericke, der zu Magdeburg lebte. Thomasius, Gundling, Ludwig, Wolf, Stryk, waren damals die berühmtesten

sten Gelehrten. und zogen sehr viel Schüler. — Der König stiftete zu Berlin auch eine Academie für junge Leute von Stande, sie war aber von keiner langen Dauer. — Dieses Jahrhundert hat keinen besondern Geschichtschreiber hervorgebracht. **Teißier** wurde zwar aufgetragen eine Geschichte von Brandenburg zu schreiben, und an deren statt lieferte er eine Lobrede. **Pufendorf** beschrieb das Leben **Friedrich Wilhelms**; und damit er nichts weglassen möchte, so vergaß er auch seine Kammerdiener und Schreiber nicht, von so vielen er die Namen auftreiben konnte. — Brandenburg hatte damals einen feinen Dichter, nämlich den Herrn von **Canitz**, der eine Bedienung bey Hofe bekam. — Die deutschen Schauspiele waren von schlechter Wichtigkeit; denn die Lustspiele bestunden aus einem groben Possenspiele, welches den Geschmack und die guten Sitten beleidigt, und tugendhaften Leuten zuwider ist. Die Königin unterhielt damals eine Italienische Oper, welche die berühmte Bononchini komponirte. Die Brandenburger waren zu der Zeit mit geübten Musikverständigen bereichert. Bey Hofe war eine französische Komödie, wo man die Meisterstücke des Moliere, Corneille und Racine vorstellte.

Mit den französischen Moden wurde der Geschmack des französischen Theaters nach Deutschland gebracht. Europa wollte Frankreich, wel-

ches es unter der Regierung **Ludewigs** XV. bewunderte, an Artigkeit nachahmen. Wenn damals ein junger Mensch nicht an dem Hofe zu Versailles gewesen war, so wurde er für einen schwachen Kenner der Welt gehalten; denn in dem Brandenburgischen wurde Küche, Hausrath, Kleidung, und alle Kleinigkeiten, worüber die Tyranney der Mode ihre Herrschaft ausübt, nach französischem Geschmack eingerichtet. Das Frauenzimmer machte hierinne Ausschweifungen. Die Mutter des Dichters **Canitz**, hatte schon damals Frankreich an neuen Moden erschöpft; damit sie nun das übrige Frauenzimmer in Berlin hierinne noch übertreffen möchte, so trug sie einem Kaufmann auf, ihr von Paris eine junge, schöne, muntere, wohlgesittete Mannsperson kommen zu laßen, weil sie vermuthete, daß diese Waare daselbst eben so gemein, als die Puppen in den Drechslerbuden und die Tändeleyen in manchem Kramladen wären. Der Kaufmann, der in dieser Handlung noch ganz unerfahren war, bearbeitete diese Sache so wie er nur konnte: Endlich fanden seine Correspondenten einen Freyer, der ein Mann von 50 Jahren war. Er hieß der Herr von Brinbock, dabey schwach und kränklich, Die Frau von Canitz sieht ihn, erschrickt, und nimmt ihn. Es war, so zu reden, ein Glück für die Preussen, daß diese Ehe zum Mißvergnügen ausschlug; denn sonst würde man ihrem Beyspiele gefolgt seyn; und vielleicht wären die preußischen Schönen in die Hände der Pariser gerathen. —

Der

Der Hof brachte noch nicht so viel fremde Moden auf, als die Stadt. Die Pracht und Etiquette zierten daselbst den Ueberdruß, man wurde von Ceremonien ganz trunken. Der König stiftete den Orden des schwarzen Adlers, theils, damit er auch einen Orden hätte, wie alle Könige, theils um Gelegenheit zu Lustbarkeiten zu haben, welche einer Mummerey ziemlich gleichten. 2c. Endlich meldeten sich auch Goldmacher bey Hofe. Ein Italiener Cataneo, versicherte dem Könige, daß er Gold machen könnte. Er verschwendete viel Gold, und machte keines. Der König rächete seine Leichtgläubigkeit; und Cataneo wurde gehangen.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms im Jahr 1713. bekam der Staat eine ganz andere Gestalt. Der Hof bekam seinen Abschied, und die großen Besoldungen wurden eingeschränkt. Viele Personen die sonsten Kutschen gehalten, gingen zu Fusse; Daher pflegte man gemeiniglich zu sagen: der König hat die Lahmen wieder gehen gelehrt. Unter Friedrich dem Ersten war Berlin das nordliche Athen. Unter Friedrich Wilhelmen wurde es ein Sparta. Die ganze Regierung war kriegerisch. -- Friedrich Wilhelm II. veränderte seit 1713. die ganze Gestalt des Staats und der Regierung. Die Gewalt der Räthe wurde von ihm eingeschränkt; und da dieselben

selben Herren seines Vaters gewesen waren, so wurden sie nunmehr seine Beamten und Bedienten. Im Jahr 1724. ward von ihm das Oberdirectorium errichtet. — Die ganze Zeit seiner Regierung über, kam nicht die geringste Verordnung zum Vorschein, welche er nicht mit eigner Hand unterschrieben hätte, und nicht die geringsten Verhaltungsbefehle, wovon er nicht selbst der Verfasser wäre gewesen. Für einen gewissen jährlichen Zins, welchen die Eigenthümer dem Stande bezahlen mußten, erklärte er alle Lehn für Allodial- oder Erbgüter. Friedrich Wilhelm verwendete 4500000 Thaler auf die Wiederherstellung von Litthauen, sechs Millionen auf die Wiederherstellung der Städte in seinen Staaten, auf die Vergrösserung der Stadt Berlin, und auf die Erbauung von Potsdam. Er kaufte für fünf Millionen Land, und fügte es zu seinen Herrschaften hinzu. Er gab seinem Staate die vortheilhafteste Gestalt, und die Regierung wurde von ihm auf das weislichste eingerichtet.

Das besondere
Leben
und
Character
des
bewunderten und verewigten
preußischen Königes
Friedrich des Großen.

Dritter Theil.

1787.

Im Jahr 1759 hatte der König, seiner mißlichen Lage wegen, unterschiedliche Nächte nicht geschlafen, und die Müdigkeit des Monarchen nahm so sehr überhand, daß er sich des Schlafes nicht mehr enthalten konnte. Ein Officier, der dies bemerkte, machte solche Veranstaltungen, daß die um des Königs Zelt stehenden Nachtposten ihn nicht in der Ruhe stöhren sollten. Der König bemerkte bald diese Anordnungen und fragte: warum sie gemacht wären? Da ihm der Officier die Ursache sagte, ließ er ihn in sein Zelt kommen, und fragte ihn: ob er gegessen hätte? (denn ihm war der damalige Mangel an Lebensmitteln bey seiner Armee bekannt.) Als der Officier diese Frage dem König durch ein Ja mündlich, und durch Achselzucken zugleich mit Nein beantwortete, nahm der König eine kleine Weinflasche, und hielt sie gegen das Licht, um zu sehen, wieviel noch darin wäre. Darauf goß er ein kleines Glas über die Hälfte voll, trank es aus, füllte dann dasselbe Glas mit dem Rest des Weins, welcher noch in der Flasche war, reichte es dem Officier mit den Worten: Mehr habe ich nicht!

Dieser unvergeßliche König wagte oft sein Leben so sehr, daß ihn die gemeinen Soldaten mit Gewalt zurückdrängten, wenn ihre Bitten nichts halfen. Einst sagten sie bey einer ähnlichen Gelegenheit zu ihm: „Sind Ew. Majestät verloren, so sind auch wir verloren!“ Ihr habt Recht, lieben Kinder! antwortete der König, ritt darauf zurück; kaum aber waren etliche Minuten verflossen, so befand er sich in der nämlichen Gefahr.

Es wird vielleicht der Nachwelt unglaublich scheinen, daß König Friedrich II. selbst in den schlimmsten Lagen so viel Feinheit des Verstandes behielt, daß er den Plan seines Verhaltens im Unglück entwerfen konnte. Zu der Zeit, als der Reichshofrath ihn aller seiner Reichsländer und der Churwürde verlustig erklärt hatte, als Haddik seine Residenz brandschatzte, und er den schlimmen Ausgang seiner Angelegenheiten besorgen mußte, schrieb er an Voltairen: In einem Lande, dessen Erbtheil seine alte Redlichkeit und Treuherzigkeit ist, kann sich Voltaire in seiner Einsiedeley in Friede den Tugenden des Weisen ergeben, dessen Gesetze Plato uns vorschrieb. Ich aber, vom zerstöhrenden Sturm bedroht, soll, dem Ungewitter Troz bietend, als König denken, als König leben, als König sterben.

Und alle Welt weiß es, daß Friedrich II. keinen kalten Stoicismum affectirte. Aber wer wird ihn nicht wegen dieser Seelenruhe bewundern!

dern! Wer wird den Helden nicht mit der ganzen Stärke der Theilnehmung lieben, der nicht als Länderbezwinger, sondern als Vertheidiger seines Reiches, seiner Ehre und seiner Freiheit erscheint.

Als der Friede im Jahr 1763. von dem jetzigen, noch lebenden Königl. Staats- und Kabinetsminister Herrn Grafen von Herzberg geschlossen war, sagte der König zu ihm: Sie haben den Frieden eben so geschlossen, wie ich den Krieg geführt habe. Einer gegen viele. — Dieser Friede sowohl, als der zu Teschen von 1779. werden diesen großen Minister allein schon unvergeßlich machen.

Friedrich Wilhelm I. hatte seinen Gärtnern in Charlottenburg befohlen, sorgfältig darauf zu sehen, daß sich seine Prinzen nicht selbst Früchte abbrächen, damit sie nicht unreife wählen möchten. Der Kunstgärtner Krause der Aeltere in Berlin, einer von den königlichen Gärtnern, beobachtete zwar dieses Verbot, brachte aber dem nun verewigten König immer unter der Hand die schönsten Früchte. Als nachmals der König nach der Schlacht bey Kunersdorf bey Fürstenwalde im Lager stand, schickte ihm Krause eine Schachtel voll auserlesenen Obstes. Da der Sohn desselben mit den Früchten im Lager angelangt war,

und sie ihm der König selbst abnahm, sagte dieser diese rührende Worte: „Denkt der alte Krause noch an mich!“

Ein Obrister von der Suite des Königs hatte so viele Kinder, so, daß sein Gehalt nicht zum nothwendigen Aufwande hinreichte, und er sich genöthigt sah, Schulden zu machen. Er ward sehr tiefsinnig, da er schon 2000 Thaler schuldig war, und er keine Aussicht sah, sie zu bezahlen. Der König erfuhr dies, lies ihn zu sich rufen, und sagte zu ihm: „Er sieht immer chagrinirt aus, was fehlt Ihm? Sage er es mir! Gute Freunde müssen sich ihren Kummer mittheilen.“ Ehe aber der Obriste auf diese unvermuthete Frage antworten konnte, sagte der König noch: „Ich habe gehört, daß Er zweytausend Reichsthaler schuldig ist.“ — Nun wendete sich der König nach dem ihm zur Hand stehenden Tisch, auf welchem Goldrollen mit Friedrichsd'or lagen, nahm zweytausend Reichsthaler, übergab sie dem Obristen und sagte: Bezahle Er hiermit seine Schulden. Darauf nahm er noch einmal eine solche Summe, und überreichte sie dem Obristen ebenfalls mit den Worten: Hiermit richte Er sich so ein, daß Er keine Schulden mehr machen darf.

Als die Wittwe eines braven Officiers an den König schrieb, daß sie alt, und an der Gicht und

Chira-

Chiragra krank läge, welches, wie der König selbst am besten wisse, sehr schmerzhaft sey; ihre lieben beyden Töchter, die sie von ihrer Hände Arbeit ernähren müßten, wären schwächlich, und wenig im Stande, ihr lange Beystand zu leisten. Wenn diese stürben, müßte sie schlechterdings verhungern; sie bäte ihn also, ihr mit schleuniger Hülfe gnädig beyzustehen, u. s. w. — Der König antwortete ihr: Meine liebe Frau Rittmeisterin. — „Ihre Armuth und betrübten Umstände, so wie Ihre Schwachheit, geht mir sehr zu Herzen. Warum hat Sie sich nicht schon längst bey mir gemeldet. Gegenwärtig ist zwar keine Pension vorhanden, aber ich muß Ihr helfen, da Sie einen so braven Mann gehabt hat, dessen Verlust ich sehr bedaure. Ich werde mir täglich eine Schüssel auf meiner Tafel entziehen; dieses beträgt jährlich 365 Reichsthaler, und diese kleine Summe, womit Sie sich vor der Hand beruhigen muß, bis eine Pension vakant geworden ist, soll mit dem ersten künftigen Monats, wozu ich den Befehl ertheilt, seinen Anfang nehmen, u. s. w." Friedrich.

Verschiedene italiänische Edelleute boten bey Errichtung eines neuen Regiments dem Könige ihre Dienste an, und wollten gern als Officiere dabey angestellt werden. Sie baten den Kommandeur dieses Regiments, daß er sie dem Könige vorschlagen möchte. — Er that es auch,

bekam aber folgende Resolution: „Mein lieber Obrist, — Ich bin den Italiänern recht gut, und beweise dieses in der ansehnlichen Gage meiner Opernsänger. Nur bey meinen Truppen und im Militär befürchte ich, wegen ihrer bekannten Weichlichkeit, Miß- und Unmuth, und könnt Ihr die Supplikanten nach dieser meiner Gesinnung höflich abweisen. **Friedrich.**

Es hatte der Feldwebel Bratfisch vom Infanterieregimente von Braun verschiedene Vertröstungen auf eine gute Bedienung erhalten; es währete ihm aber zu lange, und er entschloß sich, dem Könige seine Noth zu klagen. Er sagte in seiner Bittschrift, es sey jetzt eine Salzinspectorstelle erledigt, wobey er aber zweytausend Reichsthaler Caution machen müsse, und die habe er nicht. Der König schickte seinen Brief nebst einer Kabinetsordre an den Minister Freyherrn von Werder zurück, zu der er folgende eigenhändige Nachschrift gemacht hatte: Ihr werdet ja meine Invaliden nicht verstoßen wollen! Ihr seyd ja selbst Soldat gewesen. Ich bin noch einer, und sehe es gern, daß meine Kameraden versorgt werden. — **Friedrich.**

Ein Kandidat aus dem Thüringischen kam in Berlin an, um hier seinen Unterhalt durch Unterricht der Jugend zu verdienen. Er hatte seine

Hei-

Heimath verlassen, weil man ihm zwar eine Pfarre hatte geben, aber auch zugleich eine Frau, die er nicht mochte, aufdringen wollen. Seine ganze Baarschaft, welche er theils durch Erbschaft, theils durch seine verkaufte Effekten zusammen gebracht hatte, bestand in vierhundert Reichsthaler in Batzen. Als er in Berlin auf dem Packhofe visitirt wurde, nahm man ihm die Batzen, als Kontrebande, weg, weil der König dieselben in seinen Ländern schon seit etlichen Jahren verboten hatte. Er entschuldigte sich damit, daß ihm dies Gesetz unbekannt sey; diese Entschuldigung ward aber nicht angenommen, und man behielt sein Geld zurück.

Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, sein Geld wieder zu bekommen, entschloß er sich, auf Zureden, den König anzureden. — Wir geben den Lesern die Nachricht von seiner Unterredung mit dem Könige, die er selbst aufgesetzt hat. Er schreibt:

„Ich concipirte ein Memorial, schrieb es „reinlich ab, und gieng damit (mit Aufschluß des „Thores, ohne nur einen Pfennig Geld im Schub„sacke zu haben) o der Verwegenheit! nach Pots„dam.“ Da war ich auch so glücklich, sogleich den König zum erstenmale zu sehen. Er war auf dem Schloßplatz beim Exerciren seiner Soldaten. — Als dieses vorbei war, gieng er in den Garten, und die Soldaten auseinander; vier Officiere aber blieben auf dem Platz, und spazierten auf und nieder. — Ich wußte vor Angst

nicht, was ich machen sollte, und holte die Papiere aus dem Schubsacke: Das war das Memorial, zween Testimonia, und ein gedruckter Thüringischer Paß. Das sahen die Officiere, kamen gerade auf mich zu, und fragten: was ich da für Briefe hätte? Ich wieß sie willig und gern, und da sie solche gelesen hatten, so sagten dieselben: — „Wir wollen ihm einen guten Rath geben: Der König ist heute extragnädig. Gehe er ihm auf dem Fuß nach. Er wird glücklich seyn.“ —

„Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß. Da griffen sie zu. Einer nahm mich beym rechten, der andere beim linken Arme.“ „Fort, fort! in den Garten.“ — Als wir nun dahin kamen, so suchten sie den König auf. Er war bei einem Gewächse mit den Gärtnern, bükte sich, und hatte uns den Rücken zugewendet. Hier muste ich stehen bleiben, und die Officiere fingen an, in der Stille zu kommandiren: „Den Hut unter den linken Arm!“ Den rechten Fuß vor! — Die Brust heraus! — Den Kopf in die Höhe! — „Die Briefe aus der Tasche!“ — Mit der rechten Hand hoch gehalten! — So steht!“ —

Sie gingen fort, und sahen sich immer um, ob ich auch noch so würde stehen bleiben. Ich merkte wohl, daß sie beliebten, ihren Spaß mit mir zu treiben, stand aber wie eine Mauer voller Furcht. — Die Officiere waren kaum aus dem Garten hinaus, so richtete sich der König auf, und sah die Maschine in ungewöhnlicher Positur

da

da stehen. Er that einen Blick auf mich; es war, als wenn mich die Sonne durchstrahlte; schickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er solche in die Hände bekam, gieng er einen andern Gang. Ich sah ihn nicht mehr." — Kurz darauf kam er wieder zurück zu den Gewächsen, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeschlagen, und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz, und gieng gerade auf ihn zu. O wie allerhuldreichst redete mich der große Monarch an:

Lieber Thüringer, er hat zu Berlin durch fleissiges Informiren der Kinder das Brod gesucht; so haben sie ihm bei dem Visitiren seiner Sachen auf dem Packhofe sein mitgebrachtes Thüringer Brod weggenommen. (Vermuthlich Worte des eingerichten Memorials.) — Wahr ist es, die Batzen sollen in meinem Lande nicht gelten; aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: Ihr seid ein Fremder, und wisset das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln; gebt solche wieder zurück nach Thüringen und lasset euch andere Sorten schicken, aber nicht wegnehmen! — Gebe er sich zufrieden! er soll sein Geld mit Interesse zurück erhalten! — Aber, lieber Mann, Berlin ist schon ein heisses Pflaster; sie verschenken da nichts; er ist ein fremder Mensch, ehe er bekannt wird, und Information bekommt, so ist das Geld verzehrt: was dann? —

„Ich

„Ich verstund die Sprache recht gut; die Ehrfurcht aber war zu groß, daß ich hätte sagen sollen: Eure Majestät haben die allerhöchste Gnade und versorgen mich. — Weil ich aber einfältig war, und nichts bat, so wollte Er mir auch nichts anbieten. Und so gieng Er dann von mir weg, war aber kaum sechs bis acht Schritte gegangen, so sah Er sich um, und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen sollte. Und so gieng das Examen an. — Frage. Wo hat er studirt? Antwort. Eure Majestät in Jena. Frage. In welchen Jahren? — Antwort. Von 1716. bis 1720. — Frage. Unter welchen Prorector ist er inscribirt worden? — Antwort. Unter dem Professor Theologiä, D. Förtsch. 1. — Frage. Was waren denn sonst noch für Professoren in der Theologischen Facultät? — Antwort. Buddäus, Danz, Weissenborn, Walch. — Frage. Hat er denn auch fleißig Biblica gehört? Antwort. Beim Buddäo. — Frage. Das ist der, der mit Wolfen so viel Krieg hatte. Antwort. Ja, Eure Majestät. Es war — Frage. Was hat er denn sonst noch für nützliche Collegia gehört? Antwort. Thetica und Exegetica beim Doktor Förtsch, Hermeneutica, Polemica, beim Doktor Walch, Hebraica beim D. Danz, Homiletica beim Doktor Weissenborn, Postorale und Morale beim Doktor Buddäo. — Frage. Gieng es denn zu seiner Zeit noch so toll in Jena her, wie ehedem, da die Studenten ohne Unterlaß sich mit einander kazbalgten, daher der

bekannte

bekannte Vers kommt: Wer von Jena kommt ungeschlagen, Der hat von großem Glück zu sagen. Antwort. Diese Unsinnigkeit ist ganz aus der Mode gekommen, und man kann itzt sowohl, als auf andern Universitäten ein stilles und geruhiges Leben führen, wenn man nur das dic, cur hic? observiren will. Bey meinem Anzuge schaften die Durchl. Nutritores Academiä (Ernestinische Linie) die sogenannten Renommisten, die so viele Unruhe gemacht, aus dem Wege, und ließen sie zu Eisenach auf die Wartenburg in Verwahrung setzen; da haben sie gelernt ruhig seyn.

„Und so schlug die Glocke Eins.“ — Nun muß ich fort,“ — sagte der König, „sie warten auf die Suppe.“ — Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Officiere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die giengen mit dem Könige ins Schloß hinein, und kam keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze stehen, hatte in 27 Stunden nichts genossen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war es keine Kunst, das Lachen zu verbeissen. — In dieser Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerhusar aus dem Schlosse, und fragte: „Wo ist der Mann, der mit dem Könige in dem Garten gewesen?“ Ich antwortete: hier! — Dieser führte mich ins Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakeien und Husaren waren. Der Husar brachte mich an einen Tisch, der war gedeckt, und stand darauf:

Eine

Eine Suppe, ein Gericht Rindfleich, eine Portion Karpfen und Braten, mit einem Gurkensalat, — Brod, Messer, Gabel, Löffel, Salz war alles da. Der Husar präsentirte mir einen Stuhl und sagte: „Die Essen, welche hier auf dem Tisch stehen, hat ihm der König auftragen lassen, und befohlen, er soll sich satt essen, sich an niemanden kehren, und ich soll serviren. — Nun also frisch daran! —“

Ich war sehr betreten, und wuste nicht, was zu thun sei, am wenigsten wollte mirs in den Sinn, daß des Königs Kammerhusar auch mich bedienen sollte. Ich nöthigte ihn, sich zu mir zu setzen; als er sich weigerte, that ich wie er gesagt hatte, und gieng frisch dran, setzte mich, nahm den Löffel und ließ mir es wohl schmecken. Der Husar nahm das Fleisch vom Tich, und setzte es auf die Kohlenpfanne, eben so continuirte er mit Fisch und Braten, und schenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht satt. Den Konfect, dito einen Teller voll Birnen, packte mein Bedienter ins Papier, und senkte mir solche in die Tasche, auf dem Rückwege eine Erfrischung zu haben. Und so stand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige im Herzen, daß ich so herrlich gespeiset worden. Der Husar räumte auf.“ —

„Den Augenblick trat ein Sekretarius hinein, und brachte ein geschlossenes Rescript an den Packhof, nebst meinen Testimoniis und dem Passe zurück, zählte auf dem Tisch fünf Schwanzdukaten

ten und einen Friedrichsd'or," das schicke mir der König, daß ich wieder zurück nach Berlin kommen könnte. Hatte mich nun der Husar ins Schloß hineingeführt, so brachte mich der Sekretair wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit sechs Pferden bespannt, zu dem brachte er mich hin, und sagte: „Ihr Leute, der König hat befohlen, ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin nehmen, aber auch kein Trinkgeld von ihm nehmen." — Ich ließ mich noch einmal allerunterthänigst bedanken, für alle königliche Gnade, setzte mich auf und fuhr davon."

„Als wir nun nach Berlin kamen, gieng ich sogleich auf dem Packhof, gerade in die Expeditionsstube, und überreichte das königliche Rescript. Der Oberste erbrach es; bey Lesung desselben verfärbte er sich, bald bleich, bald roth, schwieg stille, und gab es dem zweiten. Dieser setzte eine Brille auf, las es, schwieg stille, und gab es weiter. Der letzte regte sich endlich: ich sollte näher kommen, und eine Quittung schreiben: „daß ich für meine 400 Thlr. ganze Batzen so viel an Brandenburger Münzsorten ohne den mindesten Abzug baar erhalten ꝛc." — Meine Summe wurde mir sogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen, mit der Ordre: er solle mit mir auf die Jüdenstraße im weissen Schwan gehen, und bezahlen, was ich schuldig wäre und verzehrt hätte. Dazu gaben sie ihm vier und zwanzig Reichsthaler, und wenn

das

das nicht zureichte, sollte er kommen, und mehr Geld holen." — „Das war es, daß der König sagte: „Er soll seine Gelder cum Interesse wieder bekommen," daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Rthlr. 4 Gr. 6 Pf., die ich in acht Wochen verzehrt hatte." — Und so endigte sich die betrübte Historie mit einem erwünschten Ende. —

Der Baron von Pölnitz verlangte als Obercerimonienmeister seinen Abschied, in der Hofnung, eine reiche Frau in einer Reichsstadt zu heirathen. Der König dictirte diesen Abschied selbst, in einer so besondern Form, daß er gewiß der einzige seiner Art ist. Er enthielt den ganzen Lebenslauf des Barons. --- Um die reiche Heirath desto sicherer zu thun, wurde Pölniz zum zweiten oder drittenmal römischkatholisch. Diese Verbindung kam aber dennoch nicht zu Stande, und der Baron saß ohne Geld und ganz entblößt da. Nun schrieb er aus Nürnberg an den König, und bat, ihn doch in seinen vorigen Posten wieder einzusetzen, er wolle auch alsdann die reformirte Religion wieder annehmen. Der König antwortete: Ob ihr reformirt, römischkatholisch, oder lutherisch seyd, dies ist mir gleich viel. Wenn Ihr Euch aber wollt beschneiden lassen, dann will ich Euch wieder in meinem Dienst annehmen.

Als

Als sich der König im Jahr 1731 auf Befehl seines Vaters in Küstrin aufhalten muste, gewann er zu dem damaligen Neumärkischen Kammerpräsidenten von Münchow vieles Zutrauen. Den Tag vor seiner Abreise von Küstrin hielt er eine vertraute Unterredung mit diesem Präsidenten, welcher durch die vielen Merkmalen von dem Vertrauen des Prinzen dreist, ihn fragte: „was er, wann er zur Regierung käme, mit denen machen würde, die sich in dieser Katastrophe so feindselig gegen ihn bezeigten?“ Der damals 19jährige Prinz antwortete mit der ihm natürlichen schnellen Entschlossenheit: Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln. — Er hat dies auch erfüllt. Denn als er 1740. zur Regierung kam, zog er die Familien derer, die gegen ihn am härtesten votirt hatten, eben so vor, als er denjenigen gnädig war, die ihm als Kronprinz gedient hatten.

Ein Bauer, Namens **Havenbrook**, zu * hatte mit seinem Nachbar **Mertens** wegen eines Stück Ackers einen Prozeß, der zum Vortheil des erstern ausfiel. — Mertens war darüber äußerst aufgebracht, und aller gütlichen Warnung ungeachtet, hütete er dennoch auf Havenbrooks Acker. Dieser schickte seinen 19jährigeu Sohn hin, um den Mertens vom Acker zu treiben. Beyde wurden handgemein, und Mertens kriegte einen Schlag auf den Kopf, daß er den Abend darauf starb.

Der junge Havenbrook wurde hierauf in Verhaft genommen, und alsdann zu einer dreyjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt. Als diese Sentenz dem Könige zur Bestätigung überschickt wurde, schrieb er folgendes darunter: "Seyd ihr „Richter, Studirte und gelehrte Räthe; so sollt „ihr euch schämen, dergleichen Urtheil und Sen„denz abzufassen. Ich will nach der Vernunft „und dem Rechte der Natur, daß Havenbrook „geköpft, und sein Körper verscharrt werden soll."
Friedrich.

Während der letzten Krankheit dieses unvergeßlichen Königs war in seiner Gegenwart die Rede von der Bitterkeit des Todes: Der Tod selbst ist nicht bitter, sagte der König, sondern nur der Weg zu demselben.

Da in einem Distrikt von Westpreußen ein Wolkenbruch große Verwüstungen angerichtet hatte, und die Leute dem Könige ihre Noth vorstellten, antwortete er: „Ich habe euren Schaden vernommen. Selbiger kömmt von Gott. Ich will diesen bey Heller und Pfennig ersetzen, und euch nächstens einen ehrlichen und redlichen Mann schicken, der alles untersuchen, und euch den Verlust baar ersetzen soll. Ich bin euer gnädiger König. Friedrich.

Als dem Könige die Nachricht von des Generals **von Ziethen** Tode durch den Regimentsadjutanten gemeldet wurde, erschrack er sehr; er erholte sich aber bald, und sagte ganz gelassen: „Ich habe diesen Fall lange vermuthet; allein, daß ich meinen lieben **Ziethen**, diesen würdigen und ruhmvollen Mann, nicht mehr gesehen und gesprochen, darüber werde ich mich immer betrüben, so wie das Regiment seinen Verlust ewig bedauern wird. — Ich verliere einen Vater, einen Freund, und meine königliche Nachkommen werden in den Ländern und Gegenden, wo er so muthig und voll Tapferkeit für die Ehre des Vaterlandes gestritten, sein Andenken beständig zu erhalten wissen.

Der Resident zu Constantinopel hatte außer verschiedenen reichen Zeugen und Broderien, auch etliche 20 Pfund der besten indianischen Chokolate zum Geschenk erhalten, welche letztere er dem Könige überschickte. — Der Monarch war sehr mit der Aufmerksamkeit zufrieden, und schickte die Hälfte der Chokolate an den Staatsminister von S. mit den Worten; „Laß Er sich, mein lieber S. dieses Product gut schmecken; es kommt von einer Nation, die meine Person werth hält und mein Haus ehrt. Vor zwanzig Jahren habe ich diese Chokolate gern getrunken, nun aber kann ich sie bey meinen alten Tagen nicht mehr vertragen.

Da dem Könige in seiner Krankheit einige Zeit hier der Schlaf gemangelt hatte, war ein Leibhusar, seines Meier ein Chirurgus, so dreist, daß er bey der öftern Klage des Königs sagte: „Sire, ich sehe mit großer Verwunderung, daß auch der geschickteste Arzt in seiner Kunst fehlen kann. Ich habe, „fuhr er fort," „in meiner Hausapotheke eine Medicin, die von der Beschaffenheit und guten Tngend ist, daß sie nicht nur den Schlaf befördert, sondern auch den besten Appetit erreget." — Der König lachte und sagte: Nun, du hast auch wohl Lust, dir den Titel eines Hofdoctors zu erschleichen? — „Nein Sire," war die Antwort, dazu habe ich wohl nicht genug Talent, aber den Ruhm möchte ich mir wohl verdienen, dasjenige als ein Ungelehrter möglich gemacht zu haben, worüber oft Tage lang ein grosses einsichtvolles Collegium sich berathschlaget." — „Nun gut," sagte der König, „ich will diesen Abend dein Arkanum versuchen, und sehen, ob du ein Prophet aus den alten oder neuen Zeiten bist. Der Leibhusar gab dem Könige die Medicin, blieb die ganze Nacht bey ihm im Zimmer, und sah mit Freuden den süßen Schlaf des Königs, der erst des Morgens um sieben Uhr erwachte. Nun, sagte der König, das heißt geschlafen! Du bist ein braver Medicus. Hierauf füllte der Monarch eine Tabatiere mit Friedrichsd'or und gab sie dem Leibhusaren mit den Worten: Sieh, mein Lieber, das ist für deine Treue

gegen

gegen meine Person! — Für deine Kunst sollst du noch besonders belohnt werden.

Die Erlaubniß, seine Klagen entweder bey dem Könige selbst anzubringen, oder doch bey dem höchsten Justiz-Departement, mußte freilich oft zu Mißbräuchen und ungegründete Beschwerden verleiten. Freilich lief bisweilen wohl ein Verdacht vorsetzlicher Bosheit von Seiten des Klägers mit unter. Ein solcher Fall ereignete sich einsmals, da ein Bauer aus dem Halberstädtischen, der von seinem Gerichte beschwert zu seyn vermuthete, nach Berlin gieng, und dem König selbst eine Bittschrift überreichte. Der König wieß die Sache, wie gewöhnlich an das Justiz-Departement, und dieses fand nach genauer Untersuchung, daß der Bauer Unrecht hatte. Da Verdacht wider ihn vorwaltete, daß der Bauer wider seine Ueberzeugung und aus frevelhafter Absicht geklaget, so fragte das Departement bey dem Könige an: ob der Bauer nicht bestraft werden sollte, und wie solches geschehen müßte. Die Antwort war: „Ich kann auch dem geringsten „meiner Unterthanen den Zutritt zu mir nicht ver„sagen, halte es auch für unbillig, jemanden zu „strafen, der aus Einfalt oder Unwissenheit fehlen „sollte, daher mein Justiz-Departement den „Bauer von seinem Unrecht zu überzeugen „hat.“ —

Zu Ende des 1779sten Jahres ward die Geschichte des Müllers Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle, unweit Cüstrin sehr bekannt. Dieser Müller besaß seine Mühle auf Erbzins. Der Erbzinsherr, der gern das Wasser in seinem Teiche vermehren wollte, ließ einen Graben ziehen, und leitete dem Müller alles Wasser aus dem Mühlbach in seinen Teich, so daß er höchstens vier Wochen im Jahre Wasser zu mahlen hatte. Der Müller der dadurch in seiner Nahrung zurück gesetzt ward, weigerte sich den Erbzins zu bezahlen, ward aber durch einen Ausspruch des Cüstrinschen Kammergerichts dazu verurtheilet. Der Müller wandte sich mit einer Supplik an den König, der dem Kammergerichte in Berlin Befehl gab, die Acten abzufordern und die Sache zu untersuchen; aber auch das Gericht zu Berlin gab dem Müller Unrecht und bestätigte die erste Sentenz.

Der Müller, welcher sich bey aller seiner Einfalt seiner gerechten Sache bewußt war, wagte es nochmals, den König anzutreten, und ihn um Hülfe anzuflehen. Der König ward nunmehr aufgebracht, schickte sogleich zwey Rechtsgelehrte nach Cüstrin, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen, und nunmehr erfolgte den 11ten Dec. das so merkwürdige von dem Könige selbst gehegte Gericht über die drey Beysitzer des Berlinischen Kammergerichts. Das Protocoll davon, welches, auf Befehl des Königs, den öffentlichen Zeitungen eingerückt werden muste, lautete so:

„Auf

„Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll, kann man das thun? — ist von selbigen mit Nein! geantwortet worden.“ —

„Ferner: kann man einen Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keinen Pacht bezahlt hat? Ist das gerecht? — wurde auch mit Nein! beantwortet. —

Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in den Teich zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, welcher eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser, und kann nicht mahlen, und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage, und im späten Herbst auch etwa 14 Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, da er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Küstrinsche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seinen Pacht kriegt, und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbirt solches.

„Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch Sr. Königl. Majestät landesväterlicher Intention ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß jedermann, er sey vornehm oder geringe, reich oder arm, eine promte Justiz administrirt, und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unpartheyisches Recht wiederfahren soll. Se. Königl. Majestät werden daher, in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle in der Neumark abgesprochenen und hier approbirten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben sowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz wiederfahren muß; indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag seyn ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich, und bey solchen Gelegenheiten muß nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehen der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bey Seite setzen, so sollen sie es mit Sr.

Königl.

Königl. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande; vor die kann man sich hüten, aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Begierden auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.

Uebrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen neuen Großkanzler ernannt haben. Höchstdieselben werden aber dessen ohnerachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her seyn, und befehlen auch hiemit auf das nachdrücklichste, erstlich: daß alle Prozesse schleunig geendigt werden; zweytens, daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profanirt werde; drittens, daß mit völliger Egalite' gegen alle Leute verfahren werde, die vor die Justiz-Cammer kommen, es sey ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich seyn. Wofern aber Se. Majestät in diesen Stücken einen Fehler finden, so können die Justiz-Collegia sich nur im Voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowohl der Präsident als die Räthe, die eine so üble mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben. — Berlin den 11ten Dec. 1779. **Friedrich.**

Die drey Berlinischen Cammergerichtsräthe wurden nebst den zween Küstrinschen, welche das Urtheil gefället und bestätiget hatten, sogleich in Verhaft genommen, und die Sache von einer aus dem Justiz-Departement niedergesetzten Commission auf das schärfste untersucht, uud ob ihnen gleich dabey keine vorsetzliche Ungerechtigkeit erwiesen werden konnte, sondern das ganze Versehen aus Nachläßigkeit und unterlassener genauer Untersuchung der streitigen Sache herrührte, so wurden sie doch verurtheilet, auf drey Jahre nach Spandau gebracht zu werden, indem die bloße Nachläßigkeit in Handhabung des Rechts eben so viele traurige Folgen nach sich ziehen kann, als vorsetzliche Ungerechtigkeit. Der bisherige Großkanzler, der nach der preußischen Verfassung auch für das Betragen sämmtlicher Justiz-Beamten zu stehen hat, ward seiner Stelle entlassen, und diese wiederum mit dem bisherigen Präsidenten zu Breslau, Hrn. von Carmer, besetzt, der sich sogleich durch verschiedene neue auf Verbesserung des Justiz-Wesens abzielende Verordnungen des in ihn gesetzten Vertrauens würdig zu machen suchte. —

Der verstorbene König hatte auf seinen Reisen nach Schlesien unterschiedliche Mal in einem Pfarrhause übernachtet, ohne seinen Wirth kennen zu lernen. Als er einst aufgeräumt war, ließ er den Prediger rufen, und fragte ihn: Wie

gehts, Herr Prediger? Sehr schlecht, Ihro Majestät! war die Antwort. — Nun, versetzte der König, in jener Welt wirds schon besser gehen! — Ich zweifle, wenns da nur nicht schlechter geht. — Der König staunend: Wie soll ich das verstehen? — Der Prediger: Das will ich Ihnen wohl erklären, wenn Eu. Majestät Zeit und Lust haben, mich anzuhören. — Der König: Nun, so erkläre er mirs doch. — Der Prediger: Ich habe zwo Töchter, drey Söhne, und ein kleines Pfärrchen. Bey den Jungens glaubte ich Genie zu merken, und ich betrog mich nicht. Ich wandte alles auf ihre Erziehung; schickte sie auf Schulen und Universitäten, und gerieth darüber in Schulden. Die Jungen haben was Rechtschaffnes gelernt, sind aber noch nicht versorgt, und können mir folglich den Aufwand nicht wieder ersetzen. Meine Pfarreinkünfte haben sich mehr vermindert, als vermehret, ich bin darüber alt geworden, und sehe keine Möglichkeit, die Schulden zu bezahlen. Sterbe ich nun, ohne das Suum cuique (einem jeden das Seinige) zu beobachten, und meine Gläubiger zu befriedigen, so kann ich mir in jener Welt keine gute Aufnahme versprechen, und — Der König: Ja, ja, das ist freylich ein schlimmer Handel! Ich werde mich schon ins Mittel schlagen müssen. Wie hoch belaufen sich seine Schulden? — Der Prediger: Auf 800 Thaler. Der König: Die Schulden will ich bezahlen, wenn er mir beweisen kann, daß seine Söhne was gelernet haben, und

und zu meinem Dienst tauglich sind. Ich will sie überdieß versorgen; und er soll jährlich eine Zulage zu seinem Dienst haben, weil er seine Söhne zum Besten des Vaterlandes gut erzogen hat. Aber wo sind seine Töchter? — Der Prediger: Ich schicke sie immer in die Stadt, wenn Ihro Majestät mit Dero Suite hieher kommen. — Der König (lächelnd): Daran thut er wohl. Sie sollen morgen zu mir kommen. Der König hatte den andern Tag die Mädchen ganz vergessen, als ihm gemeldet wurde, es ständen zween artige Mädchen im Vorzimmer, und wollten sich nicht abweisen lassen; sie behaupteten, Ihro Majestät hätten sie rufen lassen. Ha! sagte der König, das werden die Pfarrermädchen seyn. Holt mir einen Galanteriehändler. Der König unterhielt sich sehr lange und sehr gütig mit den beyden Mädchen, die mit einer schönen Gestalt viel Verstand und Dreistigkeit verbanden; kaufte ihnen unterschiedliche Galanterien, und beschenkte sie auch mit baarem Gelde. Die Söhne des Pfarrers, die sich mit guten Attestaten meldeten, wurden versorgt, die Töchter bekamen Männer, und der König behauptete, einen Pfarrer für zwey Welten glücklich gemacht zu haben.

Ein Prediger hatte ein Buch von der Sünde wider den heiligen Geist geschrieben, und bekam den seltsamen Einfall, dieses Buch dem Könige zuzueignen. Der König schickte dem Verfasser fol-

folgendes Billet zur Antwort: Mein lieber Prediger! Seine Sünde wider den heiligen Geist habe ich erhalten. Ich wünsche ihm viel Käufer und Leser, und daß ihn Gott und die gesunde Vernunft in seinen heiligen Schutz nehmen mögen. Friedrich.

Der Rath zu —, einem kleinen Städtchen in der Mark, ließ einen Bürger arretiren, weil er beschuldiget ward, Gott, den König, und einen edlen Rath gelästert zu haben, und stattete davon unmittelbar an den König Bericht ab, der folgenden Bescheid auf den Rand des Berichts schrieb: Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kenne; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rath gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden, und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen.

Als einst der König in seinem Kabinette arbeitete, kam der Prinz * *, der damals klein war, etwa 4 oder 5 Jahr alt, in dessen Zimmer, und spielte mit seinem Federballe. Der Ball flog auf den Tisch des Königs; der König warf den Ball in die Stube, und schrieb fort. — Der Prinz warf den Ball in die Höhe und fieng ihn wieder auf, bis der Ball endlich wieder auf den Schreibtisch flog. Der König warf ihn noch einmal

einmal auf den Boden, und blickte den Prinz mit einer ernsthaften Miene an. Der Prinz nahm sich ein bischen besser in Acht; endlich aber versah ers doch, und der Ball fiel dem König aufs Papier, der ihn sogleich einsteckte. Der Prinz bat den König sehr demüthig um Vergebung, und bat um die Rückgabe seines Federballs. Der König schlug es ihm ab; der Prinz bat noch beweglicher; aber der König war unerbittlich. Endlich wurde der kleine Mann böse, trat vor den König hin, stemmte die Arme unter, und sagte mit drohender Mine: Ich frage Sie, Ihro Majestät, ob Sie mir meinen Ball geben wollen oder nicht? — Der König griff lächelnd in den Schubsack, gab dem Prinzen den Ball, und setzte hinzu: Dir werden sie Schlesien nicht wieder nehmen. Du bist ein braver Jungel.

Ein vermögender Brauer hielt beym Könige um den Commercienrathstitel an. Zur Resolution bekam er neben seiner Supplik folgendes Randschreiben: Der Bauer wird ein Brauer. Ein Brauer nützt dem Staat, Nur nicht als Commercienrath.

Einst ließ der König den Schneider L. zu sich kommen, um sich einen neuen Rock zu bestellen. Der Schneider kömmt, wie Schneidermeister thun, prächtig ausgeputzt, und meldet sich beym

Kam-

Kammerhusaren. Dieser öffnet ihm die Thüren zum Zimmer des Königs. Der Schneider stellt sich an die Thüre, bringt Manschetten und Locken noch einmal in Ordnung, nimmt Scheere und Maaß in die Hand, und erwartet nun den Befehl, näher zu treten. Der König aber arbeitet beym Schreibtische im Hintergrunde des Zimmers, und scheint ihn nicht zu bemerken. Der Schneider steht eine Weile, der König bemerkt ihn noch nicht. Er fängt an zu husten. Der König schreibt immer fort. Der Schneider schneuzt sich, scharrt mit den Füßen. — Vergebens! der König bemerkt ihn nicht. Endlich wird dem Schneider bange; er schleicht sich sachte zur Thüre hinaus, und fragt den Kammerhusaren in dieser kritischen Lage um Rath. Gehn Sie nach Hause, sagte dieser, und ziehen Sie sich bescheidener an, und ich stehe Ihnen dafür, der König wird Sie bemerken. Der Schneider läuft, wirft sein Gallakleid ab, ziehet sich wie ein Handwerksmann an, und geht so zum Könige. Der Monarch sah, so wie das erstemal, durchs Fenster ihn ankommen, und gieng ihm freundlich und leutselig entgegen. Der gute Mann stand nun noch ängstlicher als das erstemal da, wurde aber dreister, als ihn der König so anredete: „Sein „Diener, mein lieber Schneider! — Nun wie „gehts ihm? Arbeitet er fleißig? „O ja, Eu. „Majestät. — „Geht er auch fleißig in die Kir„che? „Alle Sonntage zweymal. — „Lieset „er aber auch zu Hause in der Bibel? „Alle

„Tage

„Tage mein Kapitel. — Das ist gut. Nun
„so lese er doch einmal, wenn er nach Hause kömmt,
„im 8ten Kapitel des Propheten Daniel den 8ten
„Vers. — Freudig eilte dieser Schneider zur
„Thüre hinaus, theilte dem Kammerhusaren die
„Unterredung mit, und schwur, den von Sr.
„Majestät aufgegebenen Vers in der Bibel sogleich
„nachzuschlagen, ihn mit goldnen Buchstaben auf-
„zuschreiben, und ihn Kindern und Kindeskin-
„dern als ein Zeichen der Königl. Huld zu über-
„geben. Der Kammerhusar hatte eine Bibel bey
„der Hand. Der Schneider schlägt die Stelle
„auf, und liest mit Schaam und Schreck die
„Worte: Und der Ziegenbock ward sehr groß.
„Und da er aufs stärkste worden war, zerbrach
„das große Horn.

Einer von des Königs Bedienten, der nahe um seine Person war, ließ es sich auch einst in den Sinn kommen, in sehr eleganten Kleidern von den schönsten sanften Lieblingsfarben des Königs, vor ihm zu erscheinen. Der König that ebenfalls, als sähe er den Menschen nicht; bis dieser merkte, daß er dem Könige in diesem Anzuge mißfiel, und wieder in seinem gewöhnlichen simpeln Rock erschien. Da fragte ihn der König ganz freundlich: ob er ihm nicht sagen könne, was das für ein Thor in einem fleischfarbenen Rock gewesen sey, der sich seit etlichen Tagen in Sanssouci habe sehen lassen?

Etliche

Etliche von den gemeinen Mädchen, die als Hofdamen bey den Opernheldinnen mit auftreten müssen, baten den König, daß er ihnen gleich den übrigen bey der Oper angesetzten Personen, ein jährliches bestimmtes Gehalt geben möchte, weil sie von dem nicht leben könnten, was sie für ihre stumme Rolle bey jeder Oper bekämen. Der König schrieb zurück: „Ihr habt euch sehr falsch „an mich addreßirt. Dies ist eine Sache, die „Eure Kaiser und Könige angeht; an diese müßt „ihr euch wenden. Es ist ganz wider mein Principium, mich in Angelegenheiten fremder Höfe „zu mischen.“

Der General von — hatte einen ausserordentlichen Hang zu den Freuden unzüchtiger Liebe, und starb auch noch im siebenjährigen Kriege an den natürlichen Folgen seiner Ausschweifungen. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Franzosen durch einen glücklichen Ueberfall auseinander getrieben, und als ihn der König darauf in seinem letzten traurigen Zustande besuchte, sagte er lachend zu ihm: „Seht ihr wohl! die Franzosen „haben sich gerächt.“

Als einst der Churmärkische Adel darum anhielt, daß ihm doch Accise- und Zollfreyheit auf den Arrak und Rum möchte ertheilt werden, so setzte der König eigenhändig darunter: „Nein!

„Es schickt sich nicht für den Adel, daß er Brant-
„wein trinkt.“ Friedrich.

Da sich der König bey seinem Regierungsantritt in Schlesien huldigen ließ, erhob er, der hergebrachten Gewohnheit gemäß, unterschiedliche Personen in den Adelstand. Etliche Jahre nachher ritt ihm einer dieser Neugeadelten bey seiner Revüereise in Schlesien vor, und unterließ nicht, sich dem Könige so lange zu präsentiren, bis dieser auf ihn aufmerksam wurde, und ihn mit den Worten anredete: „Wer ist er?“ — Ich bin einer von denjenigen, welchen Ew. Majestät bey der schlesischen Huldigung in den Adelstand zu erheben die Gnade gehabt haben. „Die erste Pro-
„be ist schlecht gerathen“ sagte der König.

Der Kriegsrath — erhielt seinen Titel, um den er angehalten hatte, vom König; aber in die Resolution auf seine Bittschrift mußte auf ausdrücklichen Befehl des Königs eingerückt werden: „Der Titel würde ihm mit der Bedingung er-
„theilt, daß er sich nie unterstände, Sr. Maje-
„stät im Kriege einen Rath zu geben.“

Auf der Neumärkischen Prediger immediates Ansuchen, daß ihnen ihr Deputatkorn wieder wie vormals in natura gereicht werden möchte, und daß sie nicht die Bezahlung dafür nach der Kam-

mer-

mertaxe erhielten, ertheilte der König folgenden Bescheid: „Es muß bey der einmal hergebrach„ten Verfassung sein Bewenden haben. Wenn „heute hundert Prediger ihren Abschied nehmen, „so sind morgen tausend wieder in ihre Stelle zu „haben. — Der Soldat bekommt Brod, der „Prediger nährt sich mit himmlischem Manna, „der von oben kömmt; denn ihr Reich ist nicht „von dieser Welt. Petrus und Paulus haben „auch kein Deputatkorn erhalten, und im ganzen „neuen Testament ist kein Apostelmagazin zu fin„den. Potsdam den 12 May 1780. **Friedrich.**

Das auf königliche Kosten, nach dem Pallast des Kardinals Quirini zu Rom, gebauete Prediger- und Schulhaus in Potsdam, erhielt nur einen Eingang. Der Inspector und Diakonus suchten daher schriftlich beym Könige an, für einen jeden Prediger einen besondern Eingang machen zu lassen. Der König schrieb mit eigner Hand darunter: „Es ist nur eine Thür zum „Himmel."

Es vermuthete Jemand, bey einer Kasse in Stettin einen Defect entdeckt zu haben, und meldete dies aus Patriotismo dem Könige. Es wurde Revision gehalten, aber die Kasse war richtig. Man trug auf Bestrafung dieses Verläumders an, erhielt aber folgende Resolution: **Friedrich König** rc. Euer Gesuch vom 26 v. M. den

Denuncianten der Stettinschen Cassenunrichtigkeiten auf ein ganzes Jahr zur Vestung zu condemniren, finde ich in aller Absicht unbillig, und kann ich selbigem nicht willfahren; ich bin arm wie Hiob, bin von dem von Goerne betrogen, und von andern werde ich belogen und hintergangen, dabey muß ich so viele meiner Unterthanen erhalten; wenn ich nun hierzu sehr vieles Geld gebrauche, und jemand sich findet, der mich für Betrügereien, die mir so vieles Geld wegnehmen, warnet, und mir solche entdecket, so würde ich gegen diesen meinen Freund ungerecht seyn, wenn ich seinen wohlgemeynten Willen so undankbar erwiedern wollte. Inzwischen damit auch ihr keinen Grund zu Beschwerden habt, will ich ihn bestrafen, doch wird ein leidlicher Arrest von 14 Tagen hinreichend seyn. Wornach ihr Euch zu achten. Potsdam rc. **Friedrich.**

Da einmal Verräther entkommen waren, war ihr Entkommen dem verstorbenen König nicht unangenehm. Denn da der König die Blutgerichte verabscheuete, welche nach den Gesetzen für den Hochverrath bestimmt sind, denn nach der Sentenz sollten sie im Bildnisse geviertheilt werden. „Das mag immer geschehen, sagte der König, als „er das Urtheil unterzeichnete, denn die Portraits „werden vermuthlich eben so wenig taugen, als „die Originale.“

Merk.

Merkwürdige Rede des Königs, welche er an seine alten Generale hielt, als er am 5 April 1778. die Revüe gehalten hatte, und nun im Begriff stand, den bayrischen Erbfolgekrieg zu unternehmen. „Meine Herren! Ich habe Sie „hier alle zu einem gemeinschaftlichen Zweck ver„sammelt. Die meisten unter Ihnen haben, so „wie ich selbst, miteinander gedient, und sind im „Dienst unsers Vaterlandes grau geworden; wir „alle wissen also am besten, an was für Gefah„ren, Arbeiten und Ruhm wir insgesamt Antheil „genommen haben. Ich zweifle gar nicht, daß „Sie alle, so wie ich, einen Abscheu vor dem „Blutvergießen haben; aber die Gefahr, die un„sern Ländern itzt droht, macht es uns nicht allein „zur Pflicht, sondern setzt uns auch in die unver„meidliche Nothwendigkeit, die geschwindesten „und wirksamsten Maaßregeln zu ergreifen, den „Sturm der über uns auszubrechen droht, zu „rechter Zeit zu zerstreuen. Ich verlasse mich „ganz auf Ihren mir von sonst her bekannten „rühmlichen Diensteifer, und werde ihn gewiß „zeitlebens mit dem innigsten Vergnügen erken„nen. Vor allen Dingen empfehle ich Ihnen, „und mache es Ihnen zur heiligsten Pflicht, daß „Sie in jedem Zustande an den Feinden Leutse„ligkeit ausüben, und auf die strengste Disciplin „Ihrer unterhabenden Corps eine unabläßige „Aufmerksamkeit haben. — Ich wünsche zwar „nicht mit dem Pomp eines Königs zu reisen — „daß ich keinen Wohlgefallen an reichen Equipa-

„gen habe, wissen Sie alle; aber mein zunehmendes Alter und meine Schwachheit machen „mich unfähig zu reiten, wie ich in meiner Jugend gethan habe; ich werde mich also einer „Postchaise bedienen müssen. Aber am Tage der „Bataille sollen Sie mich zu Pferde sehen."

Unter den unzähligen Wohlthaten, die der verstorbene König seinen Ländern weiland bezeigte, gehört auch die, daß er die abgebrannte Stadt Greifenberg wieder aufbauen ließ. Die Einwohner dieses Städtchens sandten Abgeordnete nach Hirschberg, um dem Könige bey seiner dortigen Durchreise für diese große Gnade zu danken. — „Ihr habt gar nicht nöthig, mir deswegen zu „danken, antwortete der gütige König, es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen. Dafür bin ich da, „dafür bin ich da!"

Der jetzige Inspector Mylius in Fehrbellin fand unter verschiedenen Manuscripten, die sein Vater hinterlassen hatte, einen ansehnlichen Wechsel, den der König noch als Kronprinz ausgestellt hatte. Er entschloß sich, diesen Wechsel unmittelbar an den König zu überschicken, und begleitete ihn mit folgendem Schreiben: Die Inlage habe ich unter den Papieren meines Vaters gefunden. Ich weiß nicht, ob es durch dessen Nachläßigkeit geschehen ist, daß diese Verschreibung

nicht

nicht vernichtet worden, oder was es sonst für eine Beschaffenheit hat; und überlasse sie daher Ew. Königl. Majestät gnädigster Disposition ꝛc. — Der König, dem wahrscheinlich diese feine Wendung gefiel, antwortete dem Prediger in sehr gütigen Ausdrücken, und sagte: „daß Er sich des „Empfangs der im Wechsel benannten Summe „wohl erinnere, und wenn auch dabey ein Irr„thum vorgehen sollte, so sey es billiger, daß Er „den Schaden trage, als ein anderer. Er habe „deshalb schon Befehl gegeben, daß ihm das Ka„pital mit den Zinsen ausgezahlt werden solle. —

Bey des Königs letzter Reise nach Preussen 1784. hatte der dortige Präsident Herr von Massow eine gnädige und rührende Audienz. Der Hauptinhalt der Rede des Königs war folgender: Ich habe ihn zum Präsidenten gemacht, und ich muß ihn also auch wohl kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justizkommissarius in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht alles bestreiten, und muß daher solche Leute haben, wie er ist, die andern zu ihren Rechten verhelfen. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir; denn ich muß nicht allein von allem Bösen, was ich thue, sondern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch er. Er muß durchaus unpartheiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sey Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört er, das sage ich ihm, sonst sind wir geschiede-

ne Leute! — Hat er Güter? — Nein, Ihro Majestät! — Will er welche kaufen? — Dazu habe ich kein Geld Ew. Majestät — Gut, so weiß er, was Armuth ist, und so muß er sich um so vielmehr der Bedrängten annehmen! u. s. f.

Der König gab bey allen Gelegenheiten das Beispiel der Schonung, womit er seine Unterthanen behandelt wissen, und für Bedrückung geschützt haben wollte: er sorgte für alle Arten von Erleichterung, welches die landesherrlichen Dienste nur gestatten. Ein Auszug aus dem Vorspannreglement, das vielleicht Wenigen, ausser denen, welche besonders dabey intereßiret sind, bekannt geworden ist, wird dieses beweisen. — „Die vorspannenden Unterthanen sollen nicht schuldig seyn, weiter zu fahren, als ihre Station gehet, auch nicht geschwinder, als in zwo Stunden anderthalb deutsche Meile; auch sollen die Pferde nicht übertrieben, und nicht mit Gepäck überladen werden, vielweniger soll dem Reisenden erlaubt seyn, durch seinen Bedienten fahren, oder die Pferde schlagen zu lassen. — Wenn der Reisende zwölf Stunden später anlangt, als die Pferde für ihn bestellt sind, so brauchen diese nicht länger zu warten, sondern der Inhaber des Passes muß alsdann auf eigene Kosten sich weiter fortschaffen.“ — Kein fühlendes Herz wird in dieser Verordnung den Vater seines Landes verkennen.

Der

Der König theilte, wie bekannt, im siebenjährigen Kriege, welcher im Jahr 1756. angieng und 1763. sich endigte, alle Gefahren, alle Unbequemlichkeiten mit dem gemeinsten Soldaten. Einst marschirte der König mit den Grenadieren seiner Garde bis tief in die Nacht hinein. Es wurde endlich Halt gemacht, und der König stieg vom Pferde, und sagte: „Grenadiere, es ist kalt! zündet ein Feuer an!“ Dieses wurde sogleich gemacht. Der König wickelte sich in seinen blauen Mantel, und setzte sich auf einige Stücken Holz zum Feuer, und um und um neben ihm lagerten sich seine Grenadiere. Endlich kam auch Ziethen, und setzte sich zum König auch auf ein Bündchen Holz. Beide waren sehr ermüdet, und schliefen sanft ein; der König aber schlug sehr oft die Augen auf, und als er bemerkte, daß Ziethen von seinen Sitz heruntergerutscht war, und daß ihm ein Grenadier ein ander Bündchen Holz unter den Kopf legte, rief der König ganz leise: „bra„vo! der alte Mann ist müde! —“ Bald nachher sprang ein andrer Grenadier noch halb im Schlafe auf, und zündete sich beym Feuer seine Tabakspfeife an, stieß aber unvorsichtigerweise an Ziethens Fuß. Der gute König, der seinem Generale so gern ein wenig Ruhe gönnte, richtete sich geschwind auf, winkte mit der Hand, und sagte mit leiser Stimme: „St! Grenadier! „wecke mir den Ziethen nicht auf, er ist sehr müde!“ Eben dieser General Ziethen schlief auch einst bey der Tafel des Königs, und wie ihn jemand auf-

wecken wollte, sagte der König: „Laßt ihn schla-
„fen, er hat lange genug für uns gewacht.“ —

Ein Officier schrieb aus Frankfurt an der Oder zween Tage vor der Schlacht bey Zorndorf folgendes: „Der König rückte gestern mit uns hier „ein. Er ritt durch die Stadt voran, und die „Kavallerie folgte mit entblößtem Säbel. Nie„mand wußte, ob man sich hier aufhalten, oder „nur durchmarschiren würde. Plötzlich rufte der „König, als er vor das Haus einer Prediger„wittwe kam: “Halt! schickte einen Adjutanten hinein, und ließ sagen: er wolle da logiren. Die Wittwe erschien sogleich selbst, entschuldigte sich demüthig, daß ihre Wohnung zu unwürdig sey, einen so großen Monarchen aufzunehmen, weil sie nur ganz kleine schlechte Zimmer habe. Der König hob sie mit eigenen Händen von der Erde auf, sagte ihr ganz freundlich: sie solle nur das erste beste Zimmer hergeben. Sie that es, und er trat hinein. Bald aber kam er wieder vor die Hausthüre, lehnte sich an den Thürpfosten, und kommandirte: Marsch! — In der Zeit, da die Truppen vor dem Könige vorbey defilirten, hörte man sehr deutlich jeden feindlichen Schuß auf Küstrin. Ich bemerkte, daß der König bey jedem Schusse eine Prise Tabak nahm, und man sah selbst durch die seltne Standhaftigkeit, welche den Charakter dieses unbegreiflichen Helden auszeichnet, die Empfindung des Mitleidens über

das Schicksal der unglücklichen Stadt, und bange Ungeduld, ihr zu helfen, hervorschimmern. Als die Truppen ihre Quartiere bezogen hatten, aß der König mit dem Prinz Moritz von Anhalt-Dessau und dem General Seidlitz eine Kalteschale. Dann wurden die Ordres wegen des Aufbruches am folgenden Morgen ertheilt. Zwo Stunden nachher aber liefen durch einen Spion andere Nachrichten ein, und wir brachen schon früh um zwei Uhr auf. Bis zu dieser Zeit saß der König mit vorgedachten beiden Herren in seinem Zimmer an einem kleinen runden Tischgen, und schrieb. Um zwei Uhr stieg er wieder zu Pferde. So wenig rastete der Schutzengel und Rächer der Seinen, und so marschirten wir in einem Zuge auf Küstrin los.

Im Jahr 1757. den 18ten Junius war die unglückliche Schlacht bey Kollin. Was nur die ungestümste und wohlgeordneste Tapferkeit, die unverbesserlichste Disciplin, durch das Andenken so vieler Siege beseelt, vermochte, das thaten die braven Preussen bey dieser Gelegenheit. Siebenmal wiederholten sie den Angrif. In keiner ihrer siegreichen Schlachten hatte sich ihre Tapferkeit glänzender gezeigt. Zuletzt that der König an der Spitze seiner Kavallerie noch einen wüthenden Angriff. Alles ward versucht, aber alles unglücklich! Der Mangel einer hinlänglichen zahlreichen Infanterie, auf einem Terrain, wo sie von der Kavallerie nicht unterstützt werden konnte,

der Mangel einer gleich starken Artillerie, die vortheilhafte Situation des Feindes, ihre übermäßig starke Anzahl, ihre anhaltende Tapferkeit, ihr Anführer Daun, nöthigten endlich den König, das Schlachtfeld zu räumen.

Ungeachtet nun dieses Treffen verloren war, und er sich seinem edelmüthigen eignen Geständniß nach, diese Niederlage größtentheils selbst zugezogen hatte; so stieg doch, nach dem Urtheil aller Einsichtsvollen, sein Ruhm noch höher, wegen der edlen Freymüthigkeit, womit er seinen Irrthum erkannte, wegen der Standhaftigkeit, womit er sein Unglück ertrug, und wegen der erstaunenswürdigen Meisterstreiche des Genies und des Heroismus, wodurch er seinen Verlust wieder zu ersetzen wußte. Wie frey seine große unbezwungene Seele noch immer blieb, zeigt unter andern der Brief, welchen er zwei Tage nachher an den Lord Marschall schrieb, und der zugleich alles enthält, was man zum Ruhm des Siegers und zur Entschuldigung der Ueberwundenen sagen kann. —

„Die kaiserlichen Grenadiere sind ein unver„gleichliches Korps: hundert Kompagnien ver„theidigten eine Anhöhe, welche meine beste In„fanterie nicht einnehmen konnte. Ferdinand, „der sie anführte, griff siebenmal an, aber verge„bens. Das erstemal bemächtigte er sich einer „Batterie, welche er aber nicht behaupten konnte. „Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen „und wohlbedienten Artillerie. Sie macht dem

„Lich-

„Lichtenstein Ehre. Ich hatte zu wenig Infan-
„terie. Meine ganze Kavallerie war zugegen
„und stand müßig, einen einzigen Angriff aus-
„genommen, den ich mit meiner Gensd'armerie
„und etlichen Kanonen machte. Ferdinand rückte
„an, ohne zu feuern, dagegen sparten die Feinde
„ihr Feuer nicht. Sie hatten zwo Anhöhen, zwo
„Verschanzungen, und eine erstaunliche Artillerie
„bey sich. Verschiedene von meinen Regimen-
„tern wurden zusammengeschossen. Heinrich that
„Wunder. Ich zittere künftig für meine Brü-
„der, sie sind zu kühn. In Wahrheit, ich muß
„mehr Infanterie haben. Das Glück, mein lie-
„ber Lord, flößet uns oft ein schädliches Vertrauen
„ein; 23 Bataillons waren nicht hinlänglich,
„60000 Mann aus einem vortheilhaften Posten
„zu vertreiben. Ein andermal wollen wir unsre
„Sachen besser machen. Das Glück hat mir
„diesen Tag den Rücken zugekehrt. Ich hätte es
„vermuthen sollen; es ist ein Frauenzimmer, und
„ich bin nicht galant. Es erklärte sich für die
„Damen, die mit mir Krieg führen.—

„Was sagen Sie zu diesem Bündnisse wider
„den Markgrafen von Brandenburg? Wie sehr
„würde der große Friedrich Wilhelm erstaunen,
„wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oestrei-
„chern, fast ganz Deutschland und hundert tau-
„send Franzosen im Handgemenge sehen sollte!
„Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande seyn
„wird zu unterliegen, aber das weiß ich, daß es
„keine Ehre seyn wird, mich zu überwinden.“—

Es gehört ein nicht gewöhnlicher Verstand dazu, auf eine solche Art über seine eigne Handlungen zu urtheilen. Der Wechsel des Glücks dienete dazu, den König auch in dieser Lage kennen zu lernen. Sein Betragen darin entwafnete den Tadel, und vermehrte die Zahl seiner Bewundrer. Man hört nicht ohne Theilnehmung das homo sum etc. aus dem Munde eines grossen Mannes.

Und wie bereitwillig war er, Jedem Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der an irgend einem Vortheil Antheil hatte. Nach der Schlacht bey Zorndorf sagte der Englische Gesandte Mutschel: Der Himmel hat Ew. Majestät wieder einen schönen Tag gegeben. „Ohne Seidlitz, „antwortete der König, „würde es schlecht aussehen.“---

---

Als im Jahr 1757. die Oesterreicher, nach einer Belagerung vom 27 Oct. bis zum 11 Nov. die sie mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten und großem Verlust betrieben, Schweidnitz erobert, und die Preußische Besatzung von 4000. Mann gezwungen hatten, sich zu Kriegsgefangenen zu ergeben, ereignete sich nachher ein Vorfall, der in Hinsicht des Enthusiasmus, womit die Preußischen Truppen für ihren großen König beseelt waren, höchst merkwürdig ist. Die in Oesterreichische Gefangenschaft gerathene schweidnitzsche Besatzung war sehr unwillig über eine Kapitulation, die ihr die Hände band, ihrem Vaterlande und ihrem Könige

Könige zu dienen. Als die Oesterreicher sie zur Gefangenschaft wegführten, hörten sie von ungefehr vor dem Siege, welchen ihr König bey Roßbach erfochten hatte. Entflammt von dieser Nachricht, fielen sie einmüthig die Eskorte, welche sie führte und eben nicht sehr stark war, an, und zerstreuten sie gänzlich. Nachdem sie sich so befreyt hatten, marschirten sie weiter, ungewiß wohin, in der Hofnung, irgendwo ein Korps preußischer Truppen anzutreffen; ihr Glück führte sie so, daß sie gerade auf die Armee stießen, welche der König selbst kommandirte. Groß war die Freude auf beiden Seiten über diese unerwartete Zusammenkunft, da die Gefangenen nichts von dem Marsch ihres Königs nach Schlesien, der ein Meisterstück von Schnelligkeit und Klugheit war, gehört hatten. „Willkommen meine brave Kinder!“ rief ihnen der König zu, und dieser glückliche Zufall schien eine Vorbedeutung für den künftigen Sieg zu seyn, welchen der König gleich nachher bey Leuthen erfochte.

Anekdote. Der Stock, welchen der höchstselige König gewöhnlich trug, hat der jeztregierende König in Allerhöchster Person, der verwittweten Königin zum Geschenk zu überreichen geruhet. Ihro Königl. Hoheit die Prinzeßin Amalia hat die Tasse, aus welcher der Hochsel. König gewöhnlich zu trinken pflegte, und den Stuhl, auf welchem der König beym Absterben gesessen, vom jezt-

jeztregierenden König zum Geschenke erhalten. Der verstorbene König hinterließ bey seinem Tode viele hölzerne kleine Dosen, welche dem Kammerhusaren Schörling zufielen. Die Prinzeßin Amalia ließ diesen um eine solche Dose ersuchen, und erhielt die Dose, welche der verstorbene König gebraucht hatte, wofür die Prinzeßin den Kammerhusaren mit sechzig Friedrichsd'or beschenkte.

Bey der Vertheidigung der Vestung Küstrin waren große Fehler vorgegangen. Als sich der Kommandant dieshalb beym König entschuldigte, antwortete er, ohne allen Verdruß ganz ruhig: „Der Fehler liegt freylich an mir selbst; warum „habe ich Ihn zum Kommandanten gemacht!“

Als im Jahr 1761. Schweidniß zum zweiten Mal, in Betracht der Beschaffenheit der Vestungswerke, auf eine unerklärbare geschwinde Art wieder in die Hände der Oesterreicher gerieth, war der König in den ersten Bewegungen, die dieser ausserordentliche und unangenehme Zufall in ihm hervorbrachte, geneigt, dem Gouverneur der Verrätherei zu beschuldigen: aber er war zu edelmüthig, nur auf eine kurze Zeit einen solchen Verdacht gegen einen solchen Officier zu hegen, der ihm bis dahin mit aller Treue gedient hatte; und der leicht durch einen Angriff von der ungewöhnlichen

lichen Art, welchen der König selbst so wenig, als der General von Zastrow, damaliger Kommandant der Vestung, geargwohnt hatte, überrumpelt seyn konnte. Er faßte sich den Augenblick wieder, und sagte lächelnd: „Das ist ein widriger „Streich! wir müssen ihn wieder zu verbessern „suchen.“ An den General von Zastrow schrieb er: „Ihr schreibt mir, was Franz der Erste nach „der Schlacht bey Pavia an seine Mutter schrieb: „Wir haben alles verlohren, nur unsre Ehre nicht. „—Da ich nicht begreifen kann, wie die Sache „zugegangen ist, so verschiebe ich mein Urtheil; „gewiß ist der Vorfall aber ganz ausserordentlich.“ —Er hielt Wort. Mit unglaublicher Thätigkeit verbesserte er es, sagt der berühmte Engländer Burke von ihm.

Die meisten Helden der alten und neuen Geschichte, fanden eine Lust daran, sich in dem Fache häufig zu zeigen, in welchem sie sich bewußt waren zu glänzen. König Friedrich II. war einer der größten unter ihnen: aber sein mildes Herz zog die sanfteren Künste des Friedens vor; sein natürlicher Hang gieng zum stillen Philosophen über; er verabscheute das Blutvergiessen, und nach der Bataille bey Leuthen, die so glorreich für ihn war, sagte er, als er das Schlachtfeld sahe: „Wann werden meine Qualen sich enden!“ Er sagte es in einem wehmüthigen Ton, mit nassem Blick, wie diejenigen bezeugen, die bey ihm

gewesen sind. — Als er nachher Breslau eingenommen hatte, schrieb Er an die Kaiserin Königinn, und erwähnte darin des letzten Sieges bey Leuthen folgendermaßen:

„Ew. Majestät hatten zwar etwas Vortheil „in Schlesien, er war aber nicht von langer Dauer, „und die letzte Schlacht ist mir wegen des vielen „dabey vergossenen Blutes noch schrecklich. Ich „habe meinen Sieg genutzt und Breslau einge„nommen, ich hoffe auch Schweidniz wieder in „meine Gewalt zu bekommen, so daß ich im „Stande seyn werde, in Böhmen und Mähren „einzurücken. — Ueberlegen Sie dieses, meine „Cousine, lernen Sie einsehen, wem Sie sich „vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr „Land ins Verderben stürzen, daß Sie an Ver„giessung so vielen Blutes Ursache sind, und daß „Sie denjenigen nicht überwinden können, der, „wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, „so, wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ih„nen Europa hätte zittern machen können. Ich „schreibe dies aus dem Innersten meines Her„zens, und wünsche, daß es Eindruck machen „möchte. — Wollen Sie aber die Sache aufs „Aeußerste treiben, so werde ich alles versuchen, „was mir meine Kräfte verstatten. Wenn Ih„nen Ihre Bundesgenossen so beystehen, wie es „ihre Schuldigkeit ist, so sehe ich voraus, daß „es um mich wird gethan seyn; allein es wird „mich rechtfertigen, daß ich einen Mit-Churfür„sten von der Unterdrückung habe retten wollen,

„daß

„daß ich zur Vergrößerung des Hauses Bourbon „nichts beigetragen, und daß ich zweien Kaise„rinnen und dreien Königen widerstehen mußte.“

Eben so beweiset auch des Königs Brief an den König Stanislaus, als dieser seine Hauptstadt Nancy zum Versammlungsort der Friedensunterhändler angeboten hatte, daß er mit Widerwillen einen verderblichen Krieg fortsetzte. Hier ist er: „Mein Herr Bruder! Ich verehre die„ses Anerbieten mit der größten Dankbarkeit, „und würde es herzlich gern annehmen; alle Hand„lungen, welche unter Ew. Majestät Obhut voll„zogen werden, müssen glücklich ablaufen. Al„lein nicht jedermann empfindet so friedliche Ge„sinnungen. Die Höfe von Wien und Peters„burg haben auf eine besondere Art die Vorschlä„ge verworfen, die der König von England und „ich gethan haben. Vermuthlich werden sie auch „den König von Frankreich zur Fortsetzung des „Krieges bewegen, von dem sie sich den glücklich„sten Erfolg versprechen. Sie werden also auch „allein Schuld an dem Blute seyn, welches noch „fliessen wird. Hörten doch alle Fürsten, wie „Ew. Majestät, die Stimme der Menschenliebe, „der Güte und der Gerechtigkeit, die Welt wür„de nicht länger ein Schauplatz der Verheerun„gen, des Mordens und des Feuers seyn. Ich „bin mit den Gesinnungen der größten Hochach„tung, mein Herr Bruder, Ew. Majestät guter „Bruder Friedrich.

Als Stanislaus Augustus im Jahr 1764. den Pohlnischen Thron bestieg, erhielt er Glückwünschungsschreiben von allen Höfen. Das merkwürdigste ist das vom König von Preussen, welches dieser edle Meister in der Regierungskunst eigenhändig an ihn schrieb. Nichts kann glorreicher seyn, als Mittheilung solcher Gedanken und Gesinnungen in einem Briefwechsel zwischen Regenten. Hier ist der Brief: „Ew. Majestät „müssen bedenken, daß da Sie Ihre Krone durch „Wahl und nicht durch Geburt erhalten haben, „die Welt aufmerksamer auf Ihre Handlungen „seyn wird, als auf die Handlungen irgend eines „andern Potentaten in Europa; und das ist nicht „mehr wie billig. Da letzteres blos eine Wir„kung der Verwandtschaft ist, so erwartet man „von einem solchen nicht mehr (wiewohl vielmehr „zu wünschen wäre) als das, womit die Menschen „gewöhnlich begabt sind; aber von dem, welcher „von seines gleichen, von einem Unterthan zum „König erhoben worden, von dem, welcher frei„willig gewählt worden, über die zu regieren, die „ihn wählten, erwartet man alles, was nur irgend „eine Krone verdienen und zieren kann. Dank„barkeit gegen sein Volk ist die erste Tugend eines „solchen Monarchen: denn ihm allein, nächst der „Vorsehung, hat ers zu danken, daß er Monarch „ist. Ein König durch Geburt, der seines Stan„des unwürdig handelt, ist blos eine Satire auf „sich selbst; aber ein gewählter König, der seiner „Würde nicht gemäß handelt, beschimpft auch sei-

„ne

„ne Unterthanen. Ew. Majestät werden gewiß „diese Wärme verzeihen. Sie ist eine Wirkung „der aufrichtigsten Achtung. Der liebenswür- „digste Theil des Gemäldes ist nicht so sehr eine „Lehre, was sie seyn sollten, als eine Prophezei- „hung, was Sie seyn werden u. s. w. —

In einer katholischen Stadt in Schlesien entdeckte man, daß von den silbernen Opfern, die der Maria gebracht waren, verschiedne fehlten. Nach vielem Forschen bemerkte der Küster einen Soldaten, der bey dem Gottesdienst immer der erste und letzte in der Kirche zu seyn pflegte. Man hielt ihn daher einst beym Herausgehen an, und fand wirklich verschiedene von den geopferten Sachen bey ihm. Dieser Ueberführung ungeachtet leugnete er dennoch, daß er solche entwendet habe. und behauptete: die heilige Jungfrau Maria, an die er sich in seiner Noth wendete, brächte ihm diese Silberstücke.

Diese Ausflucht achtete man aber nicht, sondern erkannte ihn im Kriegsrecht eine harte Strafe zu. Als das Urtheil zur Bestätigung an den König kam, ließ dieser etliche römischkatholische Prediger fragen: ob nach den Lehrsätzen ihrer Kirche ein solcher Fall möglich sey? Sie antworteten einstimmig: Wunderwerke wären zwar äußerst selten, dennoch nicht ganz unmöglich, worauf der König unter das Urtheil schrieb: „Der vorgebliche Uebelthäter wird von der Strafe losge-

„sprochen, da er zumal den Diebstahl zu leugnen „beharrt, und nach der Erklärung der Theologen „seiner Kirche, das gewirkte Wunderwerk nicht „unmöglich ist. Allein für die Zukunft verbiete „ich ihm bey harter Strafe, weder von der heili„gen Jungfrau, noch von irgend einem andern „Heiligen etwas mehr anzunehmen.“ **Friedrich.**

Als der König von seiner vorletzten sehr heftigen Krankheit wieder hergestellt war, bekam einer der vornehmsten Gesandten von seinem Hofe den Auftrag, dem Könige zu seiner Genesung Glück zu wünschen. Der König antwortete ihm darauf: „Ich danke für den Antheil, welchen Ihr „Herr an meinen Gesundheitsumständen zu neh„men beliebt. Was das Reich und dessen pa„triotische Fürsten betrift, so sind mir letzterer gu„te Gesinnungen vom Kleinsten bis zum Größten „bekannt, und ich weiß auch gar wohl, wie sehr „sie Ursach haben, zu wünschen, daß ich mit dem „Kopfe oben bleibe. Indes ist es bey meinen „alten Tagen mir ein großer Trost und Soula„gement, zu wissen: **daß wann und wo ich aufhöre, Friedrich Wilhelm mein Nachfolger seyn wird.**

Nach dieser großen Krankheit schrieb der König folgenden Brief an den berühmten d'Alembert. — „Diesesmal mein lieber d'Alembert,

„und

„und wenn Sie mich lieben, dürfen Sie sich im-
„mer ein wenig freuen, daß ich so glücklich dem
„Tode entgangen bin. Das Podagra wagte
„vierzehn sehr starke Angriffe auf mich, und es
„war viel Standhaftigkeit und Naturstärke nö-
„thig, so vielen schmerzhaften Angriffen auszu-
„weichen; nun lebe ich wieder für mich, für mein
„Volk, für meine Freunde, und noch ein Bis-
„chen für die Wissenschaften; denn ich kann wohl
„sagen, daß mir so viel schlechtes Zeug, das Sie
„mir aus Frankreich schicken, den Geschmack am
„Lesen ganz verdorben hat. Ich bin ein alter
„Mann, und es würde sich für mich sehr wenig
„schicken, mit solchen Gecken zu faseln. Ich lie-
„be das Gründliche, und wenn ich wieder jung
„werden könnte, so würde ich ganz gewiß von den
„Franzosen ein Apostat werden, und mich auf die
„Seite der Engländer und Deutschen schlagen.
„Ich habe sehr viel erlebt, mein lieber d'Alem-
„bert, ich habe erlebet, daß päpstliche Soldaten
„meine Uniform tragen, daß die Jesuiten mich
„zu ihrem General erwählt haben, und daß Vol-
„täre wie ein altes Weib schreibt. Neues kann
„ich Ihnen wohl wenig schreiben, ums Politische
„bekümmert sich ein Philosoph, wie Sie, nicht,
„und meine Akademie altert zu sehr, als Ihnen
„etwas Beträchtliches liefern zu können. Ich
„bin zum zweiten Male wider die Prozesse zu Fel-
„de gezogen, und würde stolzer als Perseus seyn,
„wenn ich die Kabale dieser vielköpfigen Drachen
„noch am Ende meiner Laufbahn tödten könnte.

 „Sie

„Sie haben einen sehr guten König, mein lieber „d'Alembert, ich wünsche Ihnen dazu von Her„zen Glück. Ein weiser und tugendhafter König „ist furchtbarer als ein tapferer. Ich hoffe Sie „auf den Frühling bey mir zu sehen. **Friedrich.**

Im Jahr 1785. legten zwey vornehme Generale im Frühjahre dem Könige zu Potsdam die Liste der Truppenaugmentation vor. Der König sagte hierauf: „So gesund, meine Herren, ich auch aussehen mag, so sind die Zufälle und kränklichen Umstände doch so häufig, schnell und verschieden bey mir, daß ich immer glaube, es sey der letzte Augenblick."

„Ich habe indeß alles verordnet. Auch die Manoeuvres, die zu Berlin im Monat May bey der Generalrevüe executirt werden sollen, reiche ich Ihnen hiermit ein, und muß ich Ihnen hierbey sagen, daß ich um jene bestimmte Zeit, wenn ich nicht ganz bettlägerig bin, mich in meinem Reisewagen setzen, und an der Spitze meiner Armee die Musterung um so vielmehr selber vornehmen werde, als ich dadurch denen Fremden Gelegenheit verschaffe, daß sie von meinen Gesundheitsumständen und Wohlseyn sich selbst überzeugen können."

Es war der König besonders leutselig gegen seine Bediente, und dies bewies er auch in seiner

letzten

letzten Krankheit. „Als der König einst in der Nacht aufwachte, (rufte er den im Vorzimmer stehenden Bedienten, und fragte ihn, wie viel es an der Uhr sey?— Es hat zwei geschlagen, erwiederte dieser. — Noch sehr früh! sagte der König, aber ich kann nicht schlafen! Sieh doch einmal ob meine Leute munter sind, wecke sie aber ja nicht auf, denn sie sind müde. Wenn du aber Neumann (der Name seines Kammerhusaren wachend findest, so sage nur: ich glaube wohl, der König wird bald aufstehen. Wecke aber niemanden auf!“—

Während dieser seiner letzten Krankheit hatte der König viel unruhige Nächte, und alsdann pflegte er sich gewöhnlich mit denjenigen seiner Bedienten zu unterhalten, der so eben die Wache bey ihm hatte. In einer solchen schlaflosen Nacht fragte er den wachthabenden Bedienten, wie hoch es an der Uhr sey? Zwölf Uhr antwortete dieser. Ach, sprach der König, ich kann gar nicht schlafen, erzähle mir doch was! — Der gute Bediente, ein junger ehrlicher Pommer, konnte freilich seinen Monarchen nicht unterhalten, deswegen gab ihm der König gleich Stoff, und fragte ihn weiter: Wo bist du her? — Aus einem Dorfe aus Hinterpommern. Hast du noch Eltern? — Noch eine alte Mutter. — Wovon ernährt sie sich? — Vom Spinnen. Wie viel verdient sie täglich damit? — Alle Tage ihre

sechs Dreier. — Davon kann sie sich wohl nicht viel zu Gute thun? — Hm! in Pommern ists wohlfeil leben. — Hast du ihr denn noch nichts geschickt? — O ja, ich habe ihr schon einigemal ein paar Thaler geschickt. — Da hast du brav daran gethan, sagte der König, du bist ein guter Junge. — Mit mir hast du auch so viel Mühe; aber gedulde dich nnr. Ich werde dir auch was sammeln, wenn du hübsch artig bist. Und so entließ er diesen jungen Menschen. —

Als nach etlichen Tagen die Wache wieder an dem Pommer war, ließ ihn der König vor sich treten und sagte zu ihm: „Geh nach dem Fenster hin, da liegt etwas, das hab ich für dich gesammelt.“ Hier lagen mehrere Goldstücke, und der Bediente war verlegen, ob er sie alle nehmen sollte. Er nahm darum nur etliche, und sagte zum König, ich soll doch nur diese (indem er die Hand öfnete und zeigte) haben? — Nein, antwortete der König, „du sollst sie alle haben, und deiner Mutter habe ich auch was geschickt!“ Dieser letzten Sache wegen erkundigte sich der ehrliche Bediente hernach beym Cabinetsrath, und hörte zu seiner Freude und Erstaunen, daß der König seiner Mutter zeitlebens hundert Reichsthaler ausgesetzt habe.

Als sich der König etliche Tage incognito in Amsterdam aufhielt, wollte Er einen Banquier, der ihm eine ansehnliche Summe auszuzahlen hatte,

hatte, selbst sprechen. Der König ging zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hause. Die Frau des Banquier sagte: ihr Mann würde bald wieder kommen; wenn er sonst wollte, könnte er ihn in einem Zimmer, das sie ihn aufschliessen würde, erwarten. Der König, der sich der Frau nicht zu erkennen gab, nahm den Vorschlag an, versah sich aber keinesweges des Kompliments, das sie ihm machte. Die Frau ersuchte ihn höflich, die Schuhe vor der Thür auszuziehen. Der König mochte sie, so viel er immer konnte, auf der Fußdecke vor dem Zimmer abwischen, er mußte sich dennoch der verlangten Ceremonie unterwerfen. Seine Begleiterin war nicht so gefällig, ihm Gesellschaft zu leisten, sondern ließ ihn allein.

Nicht lange darnach kam der Banquier; dieser erstaunte nicht wenig, den König in seinem Hause anzutreffen; er dachte aber vor Schrecken umzufallen, da er ihn ohne Schuhe sah. Er fiel ihm zu Füßen, und bat für seine Frau um Verzeihung. Warum gaben sich Ew. Majestät nicht zu erkennen? — „Ich sollte mich zu erkennen gegeben haben, sagte der König? o davor habe ich mich wohl gehütet; denn der König von Preussen hätte mich sicher nicht von der kleinen Ceremonie befreiet.“ — Der König hatte Recht. Die Frau des Banquier ward gerufen: Was hast du angegeben? sagte der Mann, und zeigte ihr den König! wirf dich Sr. Majestät zu Füssen, und bitte denselben deine Unart ab. — Was? sagte sie, bey meiner Treue! ich kann ihm nicht

helfen; da muß König und Königin dran. Ziehe ich die Schuhe doch wohl ab, da mir doch das Zimmer gehört. — „Sie haben auch vollkommen Recht;“ sagte der allergütigste König; — und zum Banquier: „Nun, mein Herr, sehen Sie wohl? — ich wußte es, daß ich nur durch meine Folgsamkeit und Beibehaltung des Incognito dem Könige von Preussen eine Beschimpfung ersparen würde.“

Man wird über die Dreistigkeit erstaunen, die einst einer seiner Bedienten hatte, und noch mehr über des Königs Nachsicht. Dieser Bediente hatte es nämlich so arg gemacht, daß der König ihm eine Ohrfeige gab, und seine Haare dabei etwas in Unordnung brachte. Der Bediente stellte sich hierauf in des Königs Gegenwart vor einen Spiegel, und fing an seine Frisur in Ordnung zu bringen. „Schurke, was unterstehst du dich!“ Ew. Majestät, ich wollte nicht gern die Leute in der Vorkammer sehen lassen, was zwischen uns Beiden vorgefallen ist. — Hierüber mußte der König lachen, und ging aus seinem eignen Zimmer.

Obschon der König auf gewisse Weise die Eitelkeit seiner Unterthanen taxirt hatte, und Titel für Geld gewährte, fand er diese Eitelkeit dessen ungeachtet nicht weniger lächerlich. Diejenigen,

nigen, welche dieser Kenner ächter Verdienste, der gar nicht verschwenderisch in Ertheilung der Adelsbriefe war, aus freier Wahl adelte, mögen immerhin stolz darauf seyn. Was der König aber vom erkauften und gesuchten Adel hielt, erhellet aus folgender Antwort.

Ein mit Italienerwaaren handelnder Kaufmann in Breslau P. A. S. hielt im Jahr 1746. um die Erneuerung seines angeblichen Adels an, weil er von einem berühmten Mayländischen Geschlechte abzustammen glaubte, das, wie er sagte, schon vor 200 Jahren sich in Graubünden ansäßig gemacht hätte. Der König schrieb eigenhändig auf den Rand der Vorstellung: Wahrscheinlich hat ein Herr Windbeutel (Monsieur Galbanum) diesen Stammbaum gemacht. Es hätte sein Bewenden dabei haben sollen, als ich es diesem Kaufmann zum erstenmal abschlug, ihn zu adeln. Wenn die Bauern Edelleute, und die Kaufleute Barone werden wollen, wer soll den Acker pflügen, und wer den Handel betreiben?—

Friedrich.

Ein Tabaksfabrikant, der schon einen Titel erkauft hatte, wollte ihn gern in den Kriegsrath umgeschaffen wissen, und hielt darum an. Der König schrieb unter seine Bittschrift: „Kriegsrath kann er nicht werden, aber Saucenrath kann er seyn.“

Nach dem Siege bey Torgau hielt sich der König die größte Zeit des Winters in Leipzig auf, und beschäftigte sich bisweilen mit den Musen. Der Herr Professor Gellert in Leipzig hatte diesmal die Ehre, sich mit dem König zu unterreden. Es war in der Mitte des Decembermonats, als ihn der König zu sich rufen ließ, der seel. Professor Gellert wohnte damals im schwarzen Brete oder im großen Fürstencollegio, und er wunderte sich, als ihm ein königlicher Husar sagte: „Herr Professor, Sie sollen zum König kommen.“ Er kam, und der verewigte König unterredete sich mit ihm von vier bis gegen sechs Uhr von den schönen Wissenschaften, von der Litteratur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curiret hatte, und mit welcher der Herr Professor Gellert die seinige auch curiren sollte. Das Gespräch war etwa so:

Ist er der **Professor Gellert**? sagte der König. — Gellert antwortete, Ja, Ihro Majestät. — **Der König.** Der Englische Gesandte hat mir viel gutes von ihm gesagt. Wo ist er her? — **Gellert.** Von Hänichen bey Freyberg. **Der König.** Hat er nicht noch einen Bruder in Freyberg? **Gellert.** Ja, Ihro Majestät. **Der König.** Sage er mir, warum wir keine guten deutschen Schriftsteller haben? — **Der Major Quintus Icilius.** Ihro Majestät sehen hier einen Schriftsteller vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den **deutschen La Fontaine** nennen. **Der König.** Das

Das ist viel. Hat er den La Fontaine gelesen? **Gellert.** Ja Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmet. Ich bin ein Original. **Der König.** Gut, das ist einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autores? **Gellert.** Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. **Der König.** Nein, das kann ich nicht sagen. **Gellert.** Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. **Der König.** Das ist wahr. Warum haben wir keine gute Geschichtschreiber? — **Gellert.** Es fehlet uns auch daran nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. **Der König.** Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? — **Gellert.** Ja, und glücklich; einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er den Bossuet mit eben der Beredsamkeit, und mit mehrerer historischen Richtigkeit fortgesetzt hat. **Der König.** Hat es der Mann auch verstanden? **Gellert.** Die Welt glaubts. **Der König.** Aber warum macht sich keiner an den Tacitnm? — den sollte man gut übersetzen. **Gellert.** Der Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen vom Tacito. **Der König.** Da hat er recht. **Gellert.** Und überhaupt lassen sich unterschiedliche Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften sich hervorgethan haben; da die Künste und Wissenschaften bey den Griechen blüheten, uhrten die Römer noch Krie-

ge.

ge. Vielleicht ist jezt das kriegerische Seculum der Deutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an **Augusten** und **Louis** den Vierzehnten gefehlt? **Der König.** Er hat ja zween **Auguste** in Sachsen gehabt. **Gellert.** Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. — **Der König.** Wie, will er denn einen August in ganz Deutschland haben? — **Gellert.** Das eben nicht; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinen Landen die guten fähigen Köpfe aufmunterte. — **Der König.** Ist er gar nicht aus Sachsen wegkommen? — **Gellert.** Ich bin einmal in Berlin gewesen. **Der König.** Er sollte reisen. **Gellert.** Ihro Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen. **Der König.** Was hat er denn für eine Krankheit? etwa die gelehrte? — **Gellert.** Weil sie Ihro Majestät selbst so nennen, so mag sie so heißen, in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben. **Der König.** Ich habe sie auch gehabt, ich will ihn kuriren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, und alle Wochen Rhabarber nehmen. — **Gellert.** Diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich solches nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so würde ich auch nicht fortkommen.

Die Fortsezzung im 4ten Theile.

Das besondere

Leben

und

Character

des

bewunderten und verewigten

preußischen Königes

Friedrich des Großen.

Vierter Theil.

1787.

Beschluß der im dritten Theile abgebrochenen Unterredung des Königs nnd Professor Gellerts.

Der König.

So muß er fahren. Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen. Der König. Ja, das ist wohl wahr, das fehlet immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten! — Gellert. Ja wohl, und wenn nur Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten. Der König. Wie kann ich denn? hat er es denn nicht gehöret, es sind ja dreye wider mich. — Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte. Der König. Was meynet er, wer ist schöner in der Epoque, Homer oder Virgil? — Gellert. Homer scheinet wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist. — Der König. Aber Virgil ist viel polirter. Gellert. Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können, ich traue darin dem Quintilian, welcher Homero den Vorzug giebt. Der König. Man muß aber auch nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn. Gellert.

 Das

Das bin ich nicht. Ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung nicht selbst urtheilen kann. **Der Major Quintus Icilius.** Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben. **Der König.** So hat der Herr Professor denn auch wider den Stylum Curiä geschrieben? **Gellert.** Ach ja! Ihro Majestät. **Der König.** Aber warum wird das nicht anders, sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon. **Gellert.** Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich es noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — **Der König.** Kann er keine von seinen Fabeln auswendig? **Gellert.** Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu. **Der König.** Besinne er sich, ich will unterdessen herum gehen. — — Nun kann er sich auf eine besinnen? **Gellert.** Ja, Ihro Majestät. — Ein kluger Maler in Athen, Der minder, weil man ihn bezahlte, Als weil er Ehre suchte, malte, Lies einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn, Und bat sich seine Meinung aus. Der Kenner sagt ihm frei heraus, Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte, Und daß es, um recht schön zu seyn, Weit minder Kunst verrathen sollte, Der Maler wandte vieles ein: Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen, Und konnt ihn doch nicht überwinden. — — Gleich trat ein junger Geck herein, Und nahm das Bild in Augenschein. O, rief er bey dem ersten Blicke. Ihr Götter, welch ein Meisterstücke! Ach welcher Fuß! O wie ge-

schickt

schickt Sind nicht die Nägel ausgedrückt! Mars lebt durchaus in diesem Bilde. Wie viele Kunst, wie viele Pracht Ist in dem Helm und in dem Schilde, Und in der Rüstung angebracht. Der Maler ward beschämt gerühret. Und sah den Kenner kläglich an. Nun, sprach er, bin ich überführet; Ihr habt mir nicht zu viel gethan. Der junge Geck war kaum hinaus, So strich er seinen Kriegsgott aus. — **Der König.** Und die Moral? **Gellert.** Gleich, Ihro Majestät.— Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt; So ist es schon ein schlimmes Zeichen. Doch wenn sie gar des Thoren Lob erhält, So ist es Zeit sie auszustreichen. **Der König.** Das ist schön, recht schön; er hat so was galantes in seinem Wesen. Das verstehe ich alles. Da hat mir aber ein Dichter eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen, ich habe das französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden. — Wenn ich hier bleibe, so muß er öfter wieder kommen, und seine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorlesen. **Gellert.** Ich weis nicht, ob ich ganz gut lese, ich habe so einen singenden gebürgischen Ton. **Der König.** Ja, so wie die Schlesier; nein, er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst ihre Anmuth. Nun komme er bald wieder.

Das ist die Unterredung die der König vormals mit dem Professor Gellert, dem berühm-

ten Fabeldichter Deutschlands, in Leipig hate.— Als er vom Könige fortgegangen war, lies sich der König gegen den Major Quintus Icilius, der ihn vorgestellt und eingeführt hatte, mit diesen Worten heraus: Das ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.

Ehe die Schlacht bey Rosbach vorgieng welche am 5ten Nov. 1760. geliefert wurde, wo der König 70000. Franzosen und Reichstruppen mit ohngefehr 20000. Mann schlug, fragten die Feldherren der vereinigten Armee: ob man auch Ehre hätte, mit einem so kleinen Haufen zu schlagen? — Der Prinz von Soubise vermuthete den König von Preussen gefangen zu nehmen. Als er dieses wenige Stunden vor der Schlacht durch einen Courier sagen ließ, und derselbe diese Hofnung überbrachte, da der Hof bey der Tafel saß, sagte eine Herzogin: So wüßte ich doch, daß ich in meinem Leben einmal einen König zu sehen bekäme. — Man kann sich leicht einbilden, was nach diesem schönen Versprechen der König von Frankreich muß gedacht haben, als ihm der Prinz von Soubise wenig Tage darnach an den König schrieb: „Sire! ich schreibe Ew. Majestät in der größten Bestürzung. Dero Armee ist völlig geschlagen.“ — Der verstorbene König sagte nach der Schlacht und nach seinem erfochtenen Siege zu dem Marquis von Cüstine, als er ihm seinen Degen wieder gab: Ich kann mich

mich noch immer nicht gewöhnen, die Franzosen für Feinde zu halten. — Als der König in einem Dorfe nach der Schlacht einen kranken französischen Officier fand, und dieser sich sogleich zum Kriegsgefangenen unterwarf, sagte der König zu ihm: Ich mache keine Gefangene, als vor der Spitze des Degens. — Und als der König in Merseburg am 9ten Nov. auf dem Schlosse, wo die bleßirten Generals und Officiers verpflegt wurden, einen sehr schwer verwundeten Marquis unter den bleßirten Franzosen sah, der auch hernach an seinen Wunden starb, redete ihn der König an und sagte zu ihm; „Getrost, Herr Marquis! die heftigsten Schmerzen währen am kürzesten.“ O, Sire! rufte hierauf der Marquis aus: „Wie weit übertreffen Sie den Alexander! Jener marterte seine Gefangene zu tode, aber Sie giessen Oel in ihre Wunden.“ —

Als nach der Rosbacher Bataille zween französische Proviantofficiers von den preußischen Husaren gefangen wurden, schrieben sie an den König französisch, welches deutsch so lautet: „Zween französische Fourageschreiber sind, wie Ew. Majestät wissen, Dero Gefangene, und haben von Ihren allzugeschäftigen Husaren eine erschreckliche Plünderung erlitten. Ach, möchte es Ew. Majestät gefallen, uns die Freyheit wieder zu geben. Gewiß, großer König! für Dero Ruhm sind solche Gefangene nur Nullen; wenn Sie aber

ihre Erlassung unterzeichnen, so werden Sie deren Andenken einprägen, daß Friedrich in allem ein Held ist." — So schrieben diese Commis au Fourage an den König. —

Berlin erhielt im Jahr 1734. nach seiner Vergrösserung, eine neue Regierungsart, fast auf eben dem Fuße, wie Paris. In alle Viertheile der Stadt wurden Policeyverwalter gesetzt. Der Gebrauch der Miethkutschen, welche man daselbst Lohnkutschen nennt, wurde eingeführt. Die Stadt wurde von solchen Müßiggängern gesäubert, die sich durch unverschämtes Betteln ernähren; denn sie fanden eine Zuflucht in den öffentlichen Spitälern. — Es war beweinenswürdig, daß man bey nützlichen und großen Einrichtungen, die Academie der Wissenschaften, die Universitäten, die freyen Künste und die Handlung in Verfall gerathen ließ. Doch wurde die Arzneykunst und die Chymie damals noch durch die gelehrten Männer, Pott, Marggraf und Eller erhalten, durch ihre Erfindungen wurde der Welt ein Licht aufgestecket. Die Zergliederer bekamen ein anatomisches Theater zu ihren öffentlichen Zergliederungen der todten menschlichen Körper, und daraus wurde eine blühende Schule für die Chirurgie. Allein die öffentlichen Lehrstühle auf den hohen Schulen wurden damals nach Gunst besetzt und erschlichen. Die Pietisten, die sich in alles mengeten, erhielten einen Theil von der Oberaufsicht über

über die Universitäten, sie verfolgten den guten Geschmack, und sonderlich die Klasse der Philosophen. Der gelehrte Wolf wurde verjagt, weil er in einer bewundernswürdigen Ordnung die Beweise von dem Daseyn Gottes ausgeführt hatte. Der junge Adel, der sich den Kriegsdiensten widmete, hielt es sich für eine Unehre, wenn er studiren sollte; und weil der menschliche Verstand immer in Ausschweifungen verfällt, so betrachtete er damals die Unwissenheit als ein Verdienst, und die Wissenschaft als eine ungereimte Pedanterey oder ungeschickte Gelehrsamkeit.

Aus eben dem Grunde geschah es, daß die freien Künste in Verfall geriethen. Die Maleracademie gieng ein, Pene, der Director davon war, wendete sich von den Schildereyen zu Portraiten. Die Tischler warfen sich zu Bildhauern auf, und die Mäurer zu Baumeistern. Ein Chymiste, mit Namen Böttcher, gieng von Berlin nach Dresden, und eröffnete dem Könige von Polen das natürliche Geheimniß des Porcellans, welches in Ansehung seiner schönen Gestalt, und der schönen Malerei, das Chinesische Porcellan übertrift. — Die Preußische Handlung war noch nicht einmal gebohren. Die Regierung folgte damals solchen Grundsätzen, welche dem Fortgange der Handlung gerade zuwider waren; daraus muß man aber nicht den Schluß machen, daß es der Nation an der zur Handlung erforder-

lichen Geschicklichkeit fehle. Die Venetianer und Genueser waren die ersten, welche sich auf die Handlung legten; durch die Erfindung des Compasses kamen sie zu den Portugiesen und Spaniern. Hierauf breiteten sich dieselben in England und Holland aus. Die Franzosen waren die letzten, welche sich darauf legten, ersetzten aber dasjenige durch ihre Hurtigkeit, was sie aus Unwissenheit versäumt hatten. Da die Einwohner in Danzig, in Hamburg und Lübeck; und die Dänen und Schweden sich täglich durch die Schiffarth bereichern; warum sollten die Preussen nicht ein gleiches thun? — Die Menschen werden gleichsam alle zu Adlern, wenn man ihnen nur einen Weg zum Glücke öffnet; sie müssen durch Vorgänger muthig gemacht, durch Nacheiferung gereizt, und durch ihren Fürsten aufgemuntert werden. Die Franzosen sind vormals langsam gewesen; die Preussen waren es damals auch. An die Erweiterung der Handlung wurde nicht sehr gedacht, sondern an die Einschränkung des unnöthigen Aufwands. Die Geldkostenden Gewohnheiten bey Leichenbegängnissen, nebst den Gastereyen bey Beerdigungen wurden abgeschafft. Weder Kutschen, noch Zimmer und Stuben, wurden mehr mit schwarzem Tuche bekleidet, den Bedienten wurde keine schwarze Livree mehr gegeben; und so konnte man sehr wohlfeil zur Erde bestattet werden.

Damals

Damals hatte die ganze kriegerische Regierung einen Einfluß in die Volkssitten; und auch die Moden mußten sich nach ihr richten. Das Volk sah sauertöpfisch aus. Kein Mensch in allen Preußischen Staaten hatte mehr als drey Ellen Tuch zu seinem Kleide, aber auch einen zwey Ellen langen Degen an der Seite. Die Frauen, und folglich auch die Jungfern, flohen die Gesellschaft der Mannspersonen; und diese ersetzten den Verlust des schönen Geschlechts durch Wein, Tabak und Possen. Ueberhaupt waren die damaligen Sitten den Sitten der preußischen Vorfahren, oder ihren Nachbarn gar nicht mehr ähnlich. Die Brandenburger waren Urbilder, und hatten die Ehre, daß denselben etliche deutsche Fürsten halb und halb nachahmeten. Gegen die letzten Jahre dieser Regierung brachte ein ungefehrer Zufall einen Eckert, der sich für einen Goldmacher ausgab, nach Berlin, man entdeckte, daß er auf Unkosten der Unterthanen, Gold für den Fürsten machte, und seine Gaukeleyen wurden vereitelt.— Im Jahr 1704. hatten die Preussen doch vielen Antheil an dem Siege in der Schlacht bey Hochstädt wider die Franzosen. Die Preussen stunden auf dem rechten Flügel unter dem Fürsten von Anhalt, und gehörten zu demjenigen Theile der Armee, welchen der tapfere Prinz Eugenius damals kommandirte.

Bey dem ersten Angriffe wich die kaiserliche Kavallerie und die kaiserliche Infanterie vor den Franzosen und Bayern. Die Preussen aber hielten

ten den Anfall aus, und drungen in die Feinde ein. Der tapfere Prinz Eugenius stellete sich an die Spitze der Preussen, weil er durch das schlechte Verhalten der Oesterreicher dazu gereizt wurde. Er sagte: er wollte mit wackern Leuten fechten, und nicht mit solchen Völkern, welche nicht stünden. Es ist bekannt, daß damals die Franzosen geschlagen wurden, und man sang nach der Schlacht: Der große Ludewig büßt seine besten Truppen ein, das mag ein großer Strich durch seine Rechnung seyn. — Prinz Eugenius siegte, und Mylord Marlborough nahm in dem Dorfe Blenheim 27 Bataillons und 4 Regimenter Dragoner gefangen; und man weiß, daß die Franzosen durch den Verlust der Schlacht bey Höchstädt, Bayern u. Schwaben verloren haben. Diese verlorne Schlacht hat Ludwigs XIV. Räthe furchtsam gemacht.

Im Jahr 1705. setzte der Tod der Königinn Sophia Charlotta den ganzen Hof in Trauer. Sie stiftete die königl. Gesellschaft der Wissenschaften, sie rief Leibnitzen und viele andere Gelehrte an ihren Hof; denn ihre Neugierde wollte die ersten Grundursachen der Dinge kennen lernen, deswegen der Philosoph Leibnitz einst zu Ihr sagte: Madame, es ist nicht möglich, Dero Verlangen zu vergnügen. — Sie starb zu Hannover mitten unter ihren Anverwandten. Man wollte einen reformirten Prediger zu ihr in das Zimmer führen: „Lasset mich, sagte Sie, ohne Dispu-

Disputiren sterben.“— Als eine Staatsdame, die von ihr sehr geliebt wurde, weinte; so sprach sie zu ihr: „Beklagt mich nicht; denn ich gehe itzt dahin, wo ich meine Neugierde wegen der Grundursachen befriedigen will, welche mir Leibnitz niemals hat erklären können; nämlich: wegen des Raums, wegen des Unendlichen; wegen des Daseyns, und wegen des Nichts.“— Sie setzte hinzu: Ich bereite dem Könige, meinem Gemahl, das Schauspiel eines Leichengepränges zu, wo Er eine neue Gelegenheit haben wird, seine Pracht sehen zu lassen. — Bey ihrem Tode empfahl sie dem Churfürsten, ihrem Bruder, die Gelehrten, die sie geschützt, und die Künste, welche sie verschönert hatte. — Friedrich I. tröstete sich durch das Leichenbegängniß, wegen des Verlusts einer Gemahlin, die er niemals genug hätte bedauern können. — Zu Anfange des Jahres 1713. starb Friedrich der Erste an einer auszehrenden Krankeit. Er war klein von Person, und bey einer stolzen Mine hatte derselbe eine ganz ordinäre Gesichtsbildung. Seine Staaten hat dieser Monarch beständig in Ruhe erhalten. Er gab einst einem Jäger, der ihm einen Hirsch von vielen Enden auftrieb, ein Guth, welches 40000 Thaler werth war.

Hier wird eine passende Anekdote von Carl XII. König in Schweden eingerückt. — Als Carl XII. einst den Sächsischen Oberhofmarschall

Prinz

Prinz auf eine höhnische Weise fragte: Ob die Preußischen Soldaten eben so brav wären, wie die Brandenburgischen? — antwortete ihm der vom Könige Friedrich August geschickte Abgesandte: „Ja, gnädigster Herr, sie bestehen noch immer aus denen alten Soldaten, die sich zu Fehrberlin befanden.“ — Carl XII. nöthigte 1707. den Kaiser, bey seinem Durchzuge durch Schlesien den Protestanten in diesem Herzogthume 125 Kirchen wieder zu geben. Der Pabst murrete darüber, und sparete weder Widersprüche, noch Klagen. Der Kaiser Joseph antwortete ihm damals: „Wenn der König in Schweden ihm den Antrag gethan hätte, daß Er selbst Lutherisch werden sollte; so wollte Er eben nicht dafür stehen, was geschehen seyn würde.“ — Im Jahr 1711. starb der Kaiser Joseph, das Reich erwählte an seine Stelle den Erzherzog Carl.

Da Brandenburg noch heidnisch war, wurde es, wie ganz Deutschland in den alten Zeiten von den Druiden regiert. Unter den Vandalen, Teutonen und Sveven, waren ihre Fürsten eigentlich die Heerführer der Nation. Sie nennten sich Fürsten, welches Wort eben so viel, als Führer, bedeutet. Die Kaiser, welche diese Barbaren bezwangen, setzten Statthalter an die Grenzen, die man Markgrafen nennte, um dieses kriegerische Volk, welches auf seine Freiheit stolz war, im

Zaume

Zaume zu halten. Von diesen entfernten Zeiten sind uns wenige Nachrichten übrig. —

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms, mit dem Beynamen der große Churfürst, fing das Haus Brandenburg an, eine wichtige Rolle in Europa zu spielen. Sein Sohn Friedrich, erster König von Preussen, besorgte mehr die Pracht der königlichen Würde zu behaupten, als die wahren Mittel zu Vermehrung des Glanzes seines königlichen Hauses zu suchen. Friedrich Wilhelm II. König von Preussen, ging auf der Bahn eilends fort, welche ihm sein Großvater, der große Churfürst bezeichnet. Er bildete ein Soldatensystem, welches bis auf seine Zeit in Europa unbekannt war; er führte Kriegszucht, welche alle Welt nachzuahmen gesucht hat, und jenen bewundernswürdigen Mechanismum der Verbindung aller Theile derselben. Die richtige Beurtheilungskraft dieses Monarchen zeigte ihm, daß die Macht des Hauses Brandenburg eine zahlreiche, wohl geübte und wohl disciplinirte Armee Soldaten zum Grund und zur Stütze brauchte. Seine Staatskunst gründete sich von der Zeit an auf die Gewalt, und seine Regierung wurde durchaus militärisch.

Der verstorbene König Friedrich der Zweyte wurde mehr zu einem großen Feldherrn, als zu einem großen König erzogen. Er wurde zu Berlin

lin am 24 Jänner 1712. gebohren. Der Tod seines königlichen Herrn Vaters, der 1740. am 31 May erfolgte, gab endlich dem Gemüthe des Prinzen den Schwung. Friedrich II. machte gleich bey dem Antritt der Regierung so vortrefliche Anstalten, als wenn er schon längst regiert hätte. Er gab seinen Antimachiavell heraus, und verpflichtete sich damit gleichsam gegen seine Unterthanen zu einer väterlichen Regierung, und gegen seine Mitbrüder, die andern Könige der Erden, zu einer unverbrüchlichen Treue in den öffentlichen Handlungen. — Er wollte seinen alten Gedanken ausführen, nämlich die vornehmsten Prinzen von Europa zu sehen. Er reisete incognito nach Strasburg, welche Stadt eine große Menge Volks enthält, dessen ungeachtet ward Friedrich II. von einem Soldaten erkannt, und an den Marschall Dübourg entdeckt; darum er von Strasburg geschwind abreisete, weil er sah, daß die Zeit, die er um Kenntnisse zu sammeln, mit Ehrenbezeigungen verloren gehen würde. — Er ließ die Herren, Voltaire, Algarotti, Maupertuis zu sich einladen, die nach Wesel zu ihm kamen. Hier war es, wo er Maupertuis fragte: Was er von seinem Antimachiavell hielt? der ihm diese Antwort darauf gab: „Ich denke, der erste gute Rath, den Machiavell seinem Prinzen hätte geben müssen, wäre dieser, ihn zu widerlegen.“ —

Unter-

Unterdessen starb Kaiser Carl VI. in Wien, eben da er die letzte Hand an die pragmatische Sanction gelegt, und die römische Königswahl für seinen Eidam, den Großherzog von Toscana zu Stande gebracht hatte. Itzt disputirten der Churfürst von Bayern, und der König von Spanien, der ältesten Prinzeßin Theresia die Erbfolge ab; der König von Preussen aber, anstatt lange zu disputiren und zu protestiren, ließ in Schlesien zu Behauptung seiner Ansprüche, Völker einrücken, und bemächtigte sich des Landes; zu gleicher Zeit ließ er die Erzherzogin oder vermählte Großherzogin von seiner Ergebenheit für sie in allen andern Fällen, nur Schlesien ausgenommen, versichern, und bot ihr seine Dienste an, nicht nur, daß er helfen wollte, sondern auch, daß ihr Gemahl, der römische König, wirklich römischer Kaiser würde, wofern sie ihm Schlesien, oder doch einen Theil davon abtreten wollte. Unterdessen nahm der König Besitz von Breslau, und gewann in eigner Person die Schlacht bey Molwitz gegen die österreichischen Völker, welche der Graf Neuperg kommandiret hatte; die unmittelbare Folge davon war, die gänzliche Unterwerfung Schlesiens; indessen rückte der preußische General Schwerin in Mähren vor, und eroberte Olmütz.

Die Slacht bey Czaslau, welche der verstorbene König Friedrich der Zweite 1742. den 17ten May gegen das Heer der Königin und der Erzherzogin, und den Prinz Carl von Lothringen,

der es kommandirte, gewann, wie auch die glücklichen Waffen der Marschalle Broglio und Belle Isle gegen den Fürsten Lobkowitz, würde das Glück der Alliirten in Böhmen, bald vollkommen gemacht haben, so sagt ein unbekannter Autor, wenn der König von Preussen sich nicht hätte durch die unermäßlichen Erbietungen irre machen lassen, welche ihm die Engländer im Namen der Königin von Ungarn thaten. Indessen, um Friede mit dem Könige zu machen, trat sie ihm ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz ab. Der Graf Gotter, der damals als preußischer Gesandter zu Wien stand, hatte lange voraus gesehen, daß sein König diese Eroberung machen würde, denn er sagte einmal am Hofe zu den Ministern der Königin. „Sie wollen meinem Könige nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, über einige Aemter, welche höchstens etwa 20000. Reichsthaler ertragen? Ich sage Ihnen, sie werden sich mit einem Herrn was zu schaffen machen, der ihnen ganz Schlesien wegnehmen, und für seine Kriegskosten einbehalten wird, was für ihn taugt.“ König Friedrich II. hatte unterdessen mit England einen Vertrag unterzeichnet, wodurch ihm Schlesien garantiret wurde, und beschäftigte sich also nur damit, seine Unterthanen die Wonne des Friedens genüßen zu lassen. —

Merk-

Merkwürdiges Schreiben des Königs an den Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau über die Schlacht bey Molwiz.

Durchlauchtigster Fürst, freundlich geliebter Vetter! Ew. Liebden werden bereits durch den Lieutenant Bornstädt die Nachricht erhalten haben, daß ich den Feind gestern angegriffen habe.— Ich will also Ew. Liebden hierdurch — von dem Ausgang des Treffens völlig Information geben. Ich ließ den 10ten aufbrechen, und in vier Kolonnen marschiren, nachher aber, als ich das Dorf Pegel paßirt war, lies ich formiren und en Front avanciren; der Feind hatte sich indessen auch zusammen gezogen, und seinen rechten Flügel an das Dorf Molwiz appuyiret. Als ich à portée war, lies ich mit den Feldstücken kanoniren, und damit anhalten, bis ich ihn mit dem kleinen Gewehr erreichen konnte. Gleichwie nun der Feind sein ganzes Vertrauen auf seine starke Reiterey gesetzt hatte, so suchte er mit seinem linken Flügel meinen rechten zu enveloppiren, welches ihm auch ziemlich glückte; indem er das ganze Schulenburgische auch das Karabinierregiment ohne Widerstand über den Haufen warf, und gewiß dem ersten Treffen Infanterie würde in den Rücken gefallen seyn, wenn er nicht zwei Bataillons vor sich gefunden hätte, womit ich dem Prinz Leopold befohlen, die Flanke der Infanterie zu decken. Indessen ward das Feuer zwischen beiderseits Infanterie immer stärker, und die feind-

liche Kavallerie suchte ohne Aufhören einzubrechen, welches ihr denn auch so weit gelang, daß, nachdem sie meinen rechten Flügel culbitirt, sie auch zu gleicher Zeit eine Oefnung in die Infanterie gemacht.

Um diese Zeit habe ich den Lieutenant Bornstädt an Ew. Liebden abgefertigt. Allein die gute Contenance und Ordre von meiner braven Infanterie brachte es dahin, daß so bald alles wieder geschlossen, und die feindliche Kavallerie mit vielem Verlust repoußirt wurde, indem die beiden Grenadierbataillons Bolstern und Winterfeld, nebst dem ersten Bataillon von meinem Regiment merveille gethan, so, als man noch wohl von keiner Infanterie mag gesehen haben. Als nun endlich der Feind sahe, daß er uns nichts anhaben konnte, sondern durch unser Avanciren immer mehr und mehr Terrain verlor, nahm er endlich die Parthie, sich zu retiriren, woraus bald eine völlige Flucht ward, welches ich, wie gesagt, obbenannten drei Bataillons und dem Kleistischen Regiment zu danken habe, so gewiß auch alles gethan hat, vom Obristen bis zum geringsten, was intrepide ehrliebende Leute in der Welt thun können. Hingegen muß ich Ew. Liebden gestehen, daß der größte Theil von meiner Kavallerie sich als schlechte Kerls aufgeführt. Unsern Verlust kann ich noch nicht wissen, bis ich die Abgangslisten bekommen werde. Indessen glaube ich, daß wir wohl bis 1500. Todte und Verwundete haben mögen, worunter sehr viele Offiziers sind.

Mein

Mein erstes Bataillon hat stark eingebüßt, weil es heute allhier kaum mit 80 Rotten hat einmarschiren können, jedoch besteht der meiste Abgang in Verwundeten, wovon der größte Theil, weil sie alle in die Beine geschossen, restituiret werden können. Der Feind kann wohl 4000. bis 5000 Mann an Todten und Verwundeten bekommen haben, und der letztern werden noch immer mehr und mehr in den Dörfern aufgesucht. Ich habe nunmehro meine ganze Armee zusammen, und kann also meine Operationes darnach reguliren. Ew. Liebden werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie mir Dero aufrichtiges Sentiment über das Treffen sowohl als was vorher gegangen, wollen wissen lassen. Ich bin Ew. Liebden u. s. w. Ohlau den 11 April 1741. **Friedrich.** Ich werde Ew. Liebden auf Ihr anderes Schreiben morgen antworten. In zwei Tagen habe ich weder geschlafen noch gegessen. **Friedrich.**

Anekdote. Ein französischer Accisebedienter der in Magdeburg vom verstorbenen König seinen Abschied erhalten — schrieb an den jetzigen König Friedrich Wilhelm, und bat um eine anderweitige Versorgung. — Hierauf erhielt er zur Antwort: „Ihr wißt, daß ich die Franzosen in meinen Staaten verabschiedet, und sie nicht länger haben will. Auf eine Versorgung könnt ihr keinen Anspruch machen. Ihr könnt keine

Bedienung erhalten — könnt keine erhalten — und ihr könnt keine erhalten.„

Friedrich Wilhelm.

Bey der am 4 Junii 1745. bey Hohenfriedberg vorgefallenen Schlacht that der General Geßler an der Spitze des Bayreuthischen Dragonerregiments vor dem Ende der Schlacht einen sehr heldenmäßigen Angriff, welcher diesem Regimente zum unsterblichen Ruhm gereicht. Zum Andenken dieses Angriffs gab der König dem Regiment unter andern auszeichnenden Ehrenzeichen ein Diploma, in welchem alle Officiere, welche demselben beigewohnt, monatlich angeführt werden. Dieses wird bey dem jedesmaligen Kommandeur des Regiments verwahrt, und hat, wie die Worte des Königs darinn lauten, zur Absicht: „Diese höchst rühmliche und in dem Angesicht der ganzen feindlichen Armee recht heldenmäßig ausgeführte That des braven Dragonerregiments von Bayreuth auf der Wahlstatt öffentlich zu versiegeln, und dadurch aus besonderer königlicher Gnade und thätlichem Erkennen, gegen die hohe und niedre Offiziere des tapfern Bayreuthischen Regiments, dieses so herrliche und unglaubliche Meisterstück der erworbnen Kriegserfahrung, anjetzo, und bey der Nachwelt in beständigen Andenken zu erhalten, und ausserordentlich zu verewigen.“

Unter andern hatte sich der Major von Chasot,

fot, der damals bey diesem Regimente stand, besonders hervorgethan. Der König vermehrte, zum Andenken seiner Tapferkeit, sein Wappen mit dem preußischen Adler, nebst den Worten: Friedberg 66. um die Anzahl der eroberten Fahnen anzuzeigen. Wie sehr der König diesen Offizier schätzte, sieht man aus dem gnädigen Handschreiben an dessen in der Normandie wohnende Mutter, welcher der König eine mit Brillanten besetzte Tabatiere zum Geschenk sendete, und sich dabey folgender Ausdrücke bediente: „Schon längst haben Sie durch die Dienste, welche mir Ihr Herr Sohn geleistet hat, ein Recht auf meine Achtung und Aufmerksamkeit. Die Mutter eines so braven und allgemein geschätzten Offiziers kann von mir nichts anders als Beweise eines aufrichtigen Wohlwollens erwarten.“ u. s. w.

In eben dieser Schlacht wurde unter etlichen österreichischen Generalen auch einer Namens Römer, gefangen. Als dieser in Gesellschaft der übrigen Offiziers den Tag nach der Schlacht zu des Königs Tafel gezogen wurde, sagte der König zu ihm: „Nun ich Ihre Armee diesmal geschlagen habe, nun werde ich sie stets schlagen, wo ich sie finde.“ Der General Römer antwortete: „Sire, Hannibal schlug die Römer viermal, allein das fünftemal ward er geschlagen, und nun war der ganze Krieg auf einmal aus.“

Der König antwortete mit etwas Lebhaftigkeit: „Ja, Hannibal kommandirte aber nicht Preussen -- und hatte — lauter Römer gegen sich.“ — Da diese schnelle Antwort für die feindlichen Generale bitter, zugleich aber für den General Römer sehr schmeichelhaft war, so antwortete dieser nur mit einer Verbeugung. —

Anekdote. Das Manuscript von der Geschichte meines Zeitalters hat der höchstselige König Friedrich II. mit eigner Hand auf dem feinsten Papier mit vergoldetem Schnitte, äußerst klein geschrieben, so daß sämmtliche Hefte desselben nur vier Finger hoch stark sind. Der König lies hernach selbst noch eine Abschrift davon besorgen, welche er sehr verbesserte, und hin und wieder durch ganze mit Mundlack angeklebte Blätter verstärkt hat. Nach dieser durchgesehenen und vollständigen Abschrift wird der Abdruck veranstaltet. Für London sollen 40000 Exemplare davon bestellt seyn.— Freilich viel Exemplare!— allein was können wir dafür, wenn unser Herr Correspondent mit seinen Nullen zu freigebig gewesen seyn sollte. Einer unserer Herren Politiker schreibt diese scharfsinnige Anmerkung: daß nämlich die Engländer französische Schriften nicht lieben: aber sie liebten Friedrich II. und aus Liebe zu ihm lesen sie seine Schriften auch wohl in französischer Sprache.

Eine

Eine Anekdote, welche vielleicht noch wenig bekannt ist. — Ein Gewisser ersuchte Friedrich II. mündlich um die Beilegung des Geheimderathstitels. Der König antwortete ihm, daß er sein Gesuch genehmige, wenn er geheim seyn und schweigen wollte. Dies versprach der Supplikant feierlich. Nun, sagte König Friedrich II. so sage er keinem Menschen ein Wort davon; von mir selbst soll es niemand erfahren. So wurde dieser Mann im eigentlichen Verstande geheimer Rath.

Im Jahr 1756. ließ der verstorbene König Friedrich II. durch seinen Minister Klinggräf, der in Wien war, die Kaiserin Königin fragen: Aus was für Ursachen sie an den Grenzen der preußischen Staaten eine so große Macht zusammenziehe?--- Er verlangte dabey eine förmliche Erklärung, daß die Königin nicht die Absicht habe, ihn anzugreifen, weder in diesem, noch in dem folgenden Jahr. — Die Königin antwortete dem preußischen Minister auf seine schriftliche Anfrage, „daß die Maaßregeln, welche sie genommen habe, um sich und ihre Bundsgenossen Sicherheit zu geben, niemanden, wer der auch sey, zum Nachtheil gereichten, und daß der Tractat, welchen sie mit der Czaarin von Rußland gemacht haben sollte, um die Staaten des Königs anzugreifen, falsch und erdichtet sey." — Friedrich aber, der seinen Feinden alles zutraute, was

immer zu seinem Nachtheil gereichen könnte, machte doch seine Anstalten, um ihnen zuvor zu kommen.

Es brach der Krieg 1756. aus, und wurde nachher der blutige schwere siebenjährige Krieg genennet, der bis ins Jahr 1763. währte, und Sachsenland sehr mitgenommen hat; wie nachher die so viele Jahre lang und noch itzt daurende Leihkasse in Leipzig beweißt; Brandschatzung, Lieferungen, gehemmtes Commerz, u. s f. nicht zu erinnern. Noch fühlet Sachsenland den siebenjährigen schweren Krieg; — wie viele Einwohner desselben, die noch nicht entschlafen sind, erzehlen werden; und wie viele davon ruhen schon in der Erde! — Im Jahr 1756. am 29sten August rückte der Prinz Ferdinand von Braunschweig an der Spitze von 60000. Mann in Sachsen ein, und nahm die Stadt Leipzig weg. Die Husaren hielten zu Pferde mit ausgezogenen Säbeln in den Thoren, und die Stadtsoldaten wurden von ihnen von den Wachten vertrieben. In Leipzig lagerten sich die großen langen damaligen Dessauischen Soldaten aus Halle auf die Straße, z. E. im Brühle in langen Reihen, ehe sie in Leipzig von den Musterschreibern einquartiret wurden. Damals sah es in Leipzig sehr kriegerisch aus, die preußischen Soldaten wurden in die schönsten Staatszimmer und Putzstuben der Leipziger Vornehmen geleget, die preußische königliche Garde exercirte auf dem Rathhaussaale, und marschirten daselbst mit den Gewehren in Reihen kom-

kommandirt auf und nieder. So was hatte Leipzig noch nicht erlebet. — Der König von Preussen aber besetzte Dreßden; er errichtete zu Torgau ein Kriegsdirectorium, um die Einkünfte des Landes einzunehmen, nahm die Waffen aus den Zeughäusern, warb, und nahm Geld, Lebensmittel und Munition, was er fand in Depot, überfiel das Sächsische Lager bey Pirna aus seinem Lager bey Zedlitz, herrschte in Sachsen als Sieger, und Europa erstaunte. — So oft die Sybilsker, waren Soldaten, die sich sehr tapfer hielten, mit den Preussen scharmuzirten, so oft setzte es auch blutige Köpfe der Sybilsker, die man zum hällischen Thore herein nach Leipzig zum Verbinden und Heilen ihrer Blessuren brachte; der General dieser Soldaten hieß Sibilsky; — war ein Polak. —

In den Preußischen Manifesten las man, „daß er von diesen Unternehmungen nicht der angreifende Theil sey, und daß seine Einrückung in die Staaten eines der vornehmsten Reichsstände nichts zur Absicht habe, als die Freiheit des deutschen Reiches zu retten.“ Lange wird man noch nicht die beiden Schlachten bey Rosbach und bey Lissa vergessen, und noch andere Begebenheiten, welche dem verstorbenen König vor den größten Feldherren den Rang erworben haben. Es ist zureichend, nur so viel zu wissen, daß er es seinem Eifer für die Kriegszucht, welche sein Vater schon eingeführt hatte, und für die Vervollkommung der beiden richtigsten Stücke der Taktik,

tik, oder Exercierkunst der Soldaten, zuzuschreiben hatte, daß er allein der Gewalt der größten Mächte widerstehen konnte. — So viel kann eine weise Disciplin, und eine mit großer und wahrer Tapferkeit verbundene weise Wirthschaft ausrichten. König Friedrich II. machte 1763. einen glorreichen Frieden, nachdem er sieben Jahre lang dem Hause Oesterreich, dem Deutschen Reiche, der Krone Schweden und Frankreich, und der Macht des Rußischen Reiches die Spitze geboten haete. Eine Erscheinung, welche im letztvorigen Jahrhundert der sinnreichste Politiker nicht würde für möglich gehalten haben, und die selbst unserm Jahrhundert unglaublich war. Kurz zu sagen, König Friedrich II. war einer der ausserordentlichen Menschen, die in der allgemeinen Weltgeschichte Epoche machen. Er war seiner Länder Gesetzgeber, er war der weiseste Wirth seiner ordentlichen Einkünfte, öffnete die Quellen des Ueberflusses, beschützte den Ackerbau, unterstützte die Kaufmanschaft, verbreitete seine Schätze zur gelegenen Zeit mit Nutzen, und vergrößerte seine Erblande mit reichen Provinzen. Er war von seinem Hause der Geschichtschreiber und der Held. Er schrieb eine Kriegskunst, wo er die Kriegsregeln, die öfters sehr schwer in Prose auszudrücken sind, glücklicher in Verse brachte. — Etwa drey Monat nach seinem Absterben verfertigten zwey junge Künstler, Melzer und Niesner ein Werk der Kunst, das in allem

Betracht

Betracht allgemeines Lob und Bewunderung in Berlin erlangte.

Es stellt den verstorbenen König Friedrich den Zweiten im Zelte mit dem General von Zieten vor, so gestellt, daß der Zuschauer beym Anblick in Staunen geräth, und sich kaum überreden kann, daß es Bilder sind. Herr Rector und Bildhauer Meyer, der den Kopf des Königs verfertigt, ist als einer der ersten Künstler Deutschlands bekannt. Herr Meyer bildete nicht nur allein das Bildniß des Königs, sondern der Zuschauer vermuthet auch Friedrichs Seele mit zu erblicken, und diese Arbeit hat so viel Anziehendes, daß man sie nicht verlassen will. Man sagte, daß die jungen Künstler, Melzer und Riesner, eine Reise damit machen, und es an verschiedenen Höfen zeigen würden.

Bey seinen gesunden Jahren sah der verstorbene König majestätisch aus, seine Augen hatten viel Lebhaftigkeit, er ging immer in der Uniform, stets in Stiefeln, und sein Unterscheidungszeichen war sein Orden. Er sah zu Pferde sehr kriegerisch aus, und unter der Nachläßigkeit seines Anzugs erkannte man sehr leicht den Helden. Seine Kriegsmacht war beträchtlich. Mit Beredsamkeit und Anmuth redete er alle lebende Sprachen, war fast in allen Wissenschaften gelehrt. Sein Privatleben war einförmig, zur Sommerszeit stand er um vier Uhr, und des Winters um fünf

Uhr

Uhr auf; seine Toilette oder Anzug dauerte zwo Minuten. Er lag ohne Mütze, hatte weder Schlafrock noch Pantoffeln, zog seine Beinkleider und seine Stiefeln auf dem Bette an, und der erste der beste Bediente brachte sein Haar in Ordnung und rasirte ihm den Bart. Nun kam der Adjutant von dem ersten Bataillon Garde und erstattete dem König Bericht, und brachte dem Könige einen geschriebenen Rapportzettel von allen Personen, die in Potsdam angekommen und abgereiset waren, und von allem was in der Garnison vorgefallen war. Hierauf ertheilte ihm der König seine Befehle, schickte den Adjutanten fort, und verschloß sich in das innere Kabinet wo er alleine bis um 7 Uhr arbeitete, nachher ging er in ein ander Kabinet, wo man ihm die Chocolate brachte. In diesem Kabinette, wo er die Chocolate trank, fand der König auf dem Schreibtische, alle Briefe, welche den Tag vorher, aus seinen Staaten an ihn gekommen waren, die auswärtigen Briefe legte er besonders; eröfnete dieselben, las sie alle, und machte auf die Briefe, worauf die Secretärs antworten sollten, eine Anmerkung; diejenigen Briefe aber, auf welche der König selbst die Antwort schreiben oder in die Feder sagen wollte, nahm er mit sich, und ging wieder in das innere Kabinet, wo der König mit einem besondern Secretär bis neun Uhr arbeitete.

Nach neun Uhr ging der König wieder in das vorige Kabinet, wo er seine drey geheimen

Secre-

Secretärs fand, von denen er sich Bericht ab-
statten ließ, und zwar jeden besonders, gab ihnen alsdann seine Befehle und die Briefe, welche sie beantworten sollten, das hieß, wovon sie die Antwort ausarbeiten sollten, denn der König las und unterschrieb sie alle.

Um 10 Uhr kamen die Generals, die sich um seine Person befanden, und die er wechselsweise zu sich kommen ließ, in das Kabinet, wo der König mit ihnen von Neuigkeiten, Staatssachen, Taktik, u. s. w. redete; und gab denen Personen Audienz, welchen solche bewilligt worden war, und um eilf Uhr stieg er zu Pferde, ritt spazieren und drey Tage in der Woche nach der Parade; besah die Truppen, kommandirte selbst, ließ sich die Manoeuvres machen, welche er haben wollte, und ließ sie bey sich vorbey defiliren. Bey schönem Wetter ließ er alle Wochen zweimal seine Garden ausrücken, nahm noch etliche Regimenter dazu, und exercirte sie selbst ausserhalb der Stadt eine kleine Stunde lang, und oft noch weniger; denn in Preußischen Landen lehrte man den Soldaten nur genau das, was er am Tage einer Schlacht zu thun hat, und nichts unnützes. Wenn der König die Truppen nicht exercirte, so ging oder ritt er auf den Straßen zu Potsdam spazieren, in Begleitung eines einzigen Pagen und eines Adjutanten; er besichtigte die Gebäude, welche er aufführen ließ, und sah, ob alles ordentlich

lich herging; alsdann kehrte er wieder nach Sans-souci zurück, welches ein vortrefliches Lustschloß ist und nicht weit von Potsdam liegt; wo er die Generals und alle diejenigen fand, die er zur Tafel hatte bitten lassen; spazierte mit ihnen, wenn es schön Wetter war, in dem Garten, und wenn es nicht anmuthig war, in der großen Gallerie herum, verfügte sich auf eine Viertelstunde in sein Kabinet, und begab sich dann zur Tafel.

Es wurden nur acht Schüsseln aufgetragen, die Suppe und das Gesottene ungerechnet, man brachte aber nur eine Schüssel auf einmal, und der König legte vor, von diesen acht Schüsseln waren vier auf französisch, zwo auf italienisch, und zwo nach dem Geschmacke des Königs zugerichtet; sie waren alle kräftig zubereitet; jede Schüssel wurde von einem besondern Koche verfertigt, der eine Küche und einen Kochgehülfen bloß für sich hatte; so, daß des Königs Tafel sehr kostbar, obgleich nicht sehr prächtig war. Der Nachtisch bestund in drey krystallenen Aufsätzen mit trockenem Confect, viere mit eingemachten Sachen, und sechs Schüsseln, welche immer voll der seltensten und besten Früchte waren. Der König war um dieses Theils seiner Tafel, nämlich um der Früchte willen sehr gesucht; er ließ ihrer aus allen Ländern kommen, und seine Gärten brachten dergleichen Früchte zu allen Jahreszeiten von großer Vortreflichkeit hervor.

Der König speißte mit vielem Appetit und lange, trank eine Flasche Burgunder Wein, et-

liche Gläser Champagner, selten Liqueur. Er blieb bis halb vier Uhr bey der Tafel, und bey dem Nachtisch redete und scherzte er mit seinen Generals, Obristen und Personen nach seinem Geschmack. Die Fremden speißten nur bey ihm wenn Cour war, welches sehr selten und in Sanssouci, als der gewöhnlichen Residenz des Königs, niemals geschah. Nach aufgehobener Tafel begab sich der König in sein Kabinet, wo man den Kafee auftrug, und wo sich die Personen befanden, welche der König zu sich entboten hatte, denn es kam niemand ohne seinen Befehl nach Sanssouci, selbst seine Ministers nicht. Diejenigen von auswärtigen Höfen waren genöthigt schriftlich um Audienz bey dem Könige anzuhalten, und so auch alle Personen, die mit ihm sprechen wollten. Der König antwortete ihnen, zeigte den Tag und die Stunde an, und wenn er es nicht that, so war es eine abschlägige Antwort. Um fünf Uhr ließ er jederman von sich, und ging in sein Kabinet, wo sich seine geheime Räthe oder Secretärs befanden, die ihm die Antworten, so sie verfertigt, vorlegten; er las sie, merkte oft mit eigner Hand an den Rand etwas an, und unterzeichnete dieselben; erhielt die neuen Berichte von seinen Räthen, und schickte sie fort. Die Antworten, welche der König unterschrieben, blieben in seinem Kabinette, und wurden um sechs Uhr gesiegelt und weggeschickt, daß man solchergestalt, wenn man an den König schrieb, und seinen Brief auf den zu diesem Endzweck bestimmten Schreib-

tisch legen ließ, man gewiß war, in 24 Stunden Antwort zu haben.

Um sechs Uhr war alles vorbey, und der König arbeitete nicht mehr. Er ging in das Concertzimmer, wo man dasjenige Concert, was er befohlen, aufführte, er spielte dabey oft die Flöte. Zu diesem Concert wurde niemand, als die Generals, zugelassen, die zu Sanssouci logirten. Das Concert war um sieben Uhr zu Ende. Der König ging im Sommer in seinen Gärten bis acht Uhr spazieren; alsdann wünschte er seinen Generalen eine gute Nacht, und begab sich in sein Apartement. Der verstorbene König hat niemals gejaget noch gespielet. Im Winter ging er nicht nach dem Concert spazieren, sondern ließ sich neue Werke vorlesen, nahm oft bey der andern Seite das Buch seinem Vorleser aus den Händen, und las eine halbe Stunde ganz laut; alsdann ging er in sein Schlafzimmer, wo sich vormals der Obriste Quintus befand, mit welchem er vertraulich sprach. Nach dem Tode dieses Obristen, schickte der König seiner Wittwe 6000 Thaler, setzte ihr 400 Rthlr. Pension aus, und kaufte die Bibliothek ihres Mannes um 12000 Rthlr. — Da sein Haushofmeister zu Sanssouci war, so brachte ihm einer von seinen Köchen den Küchenzettel vom Mittagsmahl des folgenden Tages, und auf dem Rande war bey jeder Schüssel der Preiß Stückweise beygeschrieben. Was der König nicht speisen wollte, wurde geändert, und er befahl an dessen Stelle das was er

speisen

speisen wollte. Man brachte ihm die Rechnung von allen Ausgaben des Hauses, der Küche, Livree, vom Stalle, u. s. w. er legte dieselben alle bey Seite, brachte sie alle Monate in Ordnung und bezahlte dieselben. — Wenn dieses vorbey war, kleidete sich der König aus, und begab sich zur Ruhe, so vergieng ein Tag nach dem andern, und so waren sie alle einander gleich. Der verstorbene König hatte keine Garde zu Sanssouci, sondern man schickte ihm bloß des Abends um sechs Uhr von Potsdam vier Mann mit einem Unterofficier, der an die äusserste Thüre eine Schildwacht stellte, und sich um vier Uhr des Morgens wieder davon machte.

Der verstorbene König hatte niemals einen von den hohen Bedienten der Krone, noch einen Kammerherrn, Haushofmeister oder Kammerdiener bey sich; zween Pagen, zween reitende Jäger, vier Unterjäger, und vier Fußknechte, ein Heyduck, der sein Vertrauter war, und zween Kammerhusaren machten seinen ganzen Hofstaat aus. Wenn der König ausritt, nahm er niemanden mit sich, als einen Pagen, einen Jäger zu Pferde, und einen Stallknecht, der ein Handpferd führte; dieser König hatte weder Wagen noch Geschirr zu Sanssouci, und fuhr niemals als auf den großen Reisen; denn wann er nach Berlin, Spandau, Brandenburg, oder Magdeburg reisete, war er immer zu Pferde, ohne ein anderes Gefolge, ausgenommen die Adjutanten, die, wenn er Truppen besah, ihn begleiteten.

Zwey Mal des Jahres besah der König alle seine Truppen; sie wurden in unterschiedliche Korps nach den Provinzen zusammen gezogen, der König musterte dieselben, und ließ sie manoeuvriren. Die Berlinischen Musterungen der Soldaten waren sehr vortreflich und glänzend, denn ausser der Berliner Garnison von 25000 Mann, ließ der König noch die Spandauische und unterschiedliche Regimenter Reiterey, Dragoner und Husaren nach Berlin kommen, die so etwa ein Korps von 60000 Mann ausmachten. Die Musterungen und allgemeinen Uebungen währten 10 bis 12 Tage, und wurden in der Ebene bey Charlottenburg, einem königl. Lustschlosse, 1 Meile von Berlin am Ende des großen Thiergartens gelegen, gehalten; während dieser Zeit war das Quartier des Königs gemeiniglich in Charlottenburg. Es waren auch im Monat Junius große Manoeuvres in Preussen, im August in Schlesien, und gegen den 20sten Sept. in Potsdam; diese letzten waren die ansehnlichsten, denn man wiederholte da alle große Kriegsmanoeuvres; der König kommandirte vormals die eine Parthey und der General von Anhalt die andere. Diesen Manoeuvres durfte niemand ohne königliche Erlaubniß beywohnen, und der König gab solche zu Potsdam sehr schwer, da er sie hingegen an andern Exercierplätzen selten verweigerte.

Der verstorbene König hielt sich gewöhnlich

sieben bis acht Monate des Jahres zu Sanssouci auf; zu Potsdam brachte er den November und zwey Drittheile des Decembers, und zu Berlin die Carnavalszeit zu, welche sich mit dem 22sten Dec. anfinge, und mit dem 24 Jänner endigte. Das Schloß Sanssouci, wir bemerken es nochmals; hat der König gebauet, es liegt eine Meile von Potsdam auf einen recht anmuthigen Hügel; es ist nur ein Stockwerk hoch auf gleicher Erde von einfacher Bauart, dessen Zimmer aber sehr wohl angebracht und hübsch meublirt sind. Man sieht daselbst eine sehr schöne Bildergallerie, in welcher der König unterschiedliche Meisterstücke der größten alten und neuen Meister gesammlet hat. Die Gärten sind prächtig, ausserordentlich ausgeziert, und das Quartier der Fruchtbäume ist mit den seltensten und besten derselben besetzt.— Der Prinz von Preussen, Neffe des Königs, jetzt regierender König, wohnte zu Potsdam, so wie die Prinzeßin seine Gemahlin; er durfte ohne eine ausdrückliche Erlaubniß des verstorbenen damals aber lebenden Königs nicht über Nacht herausbleiben, und er wurde damals nicht besser als die Generals und andere Officiers von der Garnison dieser Residenz tractiret, in welchen er bloß den Rang eines General-Majors hatte, er hatte damals zween Adjutanten zum Gefolge, die ihm der König zugab, nebst 40000. Thalern zu seinem Unterhalt. Die Kronprinzeßin hatte jährlich 2000 Thaler Spielgeld, der verstorbene König machte ihr oft Geschenke mit

Kleidern, Juwelen u. s. f. er bestritte überdieß die nöthigen Kosten des Marstalls, der Prinz mußte sich aber mit Pferden und Equipagen versehen. Der damalige Kronprinz war der größte und schönste Mann unter den Truppen seines Onkels, er hat ohngefehr sechs Fuß zwey Zoll französischen Maßes, er ist ein großmüthiger, leutseliger, mit allen Eigenschaften des Gemüthes und des Leibes ausgerüsteter Herr; hat eine Neigung zum Geben und Wohlthun. Die damalige Prinzeßin, jetzt regierende Königinn, eine gebohrne von Hessen-Darmstadt, ist groß, von angenehmer Gestalt und einer Güte ohne Beyspiel; ihr Hof bestund vormals aus einer Oberhofmeisterin, einem Cammerherrn und zween Hofdamen; der Obriste Forcade versah das Amt eines Oberhofmarschalls dieses kleinen Hofes; es waren vier Pagen zur Aufwartung des Prinzen und der Prinzeßin da; alle Officierdamen wurden ohne Unterschied zu ihrer Tafel und zu ihrem Spiel gelassen, (war 1778.) und sie umarmte solche, wenn sie hineintraten. Zu der Zeit 1778. waren die Kinder des Kronprinzen zween Prinzen und zwo Prinzeßinnen, diese wurden nebst ihren Kinderfrauen und Hofmeistern auf Kosten des Hochsel. Königs unterhalten und erzogen. Der älteste, ein Knabe, so neun Jahre alt, (1778.) war, und von der artigsten Gestalt ist, war damals beständig der Sonnenhitze, dem Regen und großer Kälte ausgesetzt, doch hatte dieser junge Prinz aber auch eine erstaunliche Stärke für sein Alter.

Der verstorbene König hat nur noch zween Brüder hinterlassen, nämlich: den Prinz Heinrich, der mit einer Prinzeßin von Hessen vermählt ist, und keine Kinder hat; und der Prinz Ferdinand, mit der Prinzeßin von Brandenburg-Schwedt, mit welcher er verschiedene Kinder hat. Die Schwestern des verstorbenen Königs sind die verwittwete Königinn von Schweden, die regierende Herzogin von Braunschweig, die verwittwete Marggräfin von Brandenburg-Anspach, und die Prinzeßin Amalia, die sich zu Berlin aufhielt, und von dem verstorbenen Könige sehr geliebt wurde. Die verwittwete Prinzeßin von Preußen, Mutter des Kronprinzen, jetzt König, ist aus dem Hause Braunschweig; sie wohnt auch zu Berlin, und hat die junge Prinzeßin von Preussen bey sich, die Tochter des Kronprinzen ihres Sohns und der Prinzeßin von Braunschweig, deren Ehe getrennt. Dieß ist eine vortrefliche Prinzeßin, die mit einer äußerst liebenswürdigen Gestalt alle mögliche Annehmlichkeit, Verstand und Lebhaftigkeit vereinigt. Der verstorbene König liebte sie sehr.

Es ist fast das ganze Land, welches Sachsen von Brandenburg scheidet, von Leipzig bis nach Berlin, der Hauptstadt dieses Churfürstenthums, eine sandige Ebene mit Tannenbäumen besetzt. Berlin scheint fast so groß als Paris zu seyn, und hat sehr lange und nach der Schnure abge-

messene Straßen. Die Häuser in der Stadt Berlin sind nur ein Stockwerk hoch, und sehr schön gebauet, doch findet man daselbst nicht so viele bequeme und artig eingerichtete Zimmer, nicht so prächtige große Säle, nicht so niedliche Kammern und Kabinets dem Amor gewidmet, nicht so viele heimliche Treppen, deren sich manche vom schönen Geschlechte bedienen, sondern man trift daselbst nur mit Hausrath und vielen Gemälden gezierte große Säle an. — Der Spreefluß fließt in dem einen Viertel der Stadt; weil aber der wenige Abhang des Flusses den Abfluß des Spreeflusses langsam macht, so wird das Wasser davon schlammig, und zuweilen dunstet dieser Fluß, besonders im Sommer, in den dasigen Gegenden einen unerträglichen Morastgestank aus; sonst führt der Spreefluß vortrefliche Fische, viele Aale und Krebse mit sich.

Zur Bequemlichkeit der Leute sind in jedem Viertel der Stadt Berlin Pumpen angebracht. Die Straßen werden von Lampen, welche in dunkeln Laternen sich befinden, eben nicht helle erleuchtet. Die Stadt Berlin wird etwa von 18000 Mann bewachet, die fast alle in Casernen einquartirt sind. Der Soldat wird in Berlin so genau bemerkt, und die Kriegsdisciplin so genau befolgt, daß der Einwohner fast niemals Ursache hat, sich über die Soldaten zu beklagen. Der Palast des verstorbenen Königs ist sehr groß, und des Prinzen Heinrichs Palais ist majestätisch schön gebauet. Zwischen diesen beiden Palästen

steht

steht das Zeughaus, welches den militärischen Geschmack des Prinzen bemerken läßt, der es hat errichten lassen, und zeigt, wie sehr er das Wichtige zu allem, was zur Vertheidigung und zur Vergrößerung eines Königreichs dienen kann, beyzufügen wußte. Das Opernhaus, welches gerade im Gesichte des Prinzen Heinrichs Palais stehet, ist sehr groß, und dessen Saal sehr schön. Der verstorbene König erhielt seit langer Zeit auf seine Kosten eine Truppe italienischer Komödianten zur Oper, und eine französische Truppe für das Theater. — Der einzige öffentliche Spaziergang ist ein großer Thier- oder Wildgarten, wo viele Alleen sind, und wo jederman spazieren gehen kann. Es wäre dieser Garten sehr angenehm, wenn die Menge des Sandes denselben im gehen nicht sehr beschwerlich machte; die eine Allee dieses Gartens führt zum königlichen Schlosse, so Charlottenburg heißt, wo große und wohl gehaltene Gärten sind. Von diesem Schlosse kann man alle Schiffe sehen, welche von Berlin abgehen, und von Hamburg kommen. —

Die Anzahl der Einwohner in Berlin, eine der schön gebaueten und der schönsten Städte in ganz Deutschland, kann 120000. Personen seyn, und dennoch ist es in derselben fast so stille und ruhig, als es auf dem Lande ist. Die Luft so man daselbst einathmet, wird von den sandigen

Theilen verdickt, welche oft der Gesundheit der Einwohner schädlich werden, und sie verhindern, den ihnen bestimmten Lebenstermin zu erreichen. Was die Sitten der reichen Einwohner in Berlin anlangt, sind dieselben ziemlich gelinde, die Adelichen sind sittlich und höflich; an ihren Bezeigen und Manieren wird kein Stolz bemerkt, welcher sonst vielen von der deutschen Noblesse so gemein ist, sie veranstalten gesellige Gesellschaften unter sich; welche sie gesellig und freundlich machen. Die Mannspersonen entwöhnen sich unter vornehmen Leuten, und besonders beym Umgange des gesitteten schönen Geschlechts die ihnen eigene Rauhigkeit, welche ihnen in der Einöde bleibt. Die Berliner Bürger sind rechtschaffen und mitleidig, aber nicht großmüthig, man hört sie selten verleumden; sie sind fleißig in ihren Verrichtungen. Ihre Lebensart ist einerley, und gleicht der Lebensart der Holländer. Die Morgenzeit bringen die Mannspersonen in ihren Häusern zu, des Abends gehen sie, wenn ihre Verrichtungen vorbey, an öffentliche Oerter, wo sie sich mit Europäischen Begebenheiten unterhalten. Bisweilen wird ihre Unterredung etwas lustig, doch bemerkt man in ihren Gesprächen feine und anständige Ausdrücke, welche die Ehrbarkeit nicht beleidigen und ein zärtliches Gemüth vermuthen lassen. Wenn sie die Trunkenheit in die Verwirrung stürzt, welche dieselbe charakterisirt, so wird ihre Freude ungestüm; ihre Einbildung erhitzt sich, und reden, so zu sagen, nur durch lachen.—

Der

Der Handwerksmann, der in seinen Manieren viel gröber ist, ist rechtschaffen und empfindlich; seine Grobheit ist flüchtig; sein gesetztes und vermischtes Gemüth wird leicht durch die Stimme des Eigennutzes erschüttert, er ist Geldbegierig, wenn er Geld zu verdienen denkt, seine Langsamkeit verläßt ihn, er wird hurtig und arbeitsam; ist fast stets ernsthaft, auch sogar bey seinen Vergnügen, sieht er wie ein ernsthafter Cato aus.

Viele Manufacturen verschaffen einen Theil des Volks das Mittel, sich zu ernähren, weil aber der Boden des Landes dürre ist, so würde es schwer seyn, wenn da alle preußische Unterthanen von dem einzigen Landesproducte leben sollten, deswegen begünstigte der verstorbene König die Geschicklichkeit, und hat nach Berlin viele Franzosen kommen lassen, um daselbst Manufacturen zu errichten und in Ansehen zu bringen, welche mit reichen Stoffen, mit Sammet, mit Sarsche von Seide und von Wolle verfertigt, handeln; aber die Langsamkeit des Arbeiters, die Materialien, deren Importationsunkosten, welche den Preiß theuer machen, verursachen, daß diese preußische Stoffe um ein Drittheil theurer sind, als die französischen Stoffe, welche in Frankreich fabricirt werden, folglich wird der Absatz der preußischen allemal verhindert. Die Tücher, welche man in Berlin macht, sind mit den französischen nicht zu vergleichen; der Eintrag derselben

selben soll ungleich und schlecht gezettelt seyn, nach Webermanier zu reden, die Sammete sollen schön gearbeitet, aber schlecht gefärbt seyn.

Die Frauenzimmer dieses Landes sind mehrentheils ziemlich fleischigte und untersetzte Blondinen, sie sind nicht so schlank und fein wie die Engländerinnen, können sich auch nicht so lustig und lebhaft stellen, um zu reizen. Obgleich ihre Stimme zart ist, so nimmt sie doch nicht ein, und ob man gleich um sie herum ist, so steht man doch bey ihnen keine verliebte Verwirrung aus. Wenn ihre Gesichtsfarbe bisweilen lebhaft wird, so ist es das Verlangen, und nicht die Neigung, welche sie schminket. — Die Frauenzimmer des Hofes, die viel liebreicher, als die andern sind, stellen sich nicht wegen ihres Standes und Ranges herrschsüchtig, und werden hochgeachtet. —

Der verewigte König hatte mehr als 200000 Mann Soldaten, die in 14 Tagen konnten beysammen seyn, und fertig zu Feldzügen waren. Diese Truppen exerciren und manoeuvriren sehr accurat und mit Richtigkeit, daß man es bewundert; die Abfeuerung des kleinen Gewehrs geschieht sehr hurtig, und die andern Tempo werden auch geschwind gemacht. Die preußischen Soldaten sind gemeiniglich groß und stark; und sehen unter dem Gewehr wohl aus. Der verstorbene

König

König ließ alle Jahre seine Truppen die Revüe paßiren, und befahl daß man viele Lager errichtete, um vor ihm die militärischen Stellungen der Soldaten in der Schlachtordnung und das mannichfaltige Ordnen derselben machen zu lassen. Alle preußische Bauern sind Soldaten; die man Cantonisten nennt, und die unterschiedlichen Regimentern einverleibt sind. Zur Musterungzeit sieht man die Bauern ungeschickt und auf plumpe Manier marschiren, die Flinte tragen, und mit kriegerischer Miene avanciren. Alle preußische Staaten sind soldatisch, und man sollte denken, wenn man die Achtsamkeit und die Disciplin sieht, welche der König bey allen seinen Truppen beobachten ließ, daß er stets fertig gewesen, zu Felde zu ziehen. Obgleich das Gouvernement militärisch war, so war doch die Regierung nicht tyrannisch. Man sah daselbst selten solche Autoritätsexempel, welche die Unterthanen bestürzen, und ihnen Furcht und Schrecken einjagen. Die Gerechtigkeit vor Gericht und bey Rechtshändeln wurde schleunig betrieben, und ohne Eigennuz gehandhabet. Es wurde daselbst seltener als anderwärts eine von diesen Executionen gesehen, wo der Pöbel Haufenweise unruhig oder erweicht wird. Nur etliche Tage vor König **Friedrichs des Zweyten** Tode wurde ein Bedienter, der in seines Herrn Hause vorsetzlich Feuer angelegt hatte, um ihn zu bestehlen, in Berlin auf einen Scheiterhaufen gesetzt, und zur Strafe verbrannt.

Der

Der Diebstahl wurde da nicht mit der Todesstrafe bestraft, und man hört selten, daß jemand wäre bestohlen worden. — Wenn ein Richter ein Todesurtheil abgefaßt hat, so ist es seine Pflicht und Schuldigkeit das Todesurtheil dem Könige zum Ansehen und zur Beurtheilung zuzusenden, ehe er dasselbe vollstrecken läßt. Der König erklärt es für ungültig und caßirt es, wenn es den göttlichen und natürlichen Gesetzen zuwider ist. Jedermann weiß, daß unter der Regierung des verstorbenen Königs die verwirrtesten und schweresten Prozesse nicht länger als ein Jahr währen durften. Man sieht da keine ganzen Familien, die durch die eigennützige Langsamkeit der Obrigkeit ganz arm geworden wären.

Die mißvergnügten Eheleute können in den preußischen Landen ihre Eheverbindung auflösen, aber sie sind genöthigt, sich wieder zu verehelichen, sie können nur ihre Ketten verändern. Diese Freyheit, welche die Ehescheidung zu begünstigen, und die Menschen zur Unbeständigkeit zu verleiten scheint, macht nur ihre Verbindung genauer und fester; es ist selten, daß man getrennte Ehen sieht. Die Frauenzimmer sind in Preußen nicht so fruchtbar als in Frankreich. Die Kinder, die unter ihren Eltern stehen, können keine Verbindung machen, noch sich ohne der Eltern Einwilligung verheurathen.

Die

Die protestantische Religion ist in Berlin die herrschende. Die Zahl der Lutheraner ist da eben so groß, als die Zahl der Calvinisten. Diese beyden, sowohl die Lutheraner als die Calvinisten, haben ihre Kirchen daselbst, und ihre unterschiedenen Prediger. Die Römischkatholischen beobachten öffentlich ihre Kirchenceremonien; ihre Prediger unterrichten sie ohne Furcht, und verwalten ihr Amt in Freyheit.

Die Juden versammeln sich da in ihrer Judenschule, ohne zu befürchten, daß man ihre Ceremonien stürme. Die Juden, die als Ungläubige fast bey allen Völkern ein Schrecken und Abscheu sind, die Juden, die so lange von den Römischkatholischen so unbarmherzig und grausam sind gehalten worden, haben in Berlin unter Friedrich II. eine glückliche Ruhe gefunden. Man vermuthet, daß 20000 Juden in Berlin sind. Der verstorbene König, dem bekannt war, daß ein reiches und handelndes Volk Ueberfluß in das Land bringt, welches er bewohnt, ließ das Judenvolk in seinen Staaten Sicherheit finden, welche dem Judenvolke in vielen andern Orten versagt ist. Die unglaubigen Juden werden von den berliner Einwohnern wegen ihres Eigennutzes verabscheuet. Man findet unter den Juden zu Berlin manche Juden, deren Fortuna ansehnlich ist, unter andern der famöse Ephraim, der im Jahr 1756 in dem schweren und blutigen siebenjährigen Krie-

ge dem verstorbenen Könige von Preussen viel Geld hergab, und das Mittel es zu vermehren erfand; nämlich: es wurden Achtgroschenstücken gepräget, welche man Ephraimiten nannte, und während dieses Krieges acht Groschen galten, so bald aber der Friede geschlossen war, nur drey Groschen galten. Eben so war es mit denen Friedrichs. d'or, diese galten im Kriege fünf Thaler, als der Krieg vorbey war, kaum Einen Thaler. Im Jahr 1786 ist in Berlin Moses Mendelsohn, ein sogenannter philosophischer Jude gestorben, der Bücher wider das Christenthum geschrieben hat, aber allezeit von den gründlichen Gottesgelehrten gründlich widerlegt worden ist.

Die drey Religionen, von welchen ich geredet habe, sind nur diejenigen, welche in Berlin bekannt sind. Ich unterstehe mich hier zu erzehlen, daß, als ich einstmals in eine Kirche der Calvinisten kam, und ihre Predigt anhörte, mich ihre Stille, ihre gesammelte und einnehmende Andacht, womit dieselben dem Allerhöchsten dem ihn gebührenden Gottesdienst leisteten, erbauete. Zugleich ward ich von dem ungekünstelten und einnehmenden Tone gerührt, mit welchem ihr Prediger ihnen die Wahrheiten des Evangelii verkündigte. — Man wird in diesem Lande nicht durch die sinnlosen Streitigkeiten, oder Dispüte, noch durch die unnützen Fragen, welche die Gemüther, ohne sie zu unterrichten, erbittern, und welche der Philosoph

losoph verachtet, verwirret. — Der Sterbende befürchtet nicht, daß man seinen Kindern die traurige Beruhigung seine Gebeine zu begraben, verweigern werde. Die Toleranz des verstorbenen Königs schien sich auf alle seine Unterthanen zu erstrecken; (Man nehme hier alle die Ungläubigen aus, so an Christum den Sohn Gottes nicht glauben.) sie fangen nicht, wegen des Unterschiedes ihrer Gottesdienste, an zu zanken.

Der Aufenthalt in Berlin schickte sich vielleicht am besten für einen Philosophen, der sein ehrbares Auskommen hätte, er könnte sich da dem Studiren, ohne Furcht für Ungelegenheit widmen. Die Qualität des Gelehrten war ein Titel, der des Königs Schutz gewidmet war, denn der verstorbene König selbst brachte den Wissenschaften vielen Ruhm. — In der Stadt Potsdam, welche **Friedrich** I. bauen ließ, wohnen mehr als 18000 Menschen, sie liegt auf einer Insel, welche die Havel und die Spree formirt; ihr Boden ist sandig, und morastig zugleich. Viele Häuser in Potsdam sind auf holländische Art gebauet, es fliessen auch daselbst Kanäle, welche den holländischen Kanälen gleichen. Potsdam ist mit Alleen von Bäumen geschmückt, dieses giebt der Stadt ein ländliches Ansehen, und macht den Aufenthalt angenehm; doch sieht man daselbst keine verzierte Plätze; nur derjenige Platz, welcher dem Schlosse gerade über ist, ist der einzige Platz, wo man etliche sonderliche große Gebäude bemerkt. Die Straße, dem Palast des Königs gegen über

ist sehr schön; die vordersten Theile ihrer Häuser sind nach der Bauart des berühmten italienischen Baumeisters Palladio gebauet; aber hinter diesen prächtigen Vordertheilen der Häuser versteckt sich das Elend des geringen Handwerkers und manches Soldats. Man sieht in dieser Stadt wenig Bürger, sie sind fast alle arm.

Der verewigte König hat viel gelesen, der **Quintus Curtius** war sein Lieblingsbuch; sein Herz entbrennte, wenn er die Erzählung von des **großen Alexanders** Thaten las; er ermüdete nicht den Kriegsoperationen Alexanders nachzudenken, seine Märsche, seine Belagerungen, seine Siege; alles rührte ihn, alles war ihm in der Lebensbeschreibung dieses Helden wichtig. Weiser als der unglückliche König von Schweden **Karl** XII., der den Alexander den Großen zum Muster wählte, und der eben so tapfer als kühn war. — Zur Abendzeit fand der König sein Vergnügen an der Musik, die Querflöte wurde von ihm sehr schön geblasen, und die Adagio auf derselben so rührend, daß sich dieselben besonders ausnahmen. Wenn das Concert vorbey war, speisete er mit fünf oder sechsen seiner Lieblinge, und war bey dieser Mahlzeit sehr aufgeräumt, lächelte, und war vergnügt. Wenn der verstorbene König bey dem Ergiessen der Freundschaft uneingedenk war, daß er König war, so erinnerte sich jedermann selbst daran, und bewunderte denselben noch mehr. Nie hat sich das

das wahre Vergnügen einer kaltsinnigen und herrischen Würde genähert, nie hat das Lächeln seine Lippen eingenommen. —

Wenn man eine Viertelmeile von Potsdam ist, so sieht man ein sehr schönes königliches Haus, welches Sanssouci heist. Dieses Sanssouci liegt auf einem Hügel; da sieht man vortrefliche Gärten, welche sehr wohl unterhalten sind; daselbst speisete der König weiland kleine Mahlzeiten des Abends, erquickte sich von seinen Beschwerlichkeiten, und vergaß in dem Schoose der Vergnügungen die Bellona, und die Musen; dieser König hat nie gespielet, auch nicht gejaget, ob es gleich viel roth Wildpret in des Königs Wäldern gab, welche ihm das Vergnügen der Jagd machen konnten. Er that keine kostbaren Reisen, und fühlte den Schmerz nicht, daß er seine Unterthanen arm machte, weil er die von sie bewohnten Länder durchreisete. Die Fremden, die an den Potsdamer Hof kamen, wurden nicht von dem Glanze des Aufwands in Erstaunen gesetzt. Der König war beständig in der Uniform, und die Herren, die sich Vertheidiger des Vaterlandes und die Stütze des Throns nennen, schmücken sich mit der Uniform, welche Helden so wohl kleidet. Preussen hatte den würdigsten Prinz, es zu regieren; er verstund Krieg und Gesetz, war gütig, gerecht, ökonomisch, obgleich großmüthig. Nachdem er sein Königreich erweitert, und seine Truppen furcht-

bar, den Mächten so es umgeben, gemacht hatte, beschäftigte er sich, vor seinem Absterben einen Prinzen zu bilden, der ihm succediren und das Glück seiner Unterthanen machen kann; und nun regierender König ist.

Als der König 1778 beim damaligen Kriege das Hauptquartier noch in Frankenstein gehabt, ist derselbe auf den Hof einer verwitweten adelichen Dame gekommen, und hat sich da in etwas verweilet. Die adeliche Dame hat den König in ein Zimmer geführt, wo die Bildnisse von sechs ihrer Söhne gemalt aufgestellt gewesen, die im Dienste des Königs und des Vaterlands geblieben waren. Hier wieß der König auf das dritte Bildniß, und sagte zu der verwitweten Dame: wäre dieser am Leben geblieben, so versichere, er wäre itzt General. Er war ein braver Mann. Die Mutter that nicht kläglich über den Tod ihrer sechs Söhne, doch bedauerte Sie, daß Sie ihren zwo Töchtern wegen Schulden nichts hinterlassen könnte. Der König ritt fort, erkundigte sich nach den Umständen, und ließ der jüngsten Tochter ein Geschenk von sechstausend Dukaten machen. —

In den letzten Lebensjahren des verstorbenen Königs, wurden die Landeseinkünfte auf 28 Millionen Thaler geschätzt. Die Anzahl der Menschen in den gesammten preußischen Staaten beträgt

trägt gegen sechs Millionen. Die Armee bestund vor seinem Ableben aus 224431 Mann, und in den verschiedenen Schazkammern soll König Friedrich der Große 103 Millionen hinterlassen haben. Bey dem Antritte der Regierung 1740 hatte der verstorbene König zwo Millionen 240000 Menschen, 70000 Mann Truppen, gegen 12 Millionen jährliche Revenüen, und fand in der Schatzkammer, wie man vermuthet, 20 Millionen Thaler. — In der Neujahrmesse 1787 las man in der leipziger Zeitung folgende Anzeige: König Friedrich II. und dessen General von Ziethen, beide in Lebensgröße in einem Zelte vorgestellt, mit größter Kunst und ausserordentlicher Aehnlichkeit angefertigt, bereits bekannt gemacht in der berliner Zeitung, versehen mit den Attestaten der Academie der bildenden Künste in Berlin, sind allhier in dem ranstädter Schießhaussaale von Morgens 9 bis Mittags 12 Uhr, und Nachmittags von 2 bis Abends 8 Uhr, bey uns zu sehen. — Für die Entree wird 6 Gr. 4 und 2 Gr. bezahlt. — Melzner und Niesner, Bildhauer aus Berlin. — Man behauptet, daß der König sehr natürlich gesehen, wie auch der General von Ziethen, und der Soldat, der vor dem Zelt die Wache in Lebensgröße hielt, wurde von manchem Leipziger und mancher Leipzigerin bewundert, so lebhaft und natürlich sah er in der Uniform, mit Flinte und Pallasche.

Die in Preussen vorzüglich schöne Sache ist das Kriegswesen; und es ist auch der Grund von der Macht dieses Staats; die Sparsamkeit in Anwendung der Finanzen ist auch merkwürdig, und sie ist eine von den Ursachen, welche am kräftigsten dazu beygetragen haben, das Haus Brandenburg zu dem Grade der Macht zu erheben, zu welchem es gelangt ist. — Die Truppen, aus welchen die Armeen bestehen, sind im Ganzen genommen schön, wohl bewaffnet, disciplinirt und exercirt. Der unter dem Corps eingeführte Mechanismus ist fast unnachahmlich; und es ist schwer, sich von dem Grade der Vollkommenheit, wie weit er getrieben wird, einen richtigen Begriff zu machen. Nicht nur der Officier, sondern auch der Unterofficier und der gemeine Soldat wissen accurat, was sie zu thun haben, sie thun es auch mit der pünktlichsten Genauigkeit, maschinenmäßig, wenn man will, aber die Sache ist doch wirklich. Der Kriegsstaat wird in drey Klassen getheilt, nämlich: in Feldregimenter, in Garnisonregimenter und in Freybataillons. — Alle Truppen werden alle Jahre neu gekleidet, und alle zwey Jahr equipiret, so daß der Soldat immer einen neuen Rock und Ausstaffirung hat, welche er aber nur bey Paraden und großen Exercitien anlegt. Wenn der Rock ein Jahr gedient hat, wird er gewendet und ausgebessert, und dient zum täglichen Gebrauch. Der Soldat hat überdieß eine Arbeitsweste und Hosen, die aus alten Kleidern gemacht

sind;

sind; er hat auch weiße leinwandne Hosen, welche er des Sommers trägt.

Die ganze preußische Infanterie geht blau. Weste und Hosen weiß, die Gardebataillons ausgenommen, die eins wie das andere gelb haben. Durch die Aufschläge, Kragen und Aufklappen unterscheiden sich die Regimenter, wie auch durch die Besetzung und Schleifen, welche bey der Garde silbern, und bey der übrigen Infanterie wollen oder leinen sind; die Weste ist stets glatt. Die Uniform der Officiers sind mit einer Stickerey in Gold oder Silber geziert, und wie Schleifen gemacht; diese Stickereyen sind sehr leicht und im Preise sehr ansehnlich. Es giebt etliche Korps, welche Schleifen von Tressen haben. Die Uniform der Garde zu Fuß ist sehr reich, der Officiers ihre sehr schön Der General der Armee hat Uniformen mit Silber gestickt, blaues Kleid, rothe Aufschläge, gelbe Westen und Hosen, mit großen Hacken; die königlichen Flügeladjutanten tragen dieselbe Uniform. Dejenigen, die in der Suite des verstorbenen Königs waren, trugen unterschiedliche Uniformen, nämlich: die von der Kavallerie weiß, mit rothen Aufschlägen; die von der Infanterie die Uniform des Regiments, wozu sie gehören, und die, so zu keinem Regimente gehörten, trugen die Uniform der Flügeladjutanten. — Die großen Uniformen wurden selten von den Generalstaabsofficieren der Armeen, den Flügeladju-

tanten des Königs und den Officieren seines Gefolges getragen; sie richteten sich alle nach dem Geschmacke ihres Herrn, und trugen eine glatte Uniform mit bloßen Hacken. Die Generals unterscheiden sich nur durch eine große weiße Feder auf dem Hut, sie tragen die Uniform des Korps, zu welchen sie gehören; der König selbst hatte kein anderes Unterscheidungszeichen. Die **preußische Kavallerie** ist zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit nach dem siebenjährigen schweren und blutigen Kriege, welcher 1756 ausbrach und 1763 sich endigte, gestiegen, die ihre Einrichtung ihr zu erreichen verstattet. — Die Kavallerie ist in Garde dû Corps, Gens d'Armes, Karabiniers, Kürassirer, Dragoner, Husaren und Bosniaken eingetheilt. —

Die ganze Kavallerie wird wie die Infanterie alle Jahre neu gekleidet; der Mantel und das Pferdegeschirr müssen zwey Jahre aushalten; man liefert gleichfalls den Officieren die Uniformen alle Jahre und das Pferdegeschirr alle zwey Jahre; die Gemeinen werden in Stiefeln und in Stallröcken unterhalten. Ohngeachtet die Hüte der Kavallerie sehr groß sind, und von nahem eben nicht besonders aussehen, so geben sie doch dem Reiter ein soldatisches Ansehen, wenn er in Schwadron steht. Die preußischen Dragoner gehen hellblau gekleidet, haben keinen Küraß, sind wahre leichte Kavallerieregimenter, sie fechten niemals zu

Fuße,

Fuße, sie sind ihrer Verfassung nach nicht tauglich dazu, weil sie kein Langgewehr haben. — Die Husarenregimenter sind in verschiedene Farben und auf ungarische Art gekleidet. Es ist ein Husarenregiment, welches einen Zeug trägt, der ins schwärzliche fällt, dieses Regiment hat Todtenköpfe an den Mützen und Dollmanns sowohl, als auf seinen Standarten gemalt; dieß sind die schwarzen Husaren; die Posniaken sind auf Polnisch gekleidet. — Jeder preußischer Unterthan ist ein gebohrner Soldat. Der Adel allein ist es nicht mit Gewalt. Im 16ten Jahr wird jeder Ackermann, Bauer, Handwerker, Kaufmann und Bürger auf die Kantonliste geschrieben, und genöthigt zu der Kompagnie zu kommen, zu welcher die Stadt, der Flecken oder das Dorf, worinnen er geboren ist, gehört. Zu einem Kanton gehören die Stadt, wo das Regiment im Quartier liegt, und die benachbarten Oerter. Diese Nationalrekruten gehen sogleich zu ihren Kompagnien ab, wo sie ein ganzes Jahr bleiben, um abgerichtet und exercirt zu werden. Nach Verlauf dieser Zeit kommen sie ohne Unterschied in die Klasse der Beurlaubten, und kehren wiederum nach ihren Dörfern zurück, um da den Ackerbau und ihre andern Arbeiten abzuwarten; so ist es auch mit den Uebercompletten immer gehalten worden.

Alle Veranstaltungen waren so genau und weise getroffen, daß, wenn der verstorbene König Friedrich II. eine Armee zusammen haben wollte, er solche binnen 4 bis 5 Tagen bewerkstelligen konnte, ohne daß die Regimenter selbst, die solche ausmachen sollen, ein Wort davon wußten. Man ließ die Beurlaubten und Ueberkompletten zusammen berufen, welches in zween Tagen geschehen ist; denn es waren 24 Stunden hinreichend, sie mit Gewehr und Geräthe zu versehen, während dieser Zeit kamen die Stück- Kompagnie- und Bagagepferde der Officiere, wie auch die Bedienten der leztern, und den fünften Tag marschirte das Regiment, und lagerte sich an dem bestimmten Ort, wo die Armee sich versammeln sollte. Wegen der Einrichtung der Standquartiere und Garnison im Churfürstenthum und in der Mark Brandenburg können die Truppen, welche darinn vertheilt sind, sich in Zeit von acht Tagen an den sächsischen Grenzen in eine Armee zusammenziehen, und selbst in dieses Land eingedrungen und über die Elbe gegangen seyn. Eben so ist es in Schlesien und der Grafschaft Glaz, und die preussischen Armeen können in das Oesterreichische Schlesien und einen Theil von Böhmen einfallen, ehe der Wiener Hof erfahren kann, daß sie sich versammeln. Dergleichen Anstalten sind auch in Pommern und Preussen und allenthalben, wo der verewigte König Truppen hatte, getroffen; es war ihm ein leichtes, sie zu einer Zeit ins Feld

zu

zu stellen, da man es sich am wenigsten versah. Die preußische Macht wird ihren Nachbarn stets furchtbar seyn.

Es ist nichts leichtes zu begreifen und sich recht vorzustellen, mit welcher Accuratesse alles, was die das Kriegswesen betreffende Gegenstände anlangt, in Preußen vollstreckt wird. Seit mehr als dreyßig Jahren suchen alle europäischen Mächte es der preußischen nachzuthun. Man hat die Soldaten nach preußischer Manier kleiden lassen, ihnen die Uebung mit dem Gewehr mit der männlichen Genauigkeit, wie in Preussen lehren wollen; man hat eine strenge und beschwerliche Kriegszucht eingeführt, ohne die Grundsätze der wahren Kriegsdisciplin noch die Art, selbige einzuführen, zu kennen, und man hat gewollt, daß bey einer Armee alles vollkommen seyn soll. Hätte man sich bemühet, die preußische Verfassung zu untersuchen, so würde man befunden haben, daß das, was in Preußen läßt, anderwärts mittelmäßig, auch selbst schlecht ist; daß jene Kriegszucht, welche den Grund der Kriegsverfassung dieses Landes ausmacht, darinn seit langer Zeit eingeführt, und seit dem großen Churfürsten ist keine Veränderung daran gemacht worden.

Freylich muß man, ehe man eine Armee errichtet, und ihr eine Verfassung giebt, wenn man nach guten Grundsätzen handeln will, erst den Gegenstand ihrer Errichtung und den Charakter der

Na-

Nationen prüfen, woraus sie besteht, denn es ist unmöglich, aus einem Russen einen Italiener, und aus einem Preussen einen Franzosen zu machen. Wenn sich die Preussen mit ihrer Tapferkeit oder Exercierkunst der Soldaten mehr der Griechischen und Römischen, die unsere Lehrmeister sind, hätten genähert, und die Grundsätze dieser alten Krieger mit ihrer Kriegszucht, mit der Genauigkeit ihrer Evolutionen, oder Ordnen und Stellen der Soldaten in der Schlachtordnung, oder wenn man die Soldaten exerciret, welche Truppen würden es gegen die Preussen haben aushalten können, bey gestellter Schlachtordnung und im freyen Felde? — Die preußischen Soldaten sind ansehnlich, und die preußische Infanterie marschirt ganz vortreflich, ohne daß der Soldat geziert und gezwungen aussieht, wie fast allenthalben, wo man es hat nachmachen wollen. Die preußische Infanterie marschirt fast stets stille ohne des Taktes der Instrumente nöthig zu haben, dessen ungeachtet sind ihre Schritte immer taktmäßig und abgemessen, und diesen Marsch hat der Soldat so fest im Kopfe, daß er ihn maschinenmäßig und ohne darauf Achtung zu geben, verrichtet. Des verstorbenen Königs liebste Manoeuvres waren die Veränderung der Fronte, wobey immer die schiefe Richtung zum Grunde lag; dieser Prinz verstand die Kunst der verstellten Manoeuvres; nur er und etliche vertraute Adjutanten wußten den Punkt, auf welchen er seinen Angriff richten wollte. Es ist kein Land in der Welt, wo die hohen und nie-

dern

dern Officiers das, was ihnen befohlen ist, so accurat auszuführen wissen, und die Ursache davon ist ganz natürlich. Von ihrer Kindheit an mit Erlernung der Manoeuvres beschäftigt und gewöhnt, ihre Gedanken nicht weiter als auf den Gegenstand zu richten, der ihnen aufgetragen ist, sehen sie nur das, was man ihn befiehlt, und suchen gar nicht auszugründen, warum man es ihnen befiehlt. — Wenn der verstorbene König die Truppen Frankreichs kommandirt hätte, welche Nation würde es gegen dieselben ausgehalten haben? wenn sie portirt für ihren König, ihn an ihrer Spitze den Angriff thun, und weislich die Wege, die zum Siege führen, erwählen sähen, welche Schranken würden dem Ungestüm ihres Muthes haben können Einhalt thun, oder ihn haben mäßigen können?

Am Tage der Schlacht war der König von Preussen ein großer Feldherr, er war in seinen Anordnungen zu bewundern, er war unnachahmlich in Entwerfung der Plans zu den Feldzügen, welche sich, so zu reden, alle in einer Angel dreheten, und worinnen alle Operationes zusammentrafen; vorsichtig in seinen Entwürfen, verwegen in der Ausführung seiner Projecte wollte er alles in einem Tage besiegen. Er wußte den Sieg zu nutzen, und verfolgte die Vortheile, war hurtig den Verlust wieder zu ersetzen, stellte sich in solchen Gelegenheiten die Rathschläge zu hören, hatte aber schon

schon lange vorher die Mittel, seine Armee im Fall einer Einsperrung auf freyen Fuß zu setzen, oder Zufluchtsörter, dieselbe in Sicherheit zu bringen, vorbereitet. Dieß war der König, der Preussen beherrschte.

Der innere Mechanismus der Korps, welche die preußischen Armeen ausmachen, ihre Kriegszucht, die Ordnung so dabey herrscht, alles dieses ist schwer nachzuahmen. Die Hohen und Subalternen sowohl als Unterofficiers sind von langer Zeit her zu genauer Beobachtung aller eingeführten Anordnungen gewöhnt, der Soldat ist in Preussen, was man will, das er seyn soll. Der Soldat wird in der Garnison nicht in solchem Zwange gehalten, als man sich einbildet; er ist nur verbunden, sich zum Visitiren, welches alle Tage drey Mal geschieht, einzustellen, ausser dem Frühvisitiren, welches allemal ein Oberofficier der Compagnie thut. Mittags um 12 Uhr, um 4 Uhr, und eine Viertelstunde nach dem Zapfenstreiche geht ein Subaltern und ein Unterofficier von jeder Kompagnie, die Stube zu visitiren, und die Soldaten sowohl in den Kasernen als bey den Bürgern zu rufen. Die Berlinischen Kasernen sind große Säle, in welchen 25 bis 30 Betten stehen, worinn die Soldaten immer zween und zween zusammen liegen.

Die

Die Menge Menschen, die sich darinnen befindet, macht dieselben ungesund, weil die Luft in denselben dicke und nicht rein ist. Die Soldaten sowohl als die deutschen Bauern haben die schlimme Gewohnheit, wenigstens 6 Monate des Jahres zuzubringen, ohne ihre Kammerfenster aufzumachen, sie würden gesünder seyn, wenn man sie überreden könnte, daß die frische Luft von Zeit zu Zeit in einer Stube, oder in einem Zimmer nöthig ist. In den österreichischen Erblanden sind die Kasernen oder Soldatenhäuser weit schlimmer eingerichtet. Es sind ungeheure Säle, in welchen eine Kompagnie von 160 Mann schläft, wohnt und kocht; die Fenster derselben sind niedrig und schmal. Der Geruch, welcher ausdünstet, ist erschrecklich. Diese Truppen haben auch mehr Kranke und Schwache, als diejenigen, deren Kasernen in Stuben zu sechs bis sieben Mann abgetheilet sind. — Der Soldat ist genöthigt, Rotten oder Kammerweise zusammen zu essen, aber nur des Mittags; des Abends folgt er dem in Norden allgemein eingeführten Gebrauch, Butter und Brod zur Abendmahlzeit zu essen. Ausser dem Dienst ist der Soldat zu nichts verbunden, so wenig wie der Officier; er geht spazieren, trinkt, tanzt, oder arbeitet, und geht wie er will, ohne daß er gezwungen ist, die regelmäßige Uniform zu tragen. Die Beyschläferinnen sind zugelassen, selbst in den Kammern der Soldaten, die mit ihnen verheurathet oder so leben, wenn sie nur Kinder bringen,

die

die denn alle auf Kosten des verstorbenen Königs erzogen und erhalten wurden.

In den Städten von etwas Bedeutung haben die Officiers freyen Zutritt zu den adelichen Assembleen ohne Unterschied des Ranges und der Würde, welches in andern deutschen Diensten nicht so ist, wo die Etiquette verschiedene Klassen von Adelichen macht. Die Subalternenofficiers sind so mit ihrem Metier beschäftigt, daß sie selten von diesem Vortheil einen Nutzen ziehen. Eben so ist es mit den Kapitäns, sie sind gewohnt in den Kaffee- und Wirthshäusern Taback zu schmauchen, und Bier zu trinken. Auf solche Art sehen wenige, etliche Staabs- und andere Officiers ausgenommen, die eine bessere Erziehung bekommen haben, die Welt und die nützlichen Gesellschaften. — Hier eine kleine englische Glockenanekdote. In der Grafschaft Devon steht an der Diskantglocke dieser Wahlspruch: Friede und gute Nachbarschaft, und an der Tenorglocke: Die Lebendigen rufe ich zur Kirche, und die Todten zum Grabe. In der Kirche zu Biddiford, 197 Meilen von London ist diese Glocke unter 6 Glocken zu sehen. — Dieses schöne Geläute von 6 Glocken, weil der Thurm nahe bey dem Fluß stehet, wird der Schall dadurch sanfter und musikalischer.

Die Kavallerie, Dragoner und Husaren sind auf demselben Fuße, wie die Infanterie, in Betracht

tracht des Mechanismus und der innern Kriegszucht der Corps. Man versteht das militairische Reiten dabey sehr wohl, die Pferde sind sehr geschickt abgerichtet, und die preußische Kavallerie manoeuvrirt mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit und Richtigkeit; die Kavallerie manoeuvrirt auch zu Fuße, und der Reiter wird nach geschickten Grundsätzen abgerichtet. Die preußische Kavallerie wird oft zu Pferde und zu Fuße exercirt, und der Eskadrons-Chef fürchtet nicht, wie anderwärts, dadurch die Pferde oder ihre Harnische zu ruiniren. Man kann auch diese Kavallerie für eine der besten in Europa ansehen. Der Zustand eines Eskadrons-Chef und selbst eines Hauptmanns bey derselben ist vortreflich, und der Subaltern steht sich dabey nicht schlecht. Der Reuter, Dragoner und Husar wird richtig besoldet und verpflegt; die Pferde sind im Ganzen genommen, schön und vortreflich. Ungeachtet der Kriegsstaat in Preussen mit der größten Sorgfalt unterhalten wird, und man in diesem Stücke nichts verabsäumt, so geschahe doch alles mit solcher Sparsamkeit, daß der Kriegsstaat dem verstorbenen Könige mit allen Unkosten nicht mehr als 10 und eine halbe Millionen Thaler kosteten. Und doch waren seine Armeen, selbst in Friedenszeiten, stets vollzählig, und fertig auf den ersten Wink ins Feld zu ziehen.

Als der König bey einer Gelegenheit eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser hielt,

speiseten beide Monarchen nebst einer gewissen Anzahl ihrer vornehmsten Officiers allemal mit einander. Da sich General Laudon, der im Gefolge des Kaisers war, einmal unten an setzen wollte, rief der König ihm zu: Kommen sie, Herr General Laudon, setzen sie sich hierher, ich habe sie allemal lieber mir zur Seiten, als mir gegen über. — Dieß geschah bey der persönlichen Zusammenkunft vor der Theilung Pohlens.

Es ist noch zu bemerken, daß das Haus Brandenburg unter der Regierung **Friedrich Wilhelms** mit dem Beynamen des **großen Churfürsten** eine wichtige Rolle anfieng in Europa zu spielen. Sein Sohn **Friedrich der Dritte**, der im Jahr 1657 am 22sten Tag des Heumonats gebohren wurde, **erster König von Preussen**, war mehr besorgt, die Pracht der königlichen Würde zu behaupten, als die wahren Mittel zu Vermehrung des Glanzes seines Hauses zu suchen. **Friedrich Wilhelm** der zweyte König von Preussen ging mit Riesenschritten auf der Bahn fort, die ihm sein Großvater, der große Churfürst bezeichnet hatte, er bildete ein militärisches System, welches bis auf seine Zeit in Europa unbekannt war; er führte jene Kriegszucht ein, welche alle Welt nachzuahmen gesucht hat, und jenen bewundernswerthen Mechanismus, welcher alle Theile derselben so genau unter einander verbindet. Die richtige Beurtheilungskraft dieses Herrn zeigte ihm, daß eine zahlreiche aus wohlgeübten und wohldisciplinirten Soldaten bestehende

Armee

Armee der Grund der Macht des Hauses Brandenburg seyn müßte, und daß solche allein die Stütze derselben ausmachen könnte. Seine Staatskunst gründete sich von der Stunde an auf die Gewalt, und seine Regierung wurde durchaus militärisch.

Der verstorbene König **Friedrich der Zweite** dieses Namens, hat die Absichten seiner Vorfahren auch zu seinen Absichten gemacht. Kaum war er an der Regierung, so nahm er ansehnliche Vermehrungen bey seinem Kriegsstaate vor, und hat es nach und nach so weit gebracht, daß er der furchtbarsten Mächte ihrem Kriegsstaate gleich ward. Er behielt zwar im Ganzen, als ein geschickter Staatsmann die Taktik und Kriegszucht, welche sein Vater **Friedrich Wilhelm** eingeführt hatte, wie auch die allgemeinen Maximen seiner Regierung, aber sie wurden von ihm verbessert. Er arbeitete mit unermüdetem Fleisse seine Macht vorzüglich zu machen, nicht durch die Anzahl und Schönheit seiner Truppen, sondern auch durch die Ordnung und Mannszucht. Häufige Uebungen, eine unter den Augen des Königs stets fortgesetzte und wohlverstandene Bemühung, haben die preußischen Truppen zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht, den ihnen ihre Exercierkunst oder Taktik zu erreichen verstattete.

Der verstorbene Monarch hat eine sehr beträchtliche Kriegsmacht hinterlassen, nicht eben wegen der innern Stärke seiner Heere, sondern vorzüglich wegen der vortreflichen Ordnung, die in den unterschiedlichen Corps, aus welchen die

Kriegsmacht besteht, herrschet; wegen der seit ihrer Errichtung dabey eingeführten Kriegszucht; wegen der Leichtigkeit, mit welcher dieselben können zusammengezogen werden; wegen der weislich getroffenen Verfügungen, wodurch dieselben in den Stand gesetzt werden, in dem Augenblick, da man es am wenigsten erwartet, im Felde zu erscheinen; endlich wegen der Oekonomie, womit seit der Stiftung dieser Monarchie ihre Finanzen verwaltet werden.

Der verstorbene König regierte selbst und ohne Minister, denn die seinigen waren, eigentlich zu reden, nur Vollzieher der Befehle, welche er ihnen ausfertigte. Von ihm wurden Gegenstände der Staatskunst, Verwaltung des Kriegswesens, Gesetzgebung, Finanz- und Handlungssachen beschlossen und verordnet; er war selbst General, Aufseher und Intendant seiner Armeen; er war die Seele von allem; es wurde alles unter seinen Augen vollzogen, es gieng alles durch seinen Antrieb. König Friedrich II. redete mit Anmuth und Beredsamkeit lebende Sprachen; war fast in allen Wissenschaften gelehrt. Der verstorbene König schätzte den Menschen nach dem, was er ist, und nicht nach dem, was er glaubt, glaubte selbst wenig oder nichts, war prächtig bey Gelegenheit, sparsam aus Grundsätzen, belohnte reichlich, aber selten, und verstand, sich diejenigen ergeben zu machen, die er nöthig zu haben vermuthete, nicht so wohl durch Verschwendung seiner Wohlthaten als dadurch, daß er sie dieselben erwarten ließ. —

Er

Er war von einer männlichen und starken Natur, hatte ein majestätisches Ansehen, und ob er gleich sehr kurzsichtig war, so waren doch seine Augen erstaunlich lebhaft. — Er ging immer in einer einfachen, oft alten und schmuzigen Uniform, stets in Stiefeln, ohne ein anderes Unterscheidungszeichen als seinen Orden; zu Pferde sah er sehr martialisch aus, und man erkennte allemal unter der Nachläßigkeit seines Putzes den Helden. — Seine Toilette oder Putztisch dauerte zwo Minuten. Er lag immer ohne Mütze, und hatte weder Schlafrock noch Pantoffeln. Er zog seine Unterkleider auf dem Bette an, wie auch seine Stiefeln, und der erste beste Bediente, der ihm vor die Hand kam, accommodirte ihm das Haar und rasirte ihn den Bart. — Man findet davon ein Mehreres im fünften Theile. — Der König, wenn er die Rechnungen von Stall und von allen Ausgaben des Hauses, der Küche, Livree u. s. w. zu hoch fand, fieng er an zu lärmen, und bezahlte immer.

Der König besah alle seine Truppen; sie wurden alsdann des Jahres einmal in verschiedene Korps nach den Provinzen zusammengezogen; der König musterte sie, und ließ dieselben manoeuvriren. Die berlinischen Revüen waren sehr brillant; sie machten etwa ein Corps von 30000 Mann aus. Die Revüen und allgemeinen Uebungen dauerten 5 bis 6 Tage, und wurden in der Ebene bei Charlottenburg gehalten, welches ein königliches Lustschloß ist, eine Meile von Berlin, am Ende des großen Thiergartens gelegen, wäh-

rend dieser Zeit logirte der König gemeiniglich in Charlottenburg. Es waren auch im Brachmonate große Waffenübungen in Preussen, im August in Schlesien und gegen den 20sten Septemb. in Potsdam. Diese letztern waren die ansehnlichsten Manoeuvres, denn man wiederholte da alle große Kriegsmanoeuvres; vormals kommandirte der König die eine Parthey, und der General Anhalt die andere. Es durfte niemand diesen Manoeuvres ohne königliche Erlaubniß zu sehen, und er gab die Erlaubniß zu Potsdam sehr schwer, da er dieselbe hingegen an andern Exercierplätzen selten verweigerte. — Die Errichtung der Festung zu Silberberg in Schlesien und die Ausbesserung der Glatzischen haben dem König wenigstens sechs bis sieben Millionen Thaler gekostet. Als der König diese Plätze besuchte, sagte er eines Tages zu dem Major Grafen von P.: „Wenn Krieg wird, so will ich euch zum Kommandanten einer von beiden machen. — Ich bitte Ew. Majestät unterthänigst, antwortete er, mich mit dieser Gnade zu verschonen, ungeachtet ich bereit bin, mein Leben zu Ihrem Dienst aufzuopfern; wollten Sie mich zwingen sie anzunehmen, so würde ich desertiren. „Warum das, erwiederte der König lebhaft? — Ich fürchte mich vor Spandau, Sire.“ — Der König schüttelte den Kopf und fing an von etwas anders zu reden.

Meiner Meynung nach hatte der Major Recht, denn diese beiden Plätze sind sehr schwer zu vertheidigen, besonders mit schlechten und schwachen Besatzun-

satzungen, wie der König gemeiniglich gab. — Die Geschichte des vorletzten Kriegs läßt sehr merkwürdige Beyspiele von des verstorbenen Königs Denkungsart in diesem Stücke bemerken. Der Kommandant von Schweidnitz wurde, weil er sich durch den General Laudon hatte vertreiben lassen, nach Spandau geschickt, obgleich, schreibt ein Ungenannter, die Wahrheit zu sagen, dieser Officier nicht in seinem Platze war überrumpelt, sondern wirklich zur Uebergabe gezwungen worden, weil seine Besatzung kaum hinreichte, die Wälle zu besetzen. Dem Glatzischen wurde noch schlimmer begegnet, als er sich nach der Einnahme dieses Platzes vor dem Könige zeigte. Der König ließ ihn gefangen nehmen, auf einem Bauerwagen von zween Husaren begleitet ausser den Vorposten seiner Armee führen, und ihm andeuten, seine Staaten bey Lebensstrafe nie wieder zu betreten.

In Potsdam hat der verstorbene König viele Plätze bauen lassen, welche mit schönen Alleen bepflanzet sind; Er hat das große Baßin im holländischen Quartier mit Werkstücken bekleiden, und mit eisernen vergoldeten Geländern versehen lassen. Dieses ist von einem weiten Umfange und dienet zu einem Wasserbehälter, woraus das Wasser weiter geleitet wird. Dieses große Baßin oder Wasserbehälter stehet mit dem Havelflusse in Verbindung, und eben durch dieses oft genannte Baßin kommen die mit Kaufmannswaaren beladenen Fahrzeuge an, und vertheilen sich alsdenn durch unterschiedliche Kanäle ins Innere der Stadt.

Mitten in diesem großen Behälter ist ein kleines viereckichtes Gebäude, welches der vorige König erbauet hat. Hier pflegte derselbe weiland seinen Kriegsrath zu halten, und alle Nachmittage hineinzugehen, um mit seinen Generalen ein Glas Bier zu trinken, und eine Pfeife Tabak zu rauchen. Man trug da vormals eine Art von Abendmahlzeit auf, welche aus Pöckelfleisch, Schinken und kaltem schweren Fleische bestand, und Bier war das einzige Getränk, dessen man sich bediente. Der verstorbene König hat dieses Gebäude sehr vernachläßigt, denn König Friedrich II. bauete, besserte aber niemals aus. — Er ließ alle Jahre 40 Häuser zu Berlin erbauen, und dieselben wurden eben nach den Grundsätzen, wie die zu Potsdam aufgeführet, und der König schaltete damit wie mit denen in Potsdam. Zu Berlin ließ er in einer angenehmen Lage die römischkatholische Kirche bauen, welches ein prächtiges Gebäude, und nach dem Muster der Kirche la Rotonda oder des Pantheons zu Rom aufgeführt ist.

Der verstorbene König hat in seinen Staaten die schönsten Stiftungen errichtet, und unterschiedlichen ihren vorigen Glanz wieder gegeben; namentlich die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, welche von Friedrich, dem ersten König von Preussen, seinem Großvater gestiftet, und bei der vorigen Regierung hintangesetzt worden ist. Ferner die adeliche Ritterakademie, in welcher funfzehn Edelleute erzogen werden, über welche der König nach seinem Gefallen disponirte. Diese funf-

zehn Subjecte wurden aus dem Kadettenkorps genommen. Dieses Haus der 15 Zöglinge kostete dem Könige jährlich 45000 Thaler zu unterhalten. — Der König erlaubte, daß noch funfzehn junge Edelleute von seinen Unterthanen oder auch andere wie diejenigen, die er hineinthat, erzogen werden konnten. Diese wurden wie die Edelleute logiret, verpfleget, gekleidet und unterhalten, und bekamen durchaus dieselbe Erziehung, wofür sie jährlich 400 Reichsthaler an den Direktor bezahlten, welcher sie ohne einen Befehl des Königes nicht aufnehmen konnte. — Das adeliche Kadettenhaus wurde nicht so unterhalten; die Anzahl der Kadetten ist auf 300 Edelleute bestimmt, welche man aus den Provinzen, besonders aus Pommern, worinn es von armen Adel wimmelt, wie auch aus den übrigen Staaten des Königs von Preussen zusammen nahm. Ihre Erziehung ist ganz soldatisch, man lehrte sie lesen und schreiben; sie haben Professores in der Mathematik und Sprachmeister. Sie thun die Wache am Hause, ziehen auf die Parade und machen alle Kriegsübungen mit dem Gewehr. Der König bezahlte für den Unterhalt und die Verpflegung eines jeden Kadetten monatlich sechs Thaler, sie wurden aus dem königl. Lagerhause gekleidet, und man machte ihnen alte Gewehre zu rechte; sie sind reinlich, obgleich nur einfach und schlecht gekleidet. Dieses Korps ist die Pflanzschule der Subalternofficiers der preußischen Armeen. Inzwischen sind

diese jungen Leute nur der Fuchtel unterworfen, und dieß ist der einzige Vorzug, welchen sie haben.

Es ist auch ein Kadettenhaus zu Breßlau das aber nicht sehr zahlreich ist. Man hat auch in einer andern kleinen Stadt in Schlesien eine Ritterakademie errichtet, wo der verstorbene König die Subjekte ernannte. Es sind auch 1769 zu Stolpe, und 1776 zu Culm Cadettenschulen errichtet worden. — Eine der schönsten Anstalten dieser Art ist das Waisenhaus in Potsdam, wo ungefehr drey tausend Kinder auf Kosten des Königs gekleidet und unterhalten werden; man läßt dieselben, so bald sie können, unterschiedliche Arbeiten verfertigen. Wenn die Knaben erwachsen sind, werden sie theils zu Handwerkern, theils zu Bauern gethan, theils aber auch unter die Regimenter gesteckt, so bald sie im Stande sind zu dienen. Die Mädchen bleiben in dem Hause bis man sie zu verheurathen, oder irgendwo unterzubringen Gelegenheit findet. Ein schwangeres Mädchen ist, so bald sie sich angiebt, unter dem Schutze des Staats; es ist den Eltern und Verwandten bei schwerer Strafe verboten, ihren Töchtern wörtlich oder thätig übel zu begegnen, sie stehen für ihr Kind. Wenn sich eine Dienstmagd schwanger befindet, so darf ihre Herrschaft sie nicht fortschikken, noch mißhandeln, auch ihr nicht einmal Vorwürfe machen.

Als man einsmals eine Schmähschrift wider den verstorbenen König nicht weit von dem Schlosse

zu Potsdam angemacht hatte, aber so hoch, daß es nur wenige lesen konnten; als dieses der König erfuhr, befahl er: Man soll das Pasquill niedriger anmachen, damit es jeder lesen kann. So sagte Friedrich II. —

Wenn ein Mädchen in die Wochen kommen will, so wendet sich dieselbe an den Magistrat, welcher den Ort bestimmt, wo sie ihre Wochen halten soll; die Stadt oder das Dorf träget die Kosten, wenn die Familie oder das Mädchen nicht die Mittel dazu hat. Sobald das Kind zur Welt gekommen ist, wird es in die Kost gethan; sind die Eltern im Stande, die Unkosten herzugeben, so werden sie dazu angehalten, wo nicht, so thut die Stadt oder das Dorf den Vorschuß, und der König vergütet ihnen denselben. — Die Hospitäler sind in allen Preussischen Landen nur in einem mittelmäßigen Stande; die Kranken werden darin schlecht gewartet und unterhalten; dieser Theil der Staatsverwaltung wurde sehr vernachläßigt. Es sind da keine eigentliche Soldatenhospitäler, etliche vor venerische Krankheiten ausgenommen; welche nicht besser als die andern versorgt werden, und wo viele Menschen an ihren Krankheiten sterben. — So schreibt ein Ungenannter. — Ein Regimentsfeldscheer hat die Oberaufsicht darüber, und unter seinen Befehlen etliche Barbiere, und etliche faule oft unwissende Aerzte, welche ihre Kranken selten besuchen. — So war es zu Königs Friedrich II. Zeiten.

In dem ganzen Königreiche giebt es sehr wohl bestellte Fabriken und Manufacturen; wie zum Beispiel: die Seidenmanufacturen zu Berlin und zu Frankfurt an der Oder. — Es ist auch die Berliner Porzellanfabrik schön; sie wurde für Königl. Rechnung getrieben. Jeder Jude, der sich verheurathet, muß aus der Fabrik eine gewisse Anzahl Porzelain nach Verhältniß seines Vermögens kaufen; der ärmste Jude wird zu 200 Reichsthaler angeschlagen und es wird bis auf 6000 Thaler getrieben. In den Staaten des Königs ist eine große Menge Juden ansässig und überhaupt reich. Den Käufern stehet frey, ihre Waare, nachdem sie solche baar bezahlet, wieder zu verkaufen, auch sie ausser Landes zu verschicken, ohne daß sie die geringste Abgabe dafür entrichten dürfen. — Bei Lebzeiten **Friedrichs** II. wurden die Accisegefälle in den Preussischen Staaten durch Regien verwaltet, welches sich nach dessen Ableben geändert hat. Sie begriffen alle Auflagen auf die überflüßigen ausländischen Waaren, von welchen man zuweilen noch einmal so viel nahm, als sie werth waren, den Tabakspacht und die Abgaben von den Lebensmitteln in sich; die Kosten der Verwaltung waren hierbei sehr groß. — Es giebt auch eine Salzhandlungscompagnie oder Pacht im Königreiche Preußen, und eine unzählige Menge ausschließender Privilegien in den übrigen Staaten. Bei allen diesen verschiedenen Regien, bediente man sich der Franzosen, die vielleicht ihre Pfeifen dabei zu schneiden wußten. — Vor dem waren zween Generalregisseurs mit starken Besol-

dungen; die Herren de **Launai** und **de Latre** sind es seit Errichtung der **Regie** gewesen; letzterer fand Mittel und Wege, den König zu Errichtung der Salzhandlungscompagnie in Preussen zu überreden, und wurde zum Director derselben gemacht. --

---

Als im Jahr 1740. mitten im Dec. der Zug in dasjenige Land ging, welches Preußen mit Lorbeerkränzen schmücken sollte, da wollte man in die preußischen Fahnen den Denkspruch setzen: Pro Deo et Patria. (**Für Gott und das Vaterland.**) Allein der König strich pro Deo, (für Gott,) weg, und sagte: „man müßte den Namen „Gottes nicht so in die Streitigkeiten der Men„schen mischen. Der Krieg betreffe eine Provinz, „nicht aber die Religion."

Bey dieser Gelegenheit bekam das Regiment Garde statt der Fahne einen massiven römischen Adler von Silber, der auf einem vergoldeten Stabe getragen wurde. Dieser Adler setzte die Preussen in die Nothwendigkeit, unüberwindlich zu seyn. Um aber auch in andern Stücken den alten Römern zu gleichen, hielt der König eine Anrede an seine Generale und Officiere, welche so lautete:

„**Meine Herren!**

„Ich betrachte euch nicht als meine Unter„thanen, sondern als meine Freunde. Die bran„denburgischen Truppen haben sich jederzeit durch „ihre Tapferkeit hervorgethan und bei unterschied„lichen Gelegenheiten Proben ihres Muths abge-

„leget.

„leget. Ich werde bei allen Unternehmungen mit „zugegen seyn. Ihr werdet vor meinen Augen „fechten, und ich will mehr wie ein Vater, als „Oberherr diejenigen belohnen, welche sich durch „ihren Eifer in meinen Diensten hervorthun wer„den."

Als der Marquis von Beau seine Verwunderung über die kriegerischen Bewegungen der Preußen zu verstehen gab, und damals fragte: Ob sie wider Oesterreich oder Frankreich gerichtet wären? bekam er weiter nichts zur Antwort: Ich werde, wie ich glaube, euer Spiel spielen. Wenn ich die As bekomme, so wollen wir theilen. —

Im Jahr 1741. den 10ten April legte der König bei der Schlacht bei **Molwitz** die deutlichsten Proben seiner persönlichen Herzhaftigkeit ab. Er war jederzeit in dem grösten Feuer gegenwärtig, und rufte dem rechten Flügel, der anfänglich weichen wollte, zu mehrern Male zu! **Ihr Brüder! Preussens Ehre! Eures Königes** Leben! — Der König befand sich anfänglich bei der Artillerie, auf welche die Oesterreicher ihre meisten und grösten Kanonen gerichtet hatten, um solche unbrauchbar zu machen. Als einmal ein paar Kugeln ihm so nahe kamen, daß er ganz mit Koth bespritzt wurde, sagte er mit dem ihm so eigenen kalten Blute zu einem Officier von der Artillerie: Schicket diese Kugeln wieder zum Feinde zurück. Ich mag nichts mit ihnen zu thun haben.

In dem schweren und blutigen Kriege, welcher im Jahre 1756 ausbrach und bis 1763 währte, sagte König Friedrich gegen einen Minister, der seiner Vertraulichkeit gewürdiget wurde: „Ich sehe mit Bedauern die Unbeweglich„keit der Königin von Ungarn, und die Neigung „ihres Ministerii. Aber ich schmeichle mir, daß „man meine Meinung für gerecht halten werde. „Meine Gerechtsame sind dergestalt erwiesen, daß „auch die zuvor am meisten dawider eingenomme„nen Personen sie gegenwärtig nicht in Zweifel „ziehen können. Ich habe nichts vergessen, um „den Vergleich zu erleichtern. Ich habe meine „Anforderungen sehr gemäßiget. Ich habe gar „in einer Inaction bleiben wollen, da ich doch „mit Vortheil hätte agiren können. Ich glaube „also nicht, daß man mir mit Recht die Schuld „der üblen Folgen geben werde.“

Als der zwischen Preußen und Oesterreich geschlossene Friede ruchtbar ward, und die Tractaten zwischen dem König und der Königin von Ungarn ihre Richtigkeit hatten, gab der König an alle seine Generals im Hauptquartier zu Kuttenberg ein großes Tractament, und sagte bey dem ersten Trunke während der Tafel die Worte: Meine Herren, ich verkündige euch, daß gleichwie ich niemals die Absicht gehabt, die Königin von Ungarn zu unterdrücken, ich den Schluß gefasset, mich mit dieser Prinzeßin zu vergleichen, und die Vorschläge anzunehmen, welche sie mir zur Genugthuung meiner gehabten Rechte gethan hat. Der König nahm hier

hierauf das Glas, und trank es auf die Gesundheit der Königin von Ungarn, und auf die glückliche Versöhnung mit ihr aus, worauf er auch die Gesundheit des Großherzogs von Toscana und seines Bruders mit den Worten trank: Auf die Gesundheit des tapfern Prinzen Karls! — Und damit war der Friede geschlossen.

Im Jahre 1745 den 4. Jun. siegte der König bey Hohenfriedberg. Wenig Tage vorher schickte der König von Frankreich den Ritter de **la Tour** an den preußischen Monarchen, ihm die Nachricht von dem Siege bei Fontenoy zu überbringen. Nachdem er sich seiner aufgetragenen Verrichtung entledigt, ersuchte er den König, ihm zu vergönnen, daß er noch eine Zeitlang bey seiner Armee bleiben möchte. — Sie wollen sehen, autwortete der König, wer Schlesien behalten wird? — Nein, Sire! antwortete der Ritter de la Tour, ich will nur ein Zeuge von demjenigen seyn, was Eu. Majestät thun werden, Dero Feinde zu züchtigen, und ihre Unterthanen zu vertheidigen. — Auf diesen Sieg bey Hohenfriedberg folgte der Sieg bei **Sor** den 30. Sept. und im November die Niederlage der Sachsen bei **Groshennersdorf.** Bei diesem leztern Vorfall muß man den Sachsen den Ruhm wiederfahren lassen, daß sie mit vielem Muth und Entschlossenheit gefochten. Ein Beweis davon sind die eigenen Worte des Königs, der in einer Relation von dieser Begebenheit ihnen das Lob gab: Die Sachsen haben mit so vieler Tapferkeit gefochten,

daß,

daß, wenn ihre Alliirten ihnen beigestanden hätten, der Sieg noch zweifelhaft gewesen seyn würde. Der König schrieb nach dieser Begebenheit folgenden laconischen Brief an den Fürsten von Anhalt: Ich habe meinen Streich in der Lausitz ausgeführet. Vollführet den eurigen in Leipzig, so hoffe ich euch in Dresden wieder zu sehen. Kaum hatte der Fürst den Brief erhalten, so machte er alle Anstalten, die sächsischen um Leipzig stehenden Truppen zu vertreiben. Er verjagte dieselben, und bahnete sich den Weg zu der berühmten Schlacht bei Kesselsdorf.

Nach dieser blutigen Schlacht hielt der König als ein bescheidener Sieger seinen Einzug in Dresden. Hier bezog er den Pallast des Fürsten Lubomirsky, begegnete den Prinzessinnen und Damen mit vieler Leutseligkeit, und legte den sächsischen Truppen viel Lob bey. Er wandte sich hierauf zu den Damen. „Ich sehe wohl, sagte der König, daß, so sehr sie sich auch stellen, mich gern zu sehen, sie mich doch noch lieber weit von hier wünschen werden. Meine Abreise hängt von dem Könige in Pohlen ab; ich bin nach Sachsen gekommen, den Frieden zu erbitten, und man hat Krieg führen müssen. Ich wünsche weiter nichts, als ihn zu endigen, weil ich überzeugt bin, daß das Schicksal der Waffen nur die Dauer eines Tages hat ich aber weit entfernt bin, zu glauben, daß mein Glück dauerhaft seyn werde. Indessen wird man doch den Unterschied sehen, der zwischen meinen und den feindlichen Truppen ist; und ob ich gleich versichert bin, daß, wenn man in meine

Staaten gekommen wäre, man alles mit Feuer und Schwerd verheeret haben würde: so werde ich dennoch den geringsten Exceß, den meine Truppen hier begehen sollten, auf das härteste bestrafen lassen.

Die Gräfin von **Watzdorf** wollte die Partey der sächsischen Truppen nehmen. Ich glaube wohl, Madame! unterbrach sie der König, daß an den Orten, wo sich der Herr Graf von Rutowsky befunden haben würde, dergleichen nicht vorgefallen wäre. Die Höflichkeit und edle Denkungsart dieses Generals ist mir zu gut bekannt, als daß ich dergleichen Argwohn auf seine Kosten schöpfen sollte. Würde er aber wohl, Madame, Herr über die Ulanen, Bosniaken und österreichische Truppen gewesen seyn? — Urtheilen sie davon aus ihrer Aufführung in Baiern, Schlesien und Sachsen selbst, welches sie doch zu beschützen gekommen waren. — Der hierauf erfolgte Friede machte allen diesen Bedrückungen ein Ende.

Wenig Jahre vor dem Ausbruch des damaligen Kriegs, kam einer von denjenigen stolzen Engländern, die man **Olde Britons** nennet, auf seinen Reisen nach Berlin, und machte dem König seine Aufwartung, der sich etliche Minuten mit ihm unterredete. Der Monarch tadelte in dieser Unterredung die britannischen Gesetze, die die Unterthanen berechtigen, die Waffen wider ihren Oberherrn zu ergreifen. Der Britte suchte die Verfassung seines Vaterlandes zu rechtfertigen.

O, versetzte der König, wenn ich König von England wäre, so wollte ich nur in einem Jahre, — Aber Sire, unterbrach ihn der Engländer mit vieler Freymüthigkeit, **bei ihrer Denkungsart würden Sie nicht einen Tag König von England** bleiben.

Zu Loboschitz und Prag ärnteten die Preußischen Helden ganze Wälder von Lorbeern ein. Aber vor Prag blieb **Schwerin** der würdige Preußische Held. In dieser blutigen Schlacht **vor Prag** riß **Schwerin** einem Fähndrich die Fahne aus der Hand, und ging mit solcher vor seinem Regiment her und munterte sie auf, die Ehre ihres Königs zu rächen. Kaum war er auf diese Art zwölf Schritte gegangen, als ihn ein Kartätschenschuß zu Boden stürzte. — Inzwischen folgte auf **Schwerins** Tod damals der Sieg. — Der König ging nach der Schlacht selbst auf den Platz, wo dieser würdige Greis noch in seinem Blute auf dem Bette der Ehren lag. Der König betrachtete ihn schweigend, die Thränen stiegen ihm in die Augen, und er brach endlich in die Worte aus: **In dir habe ich meinen Vater verloren.**

Nach der Schlacht bei **Lissa** schrieb der **König** an die **Kaiserinkönigin** eigenhändig ein Schreiben, in welchem er sich von diesem ihm unglücklichen Tage so ausdruckte: und ohne der Schlacht vom 18. Jun. wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit ge-

habt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kann seyn, daß wider meine Natur Dero Schönheit und Großmuth den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen. — Als der König den Tod des tapfern Generals von **Winterfeld**, und zugleich den schwedischen Einfall in Pommern erfuhr, sagte er: Wider die Menge meiner Feinde werde ich schon noch Mittel finden können; aber ich werde wenige Winterfelds wieder antreffen.

Da sich am 15ten Sept. der König bei dem **Herzog von Gotha** durch einen von seinen Officiers mit einem Kompliment an den Herzog anmelden, und Sr. Durchlaucht dabei melden ließ, daß er gern das Vergnügen haben möchte, mit ihm zu Mittage zu speisen, traf dieser Officier eben zu der Zeit auf dem Friedensteine ein, als sich der Herzog wollte zur Tafel setzen. — Einen Augenblick nachher kam der König selbst, und sagte, indem er den Herzog umarmte: Ich habe mit Fleis den Augenblick erwählt, da ich glaubte, daß Eu Durchlaucht an der Tafel seyn würden, um ohne Umstände bekomplimentirt zu werden, und das Diner freundschaftlich mit ihnen einzunehmen. — Bei der Mahlzeit bezeigte sich König **Friedrich** sehr aufgeräumt; seine Gespräche waren lebhaft.

Bei der Durchreise des Königs durch **Leipzig**, gönnete der König den Musen einen sehr günstigen Blick am 15. Oct. 1760. wovon dessen Unter-

Unterredung mit dem Professor Gottschedt ein thätiger Beweiß war. Der König ließ den deutschen Dichter am jeztgedachten Tage zu sich kommen, es war Nachmittags um drey Uhr, und unterredete sich mit ihm von vielerley Materien aus den schönen Wissenschaften, der Historie, den Sprachen und Uebersezungen, und dies dauerte bis um halb sieben Uhr. — Als unter andern auch von der Fähigkeit der deutschen Sprache im Ausdrucke sanfter Leidenschaften und zärtlicher Empfindungen die Rede war, und der Professor Gottschedt die Parthey der Deutschen nahm, so schlug der König im Rousseau eine französische Ode auf, und versicherte dabei, daß es sehr schwer seyn würde, diese Ode mit gleicher Schönheit und Kürze deutsch zu geben.

Der Leipziger Professor Gottschedt erbot sich einen Versuch mit einer Strophe zu machen, und der König legte ihm aus der französischen Ode folgende Strophe vor: Sous un plus hûreux auspice La Deesse des amours Veut etc. — Dem Könige das Vorurtheil von der Rauhigkeit unsrer Muttersprache zu benehmen, und ihn von ihrer edlen Einfalt und Stärke in dem Ausdruck der schönen Leidenschaften zu überführen, übersezte der Professor Gottschedt diese Ode folgendergestalt:

Mit ungleich glücklicherm Geschicke
Gebeut die Göttin zarter Pein
Ihr deine schönen Augenblicke
Zum Opfer noch einmal zu weyhn,
Der Holzstos hebt an aufzugehn.

Der Altar glänzt, des Weihrauchs Düfte
Durchdringen schon die weiten Lüfte,
Das Opfer wird gedoppelt schön.
Durch Amors Gluth ist es verflogen,
Und das Geheimniß wird vollzogen.

Der König schrieb nachher an diesem deutschen Apol: Ich danke ihnen für die Strophe aus dem **Rousseau**. Ich erstaune, daß sie diese Strophe in das Deutsche übersetzen können. — Bei dieser Gelegenheit verfertigte der König das bekannte Gedicht: Le Ciel en dispensant ses dons u. s. f. —

Ehe noch der König von Leipzig abreisete, überschickte der Professor **Gottschedt** folgende Zeilen an den König, und zwar noch um halb zehn Uhr des Abends:

Dem Cäsar dieser Zeit, im Siegen wie im Schreiben, Ehrt längst das deutsche Musenchor;
Sein eigner Werth hebt ihn empor, Wie könnt ihr Pindus Ihm die Lorbeern schuldig bleiben?
Monarch, den deines Vaters Knecht Auch ungenannt durch manches Lied erhoben
Ist Dir kein deutscher Reim zu schlecht, So wird er Dich gewiß bei später Nachwelt loben.
Doch Helden pflanzen Lorbeerhaine:
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt:
Dein siegreich Schwerd ist längst umlaubt,
Und dein Bewundrer bleibt
der Deine.
Gottschedt.

Der König verließ hierauf Leipzig und gieng nach Torgau, kaum aber Mittwochs den 26sten Oct. bereits wieder zurück. Noch denselben Tag um

erhielt der Professor Gottschedt Nachmittags um drey Uhr abermal Befehl, Sr. Majestät aufzuwarten. Er gehorsamte, und der König unterhielt sich eine ganze Stunde mit ihm von den freien Künsten und schönen Wissenschaften; befahl ihm zugleich an, den folgenden Tag um eben diese Zeit wieder zu kommen, und etwas von der Arbeit seiner gelehrten Frau mitzubringen. Der Professor Gottschedt kam, und brachte eine Antwort auf das obengedachte Sinngedicht des Königs mit, welche der Monarch vom Anfange bis zum Ende laut herlas; ob sie gleich einen ganzen Bogen, compreß gedruck, stark war. Schwerlich würde ein österreichischer Wachtmeisterlieutenant diese Geduld gehabt haben.

Diesmal war das Gespräch vornämlich von den berühmtesten französischen Tragödienschreibern, und dauerte bis acht Uhr; ohnerachtet die Armee denselben Tag bei Leipzig angekommen war, und der König während der Unterredung mehr als einmal hinausgieng, die nöthigen Ordres zu ertheilen. Die Lebhaftigkeit und Gegenwart des Verstandes war bei diesem Monarchen außerordentlich; der bedenklichen Umstände ohnerachtet, worin er sich damals befand. Er wuste den Werth der vornehmsten Schriftsteller fast aller Nationen auf das genaueste zu bestimmen. Er kannte den Werth eines Aristoteles, Descartes, Malebranche, Locke, Leibnitz und Wolf, eines Bünau, Bar und Mascow, eines Cicero, Mosheim, Reinbeck und Quandt, eines Virgil, Horaz, Corneille, Racine, Crebillon, Rousseau, Voltaire, Canitz und

Pietsch

Pietsch. Kurz, der König redete von den Wissenschaften als ein Meister.

Zum Beschluß las er dem leipziger Gelehrten noch eine französische Uebersetzung der 29sten Ode des Horaz im 3ten Buche vor; worin sonderlich die vier letztern Strophen merkwürdig sind: Fortuna ſaeuo laeta negotio Ludum inſolentem ludere pertinax u. ſ. f. Vielleicht ist dies eben dieselbe Ode, welche in dem ersten Theile der poetischen Werke dieses Monarchen unter der Aufschrift **an den Graf von Brühl** bekannt ist. — Die vier letzten Strophen des Horaz lauten daselbst so: „Lerne das unbeständige und flatterhafte „Glück kennen. Die treulose belustiget sich an „den grausamsten Unglücksfällen; sie hintergehet „den Weisen wie den Pöbel, und spielet trotzig „mit der ganzen schwachen Welt. Heute ver„breitet sie (es ist von der heidnischen Göttin For„**tuna** die Rede) über mein Haupt alle ihre „Gunstbezeigungen, und morgen bereitet sie sich „schon, sie einem andern zu ertheilen. —

„Wird sie ihren seltsamen Unbestand bei mir „aufhören lassen, so soll ihr mein Herz für das „Gute danken, das sie mir erweisen wird. Will „sie aber ihre Gunstbezeigungen an einem andern „Ort austheilen; so gebe ich ihr ihre Geschenke „ohne Verdruß, ohne Reue zurück. Voll von „einer stärkern Tugend umarme ich die Armuth, „wenn sie mir zum Heirathsguth nur Ehre und „Tugend mitbringt.“

XX
I. 84
I. 85
III. 90

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

A*

Das besondere Leben und Character des bewunderten und verewigten preuß
ischen Königes Friedrich des Großen

Bd.: [1]

[S.l.] (1787)

Bor. 115 p-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013484-3
VD18 90063368